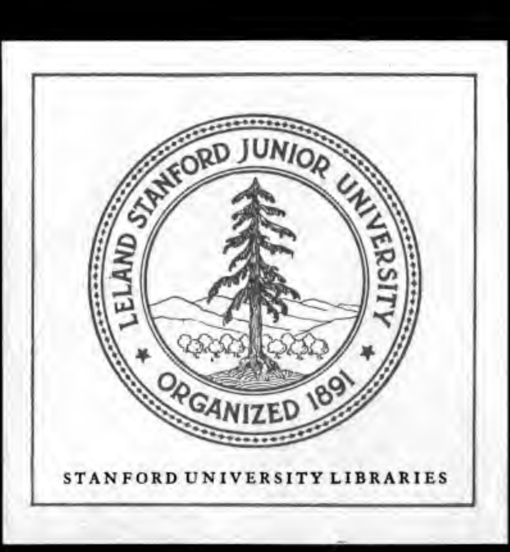
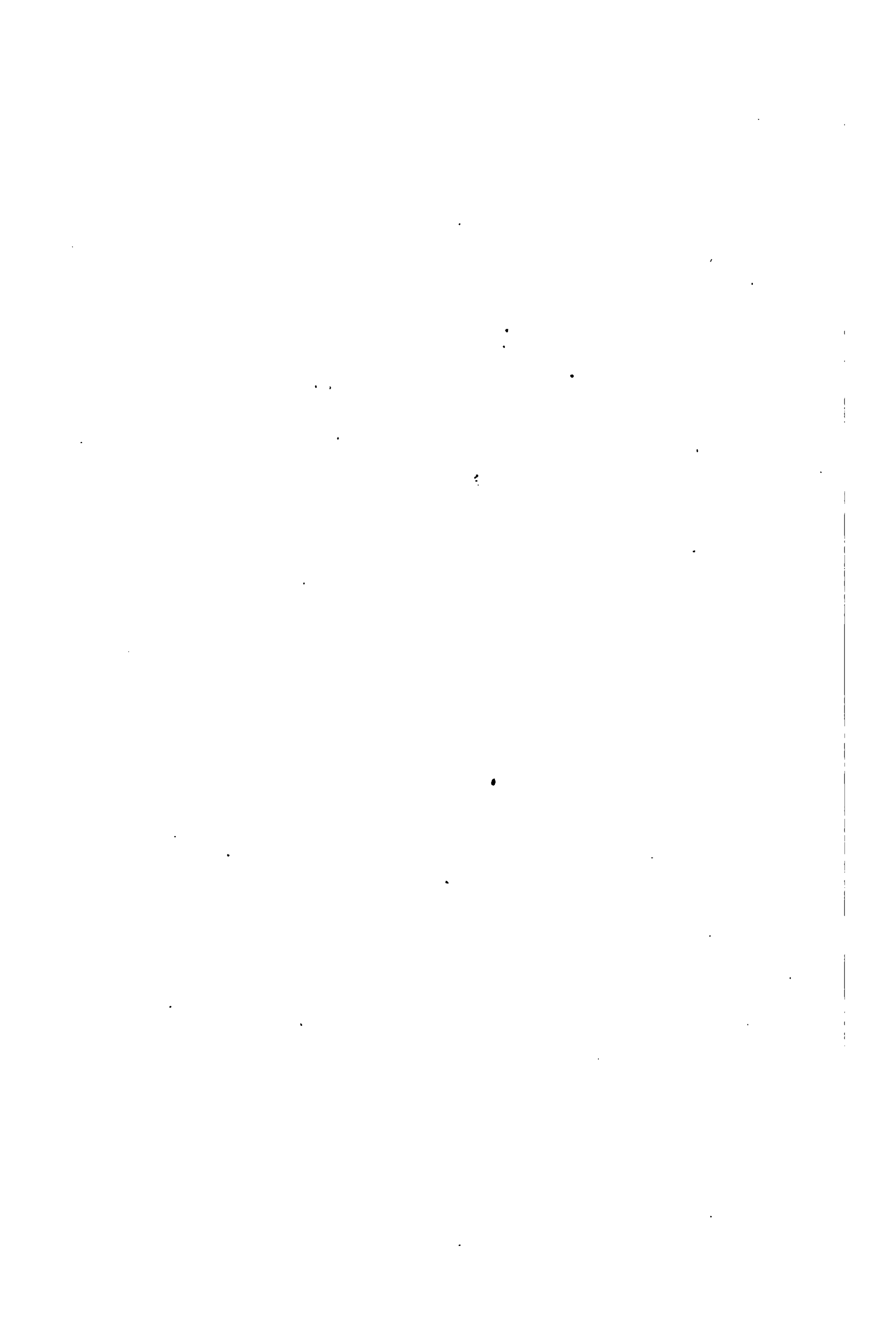



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES









Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller

1796—1803

Bearbeitet und herausgegeben

von

Friedrich Clemens Ebrard



Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1911

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Die Trennung von Schiller wird mir ewig schmerzhaft bleiben. Er ist immer der einzige gewesen, mit dem ich recht eigentlich habe reden und leben können, dem ich wirklich Genuß gab, und von dem ich Genuß und Stimmung zugleich erhielt.

Marino, 5. September 1804.

Wilhelm von Humboldt
an seine Gattin.

Ueber meinen Briefwechsel mit Schiller schreibst Du sehr hübsch, liebe Tochter. Das Arbeiten an diesen Briefen hat auch mir große Freude gemacht und das Schreiben über Schiller und Göthe. Es ist sehr wahr, daß allen tiefer und feiner fühlenden Menschen etwas in der Seele liegt, das mit allem Wahren und Schönen verwandt ist und lebendig wird, wenn das Gleichartige es berührt. Das in den besseren und edleren Menschen zu treffen, ist die eigentliche Freude beim gelingenden Schreiben.

Tegel, 24. Januar 1831.

Wilhelm von Humboldt
an seine Tochter Gabriele.



Vorbemerkung.

Das freundliche Entgegenkommen des Verlags der „Deutschen Rundschau“ hat mich in den Stand gesetzt, die bisher unbekannten Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller, die ich im Jahre 1909 für die Stadtbibliothek Frankfurt am Main erworben und im 37. Jahrgang dieser Zeitschrift veröffentlicht habe, nunmehr auch in einer Buchausgabe erscheinen zu lassen.

Über die Herkunft dieser Briefe, mit denen zugleich zwei ebenfalls unbekannte, im 31. Band des „Goethe-Jahrbuchs“ von mir mitgeteilte Briefe Humboldts an Goethe vom 9. Februar 1796 und vom 18. August 1800 sowie eine Anzahl anderer Schriftstücke in das Eigentum der Frankfurter Stadtbibliothek übergingen, ließ sich nur ermitteln, daß ihr Vorbesitzer sie sämtlich von einem im Jahre 1864 in Frankfurt verstorbenen, aus Norddeutschland stammenden Verwandten geerbt hatte. Indes gibt der Umstand, daß die Mehrzahl der letzterwähnten Schriftstücke an den General der Infanterie Ludwig Freiherrn v. Wolzogen — geboren am 4. Februar 1773, gestorben am 4. Juli 1845

und von 1817 bis 1836 preußisches Mitglied der Militärkommission des Bundestags in Frankfurt — gerichtet war, einen weiteren Fingerzeig. Wir wissen aus Briefen Ernst v. Schillers, seiner Tante Karoline v. Wolzogen und des Generals[1]), daß Schillers Sohn Ernst im Jahre 1826 die Originalbriefe Humboldts an Schiller, soweit sie noch im Besitze der Familie Schiller waren, dem General in Frankfurt übergeben hatte, der es übernahm, sie durch seinen Sekretär für die von Karoline v. Wolzogen geplante Veröffentlichung des Briefwechsels abschreiben zu lassen. Die fertige Kopie ging zunächst nach Köln an Ernst v. Schiller, der sie volle zweieinhalb Jahre bei sich behielt, bevor er sie endlich am 9. Oktober 1829 von seinem neuen Wohnsitz Trier aus an Humboldt behufs Ausscheidung dessen, was dieser etwa nicht gedruckt zu sehen wünschte, weitersandte[2]). Humboldt fand jedoch bei dieser Arbeit, wie er am 6. März 1830 an Karoline v. Wolzogen schrieb[3]), die von „so zahllosen und fürchterlichen Fehlern wimmelnde, so ungeschickt (wie ein Acteurheft) gemachte Abschrift“ als

---

[1]) Vgl. Karl Schmidt, „Schillers Sohn Ernst“. Neue Ausgabe. S. 304, 307, 308, 310, 314, 343—346, 351—353. Paderborn 1905.

[2]) Vgl. Humboldts Brief vom 23. Oktober 1829 an Ernst von Schiller im „Marbacher Schillerbuch“, Bd. I, 2. Auflage, S. 347 f. Stuttgart und Berlin 1905.

[3]) Der Brief ist mitgeteilt in „Literarischer Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen“, 2. Auflage, Bd. II, S. 54—57. Leipzig 1867.

Druckvorlage so gänzlich ungeeignet, daß er sich die Originale erbat und eine neue saubere Kopie herstellen ließ; diese übermittelte er, nach Einschaltung der bei ihm noch vorhandenen Briefe Schillers, am 10. April an Karoline v. Wolzogen[1]), von der sie dann Cotta im Mai erhielt[2]). Daß nun unsere Briefe weder in der ersten Frankfurter Abschrift mitenthalten sein, noch unter den nachträglich an Humboldt gesandten Originalen sich befunden haben konnten, ist zweifellos. Denn er hat zwar bei der Redaktion des Briefwechsels „alles zu Streichende gestrichen“[3]); diese Streichungen betrafen aber neben vielen einzelnen Stellen nur fünf geschäftliche Briefe[4]). Allerdings hatte er von vornherein seine Zustimmung zur Veröffentlichung des Briefwechsels nur sehr ungern gegeben: er hegte „die innere Ueberzeugung, daß dieser ganze Briefwechsel nicht gedruckt werden sollte“, und behielt sich sogar ausdrücklich vor, ganze Briefe zu „durchstreichen“, welche „eine gewisse weitläufige Art, zu philosophieren“, die leider in seinen Briefen vorgeherrscht habe, zeigten[5]). Allein bei der erneuten Durchlesung seiner Briefe kam er, teils im Hinblick auf die Wichtigkeit des Briefwechsels für die Kenntnis

---

[1]) „Literarischer Nachlaß“, Bd. II, S. 58.

[2]) K. Schmidt, „Schillers Sohn Ernst“, S. 359.

[3]) Brief vom 6. März 1830 an Karoline v. Wolzogen.

[4]) Aus 1792 und 1795; zuerst in K. Goedeke, „Geschäftsbriefe Schiller's“, Leipzig 1875, mitgeteilt.

[5]) Brief vom 23. Oktober 1829 an Ernst v. Schiller.

von Schillers geistigem Entwicklungsgang, teils aus Rücksicht auf Schillers Erben, zum Entschluß, ihn im wesentlichen vollständig zu veröffentlichen. So schrieb er denn schon am 12. Februar 1830 an den alten Freund Körner, dem er das Manuskript des Briefwechsels partienweise zur Prüfung sandte [1], er habe nur, was noch lebenden Personen oder den Familien Verstorbener anstößig sein oder was durchaus für das Publikum kein Interesse haben könne, dagegen, wenn „ein Brief allgemeinen Raisonnements . . . halbwahre oder schiefe Ansichten" enthalte, „gar nichts" — also am wenigsten ganze Briefe! — gestrichen. Und übereinstimmend damit äußerte er sich am 10. April gegenüber Karoline v. Wolzogen bei Übersendung des bis auf die „Vorerinnerung" druckfertigen Briefwechsels [2]: „Er ist sehr zusammengeschmolzen, da viele Stellen wegbleiben mußten, theils weil sie comprommittirend waren, theils weil sie gar kein Interesse für das Publikum haben konnten. . . . Von Ideen und Raisonnements habe ich kein Wort gestrichen." War somit Humboldt nicht nur weit davon entfernt, wichtigere Briefe ganz zu streichen, so hat er im Gegenteil sogar das Fehlen so vieler seiner Briefe an Schiller ausdrücklich beklagt. So sagt er schon

---

[1]) Der Brief ist von Albert Leitzmann mitgeteilt im Nachtrag zu der von ihm bearbeiteten dritten vermehrten Ausgabe des „Briefwechsels zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt", S. 328—330. Stuttgart 1900.

[2]) „Literarischer Nachlaß", Bd. II, S. 58.

in dem eben erwähnten Schreiben vom 12. Februar an Körner: „Uebrigens muß ich bemerken, daß mein Briefwechsel von Schiller oder dessen Erben etwas sorglos behandelt worden ist. Es fehlen nicht nur offenbar Briefe, sondern manche endigen auch mitten im Satz.“ Und in seiner vom Mai 1830 datierten „Vorerinnerung“ zum Briefwechsel heißt es wörtlich [1]: „Die gegenwärtige Sammlung enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz uninteressante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben.“ Mangeln somit alle Anhaltspunkte dafür, daß unsere Briefe Humboldt bei der Redaktion des Briefwechsels vorgelegen haben, so läßt anderseits die Tatsache, daß nunmehr zugleich mit ihnen eine Anzahl auf den General v. Wolzogen bezüglicher Schriftstücke an den Tag gekommen ist, den sicheren Schluß zu, daß jene zwar von Ernst v. Schiller im Jahre 1826 dem General noch mit den übrigen nachmals von Humboldt veröffentlichten übergeben worden, aber

[1] „Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. von Humboldt“, S. 3. Stuttgart und Tübingen 1830. Das Fehlen so vieler Briefe war übrigens auch Karoline v. Wolzogen aufgefallen, die am 14. Mai an Humboldt schrieb: „Es müßen doch auch von Ihnen viel Briefe mehr existiert haben, sie sind ein großer Verlust“, vgl. A. Leitzmann, „Aus Schillers Freundeskreis“ im „Euphorion“, Bd. XII, S. 797. Leipzig und Wien 1905.

bereits während der Herstellung der ersten Frankfurter Abschrift auf eine heute nicht mehr feststellbare Weise aus dem Gewahrsam des Generals abhanden gekommen sein müssen.

Wie dem aber auch sei, man muß hocherfreut sein, daß dieser Schatz nunmehr für alle Zeiten gerettet ist, und es gebührt dem Manne, der der Frankfurter Stadtbibliothek die Mittel zu seiner Erwerbung gewährt hat, Herrn Stadtrat Konrad Binding, hierfür der Dank auch der Wissenschaft!

Die Bedeutung der neuen Briefe ergibt sich schon aus deren rein äußerlicher Wertung. Die erste Ausgabe des Briefwechsels (1830) enthielt überhaupt nur 37 Briefe Humboldts an Schiller und darunter nur vier aus der Zeit von 1796 bis 1803. In der dritten, im Jahre 1900 veranstalteten Ausgabe konnte Albert Leitzmann aus diesen Jahren drei weitere Briefe und die Nachschrift zu einem vierten, im übrigen verlorenen mitteilen; seitdem sind zwei weitere 1905 im „Euphorion“ [1]) und einer 1909 im „Marbacher Schillerbuch“ [2]) hinzugekommen, so daß ihre Anzahl auf zehn bzw. elf gestiegen war. Zusammen mit den von mir veröffentlichten Briefen besitzen wir nunmehr, da einer davon mit der erwähnten Nachschrift zusammengehört, nicht weniger als 46 aus den Jahren 1796 bis 1803, und es

[1]) Vom 30. Januar 1796 und vom 29. Mai 1802 im „Euphorion“, Bd. XII, S. 381 und 397 f.

[2]) Vom 11. Juli 1803 im „Marbacher Schillerbuch“, Bd. II, S. 33. Stuttgart und Berlin 1909.

fehlen, wenn wir Schillers von Ernst Müller im Jahre 1893 herausgegebenen Kalender heranziehen, jetzt nur noch 22 Briefe aus der Zahl derer, die er in diesen acht Jahren von Humboldt erhalten hatte.

Auf die einzelnen Jahre verteilen sich unsere neuen Briefe wie folgt: Es sind aus 1796 : 16; aus 1797 : 8; aus 1798 : 5; aus 1799 : 1; aus 1800 : 2; aus 1802 : 2; aus 1803 : 2. Dem Orte der Absendung nach stammen aus Berlin 16, sämtlich von 1796; aus Dresden 5, Wien 1, München 1, sämtlich von 1797; aus Paris 9, nämlich 1 noch von 1797, 5 von 1798, 1 von 1799 und 2 von 1800; aus Tegel 1 von 1802; endlich aus Rom 3, wovon 1 von 1802 und 2 von 1803.

Noch größere Bedeutung als ihr äußerer Umfang hat aber der inhaltliche Wert der neuen Briefe. Wie in den früher bekannten, so bespricht Humboldt auch in diesen mit Vorliebe eigene literarische Pläne, sowohl in Aussicht genommene und wieder beiseite gelegte als zur Ausführung gelangte, mit dem Freund, dessen Urteil für ihn die höchste kritische Instanz bedeutete; es sei in dieser Hinsicht u. a. auf die begonnene, aber nicht vollendete Würdigung des Reineke Fuchs (Brief Nr. 3), besonders aber auf das von ihm geplante große Werk einer Charakteristik des achtzehnten Jahrhunderts (Nr. 9 und 10), von dem dann freilich nur die Einleitung und auch diese erst aus seinem Nachlaß erschien, und auf seine Abhandlung über Goethes Hermann und Dorothea (Nr. 26 und 28) hingewiesen. Ebenso

eingehend verbreitet er sich über noch ungedruckte Dichtungen Schillers, die ihm dieser zur Beurteilung sandte, wie die für den Musen-Almanach 1797 bestimmte Klage der Ceres (Nr. 11) und die in dessen Jahrgang 1798 zuerst veröffentlichten Balladen (Nr. 19); über die letzteren sprach er sich dann, nachdem sie im Druck erschienen waren, nochmals ausführlich aus (Nr. 24). Von größter literarhistorischer Bedeutung in dieser Beziehung ist aber der Brief über den Wallenstein (Nr. 31), ein um so wichtigeres Dokument, als Humboldt in seiner „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“ dem Wallenstein nur eine kurze Bemerkung gewidmet hat. Seine Beurteilung des Gesamtwerks, seine Charakteristik des Helden und der übrigen Hauptpersonen, seine prägnante Würdigung des Genius Schillers, seine Vergleichung der Bedeutung Schillers mit derjenigen Goethes und Shakespeares, endlich seine Erörterung über die Behandlung der Sprache durch Schiller und die Beziehungen der Sprache zur Dichtkunst überhaupt wird man nicht ohne das größte Interesse lesen. Daß in den Briefen übrigens vielfach auch literarischer Hervorbringungen anderer Autoren kritisch gedacht wird, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Was Humboldts Briefe insbesondere so bedeutsam macht, seine Gepflogenheit, an die Besprechung irgendeines von ihm oft nur nebenher erwähnten Gegenstandes allgemeinere, aber in die Tiefe gehende und philosophisch begründete Er-

örterungen anzuknüpfen, das findet sich auch in unseren Briefen in reichem Maße. Ich erwähne hier die Darlegungen über die antiken und modernen Silbenmaße, den Reim und „das vollkommenste Produkt des modernen Versbaues“, die Stanze (Nr. 5); über die Anwendung des Verses in dramatischen Werken (Nr. 6); über die Ballade als Dichtungsgattung im allgemeinen und bei Schiller im besonderen (Nr. 19); über den größeren Wert dichterischer Bearbeitung — „Umwandlung des Fremden in die eigene Natur“ — gegenüber der bloßen Übersetzertätigkeit (Nr. 24); über den „Unterschied zwischen dem Individuellen und Idealen, dem Antiken und Modernen“ (Nr. 18); über das Ideale und Individuelle in den antiken Statuen (Nr. 20); über die Poesie und Schauspielkunst der Franzosen (Nr. 25) und über den Nationalcharakter dieser letzteren überhaupt (Nr. 30); sodann die Berichte über seine wiederholten Redeturniere mit französischen Gelehrten über metaphysische Fragen (Nr. 25 und 27) und endlich die tiefgründige „Klassifikation aller intellektuellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Tätigkeit“, deren Ergebnis für Humboldt die Unterscheidung von vier Arten von Wissenschaften ist, der technischen, der spekulativen, der ästhetischen und der teleologischen (Nr. 2).

Es ist freilich kaum zu leugnen, daß manche dieser Exkurse in einer für unsere heutigen Begriffe mitunter etwas schwerfälligen Sprache geschrieben sind, wie denn bekanntlich auch schon Schiller wie Körner

seinen Stil wiederholt getadelt haben. Aber auf der anderen Seite imponiert Humboldt doch immer wieder durch die Tiefe seiner Gedanken, den Adel und die Reinheit seiner Gesinnung und die Vornehmheit seines Charakters. So sind denn auch die zahlreichen Briefstellen, in denen er über sich selbst, über seine Neigung und seinen Beruf zur ästhetischen Kritik, aber auch über die Grenzen seiner Begabung und die Schwierigkeit, seine Ideen in fruchtbringende Arbeiten umzusetzen, ja selbst über seinen Stil mit überraschender Objektivität [1]) spricht (Nr. 2, 12, 13, 14, 22, 25, 28, 32 und 35), besonders reizvoll. Geradezu rührend aber ist die Art und Weise, in der Humboldt der innigen Verehrung und Liebe, die er zeitlebens für Schiller hegte, auch in unseren Briefen einen lebhaften, mitunter sogar beinahe schwärmerischen Ausdruck gibt.

Bei der Bearbeitung der Briefe habe ich die Schreibung der Originale beibehalten, jedoch die Abkürzungen aufgelöst, die Anwendung der Antiqua auf fremdsprachliche Sätze und Worte beschränkt und die Interpunktion, soweit unbedingt erforderlich, verbessert. In den Anmerkungen habe ich wichtigere Stellen aus den Briefen anderer, namentlich Goethes, Schillers und Körners, zum Verständnis oder zur Ergänzung herangezogen, endlich für nicht

[1]) Wie streng Humboldt auch noch später sich selbst kritisierte, zeigen die oben erwähnten Briefe vom 23. Oktober 1829 an Ernst v. Schiller und vom 12. Februar 1830 an Körner.

allgemein geläufige Persönlichkeiten die Vornamen und Lebensdaten angegeben; Literatur über jede einzelne beizufügen, hätte zu weit geführt.

Frau Constanze v. Heinz, geb. v. Bülow, auf Schloß Tegel, der Enkelin Wilhelm v. Humboldts, bin ich für die gütige Gewährung ihrer Zustimmung zur Drucklegung der Briefe zu wärmstem Danke verpflichtet.

Herr Universitätsprofessor Dr. Albert Leitzmann in Jena, unser bewährtester Humboldtforscher, hat die große Freundlichkeit gehabt, eine Korrektur nach den Originalen der Briefe mitzulesen, mich auch sonst durch seinen wertvollen und maßgebenden Rat zu unterstützen und insbesondere meinen Kommentar durch eine Anzahl von Anmerkungen und Hinweisen zu bereichern. Es ist mir eine angenehme Pflicht, ihm auch an dieser Stelle hierfür aufrichtig und herzlich zu danken!

Frankfurt am Main, 25. Juli 1911.

Professor Dr. **Friedrich Clemens Ebrard,**
Geheimer Konsistorialrat,
Direktor der Stadtbibliothek.



Ständige Abkürzungen.

Bratranek = Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt. (1795—1832.) Im Auftrage der von Goethe-schen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. Auch unter dem Titel: Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse. Dritter Theil. Leipzig 1876.

Briefe, Bd. XI—XVI = Goethes Briefe. Auch unter dem Titel: Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abtheilung. Band 11—16. Weimar 1892—1894.

11. Band. 1796.
12. Band. 1797.
13. Band. 1798.
14. Band. 1799.
15. Band. 1800. 1801.
16. Band. 1802. 1803.

Briefe, Bd. IV—VII = Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Ohne Jahr.

4. Band. (1. September 1794 — 28. Juni 1796.)
5. Band. (2. Juli 1796 — 31. Dezember 1798.)
6. Band. (1. Januar 1799 — 29. November 1802.)
7. Band. (7. Januar 1803 — 25. April 1805.)

Briefwechsel, Th. III. IV = Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Leipzig 1859.
3. Theil. 1793—1796.
4. Theil. 1797—1805.

Kalender = Schillers Calender. Nach dem im Jahre 1865 erschienenen Text ergänzt und bearbeitet von Ernst Müller. Stuttgart 1893.

Leitzmann = Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Dritte vermehrte Ausgabe mit Anmerkungen von Albert Leitzmann. Stuttgart 1900.



Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller

1796—1803



1. 1796 Februar 9.

Antwort auf Schillers Brief vom 1. Februar (Leitzmann Nr. 55), Kalender S. 18; am 13. Februar bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 19.

Berlin, 9. Februar 96.

Sie halten eine so freundschaftliche Rechnung, lieber Freund, über unsern Briefwechsel, daß mich der Antheil, den Sie dadurch an unserm gegenseitigen Ideenumtausch beweisen, unendlich freut. Aber ja müssen Sie Sich deshalb nicht geniren, oder Sich auf irgend eine Weise in Ihren Antworten grade an den Inhalt meiner Briefe binden. Ich gewinne schon sehr viel, wenn ich Ihnen über jede Materie, die mich grade interessirt, ausführlich schreiben darf. Beantworten Sie sie auch nicht so bald, so kommen wir gelegentlich doch immer einmal darauf zurück und Sie erinnern Sich dann des früher Geschriebenen. Nur darum bitte ich Sie recht herzlich, wie auch Ihre eignen Beschäftigungen fortgehn oder still stehn möchten, mir doch gewiß immer wöchentlich Nachricht von Sich zu geben. Ich sehne mich zu sehr von Ihnen zu hören, und lebe in Gedanken zu viel mit Ihnen, um hier eine längere Entbehrung füglich ertragen zu können.

Die reducirte Stelle des Don Carlos, die Sie

mir mittheilen[1]), hat mir viel Freude gemacht, weil ihre Wahrheit grade da, wo Sie sie citiren, so frappant ist. Ehe ich noch das Blatt umschlug, wo Sie sagen, woher sie genommen ist, sahe sie mir so aus, als müßte sie zum Carlos gehören.

Den Gedanken, die ich Ihnen über das Charakteristische mitgetheilt habe[2]), werde ich gewiß nicht versäumen, weiter nachzugehen. Auch ist mir die Aufgabe, zu der sie gehören, wie Sie sehr richtig bemerken, zu sehr, durch meine Natur selbst aufgegeben. Ueber die Form und Art aber, sie darzustellen, bin ich noch immer verlegen, und in der That ist es nicht leicht, eine Materie von so weitem Umfang und so vielfacher Anwendung, in festen Schranken zu Einem Ganzen zu verarbeiten. Ihre Idee mit einer Charakteristik der GötterIdeale[3]) will mir nicht ganz in den Kopf. Das Historische setzt da, wie willkührlich man es auch behandeln möchte, immer der philosophischen Ausführung Schranken. Auch möchte ich nicht, bei der schon großen Schwierigkeit der Materie, noch die der Form zu

---

[1]) Am 1. Februar (Leitzmann Nr. 55). Die Stelle lautet:
O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und ganz es wiederscheint.

[2]) Wohl in einem der nicht erhaltenen Januarbriefe.

[3]) Diese Schreibung zusammengesetzter Wörter ist Humboldt eigentümlich.

sehr erhöhen, und endlich riskire ich bei einer solchen Behandlung, daß ich durch zu gesuchte Einmischung der Phantasie ins Pretiöse verfalle, da ich viel weniger Gefahr laufe, in einem simpeln Vortrage trocken zu werden. Sonst aber ist Ihre Unterscheidung des ästhetischen und moralischen Ideals (der Götter und des Gotts) eine sehr schöne und fruchtbare Idee. Nur scheint es mir, als gäbe es außer dem ästhetischen und moralischen Ideal noch ein drittes und als wäre dieß vorzüglich für den Charakter wichtig. Ich bin hierauf bei Gelegenheit einer Klassification aller intellectuellen (wissenschaftlichen und künstlerischen) Thätigkeit gekommen, durch die ich mit 4 großen Fächern die ganze Sphäre des Wissens und Bildens mir zu erschöpfen getraue. Doch denke ich dem allem noch erst reifer nach, und rede dann weiter in einem meiner nächsten Briefe mit Ihnen davon [1]).

Auf nichts bin ich eigentlich jetzt für den Augenblick so begierig, als auf die Xenien, die ich doch leider wahrscheinlich erst spät sehe. Es ist ein guter Einfall, Ihre beiderseitigen Eigenthumsrechte daran ganz und gar nicht zu sondern, und die enge Verschränkung zweier so heterogener Individualitäten wird schon allein ein wunderbares Produkt hervorbringen.

Gegen Reichardt [2]) haben sowohl Sie als Göthe

---

[1]) Im folgenden Brief Nr. 2 vom 13. Februar.

[2]) Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), Komponist und Schriftsteller, seit 1791 in Giebichenstein. In seinem

sehr Recht. Wunderbar ist es, daß gerade vor einigen Monaten ich gewißermaaßen ihm näher getreten bin, und ihn sogar in Giebichenstein zu besuchen versprochen habe. Er veranlaßte mich aber durch die zuvorkommendste Freundlichkeit dazu, als ich ihn einmal mit der Li einen Mittag bei Herz [1]) sah. Damals sprach er auch mit sehr vieler Achtung und Antheil von Ihnen. Gegen Göthe aber schien er schon damals einigen Mismuth merken zu lassen. Ich glaube sie sind über den GroßCophta, aus dem Göthe einmal eine Oper machen wollen, an einander gekommen. Wenigstens blickte so etwas aus einigen Aeußerungen durch.

---

im nächsten Absatz von Humboldt erwähnten Journal „Deutschland" erschienen Friedrich v. Schlegels Rezensionen, die Schiller und Goethe durch ihren Ton verletzten. Am 30. Januar hatte Goethe an Schiller geschrieben (Briefe Bd. XI, Nr. 3625): „Aus Ihrem Briefe seh ich erst daß die Monatschriften Deutschland und Frankreich Einen Verfasser haben. Hat er sich emancipiret, so soll er dagegen mit Karnevals-Gips-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug, sobald er aber Miene macht diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drey brennenden Fuchsschwänzen zuschicken." Vgl. auch unten den Brief Nr. 17 vom 18. Juni 1797.

[1]) Markus Herz (1747—1803), Professor und Arzt in Berlin, waldeckischer Hofrat und Leibarzt, Gatte von Henriette Herz geb. de Lemos.

Das Deutschland[1]) muß sinken, so sehr es sich auch durch Polemik zu halten strebt. Auch Wolf beginnt darin einen literarischen Briefwechsel gegen Heyne[2]), in dessen erstem Brief Herder's Aufsatz über Homer[3]) wieder ziemlich in Unehren, jedoch mit eignen Verwahrungen in Rücksicht auf die sonstigen Verdienste Herders gedacht wird.

Auch in der Oberdeutschen LiteraturZeitung sind die Horen recensirt[4]). Alles äußerst flach, bloßes alltägliches Lob. Ich hätte indeß Ursach mit dieser Recension am meisten zufrieden zu seyn. Aus meinem ersten Aufsatz[5]) ist ein ganz kurzer Satz,

---

[1]) Das von Reichardt herausgegebene Journal „Deutschland“. Vier Bände. Berlin 1796.

[2]) Band I, S. 223—240 und S. 349—373; Band II, S. 48—91.

[3]) Herders Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit“ war im 9. Stück des Jahrganges 1795 der „Horen“, S. 53—88, erschienen.

[4]) „Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung.“ Neunter Jahrgang. Salzburg 1796. Erste Jahreshälfte, Spalte 17—22, gezeichnet m. n. o. (Wieder abgedruckt bei J. W. Braun, „Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen.“ Erste Abth.: Schiller. Bd. II, S. 82—87. Leipzig 1882.)

[5]) „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur“ im 2. Stück des Jahrganges 1795 der „Horen“, S. 99—132; in den von Albert Leitzmann herausgegebenen „Gesammelten Schriften“, Band I, S. 311 bis 334. Berlin 1903. Hieran schloß sich Humboldts Abhandlung „Ueber die männliche und weibliche Form“ in den „Horen“ 1795, 3. Stück S. 80—103, und 4. Stück S. 14—40; in den „Gesammelten Schriften“, Bd. I, S. 335—369.

der aber den ganzen Inhalt bestimmt aussagt, ausgehoben, und hinzugesetzt, daß dieser Satz genug thuend ausgeführt sey. Der Ehre, daß diese Abhandlung einen wirklichen, in wenig Worten bestimmt und deutlich ausdruckbaren Inhalt habe, war ich bisher noch von keinem Recensenten gewürdigt worden.

Ich mußte heute Göthe schreiben, und bei Gelegenheit seines Mährchens habe ich mich verleiten lassen, so tief in den Text einzugehn, daß mir jetzt keine Zeit vor Abgang der Post mehr übrigbleibt. Es wäre mir lieb, wenn Sie diesen Brief an Göthe ansehen könnten. Wahrscheinlich redet er Ihnen davon, und ich wünschte wohl Ihre Meynung über den Begriff zu hören, den ich dort vom Mährchen überhaupt aufgestellt habe [1].

Leben Sie recht herzlich wohl. Mit nächster Post hoffentlich mehr. Von ganzem Herzen

Ihr H.

2. 1796 Februar 13.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 8. Februar, Kalender S. 18; am 17. Februar bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 19.

Berlin, 13. Februar 96.

Ich erwähnte neulich, liebster Freund, wenn ich nicht irre, in meinem letzten Briefe [2]), einer Klassi-

---

[1]) Dieser seither verloren gewesene Brief Humboldts vom 9. Februar 1796 an Goethe ist von mir im 31. Band des „Goethe-Jahrbuchs“ (S. 49—54) veröffentlicht worden.

[2]) Im vorstehenden Briefe Nr. 1 vom 9. Februar.

fication aller intellectuellen Thätigkeit, auf die ich in diesen Tagen gefallen bin, und da ich seitdem keinen Brief von Ihnen erhalten, der mir einen andern Gegenstand näher legte, so lassen Sie mich ein wenig bei diesem verweilen.

Der Gedanke an den Unterricht meines Mädchens[1]), zu dem es nun doch nach gerade Zeit zu werden anfängt, brachte mich darauf, nach Grundsätzen zu forschen, nach welchen man wohl nicht bloß die Ordnung, sondern die Gegenstände selbst wählen müßte, mit welchen der Lehrling nach und nach bekannt gemacht werden soll. Bei der gewöhnlichen Methode überläßt man dieß beinah ganz dem Zufall; man fängt mit dem Lesen und Schreiben an, läßt Sprachen, nebenher Geschichte, jetzt wohl auch Naturkunde folgen, und beschließt mit einer Teintüre von Philosophie. Das Aesthetische wird nebenher mehr oder weniger zugleich mit getrieben. Dennoch muß es, wenn man, ohne allen eigentlich bestimmten und bedingten Zweck, die allgemeine Bildung des Geistes zum Gesichtspunkte nimmt, eine gewisse Sphäre geben, welche nothwendig ausgefüllt seyn muß, es müssen Foderungen zu machen seyn, die man keinem, der sich einen Gebildeten nennt, nachlassen kann, ein Zusammenhang von Ideen, die er nothwendig überschauen, und ein Kreis von factis, den er nothwendig kennen muß, um diese

[1]) Karoline, geboren in Erfurt am 16. Mai 1792, unvermählt gestorben in Berlin am 19. Januar 1837, Humboldts ältestes Kind.

Thatsachen jenen Ideen unterzulegen. Diese Sphäre muß, wegen der großen Mannigfaltigkeit dessen, was sie enthält, gleichsam von verschiednen Seiten aus erobert und in Besitz genommen werden können, und diese Seiten müssen nach der Individualität der Köpfe gewählt werden, wenn die intellectuelle Thätigkeit mehrerer einzelnen zu einem allgemeinen Resultat führen soll. Diesen Gedanken mehr nachzugehen, schien mir für die ganze Geistesbildung und Beurtheilung von der äußersten Wichtigkeit, wie mich vorzüglich meine eigne Erfahrung lehrte. Seitdem ich nemlich völlig frei von allen eigentlichen Geschäften bin, habe ich sehr häufig das Bedürfniß gefühlt, hierüber klar zu sehen. Sie können davon kaum einen Begriff haben. Wer eine solche Kraft eigner Hervorbringung besitzt, hat völlig bestimmte Neigungen und Richtungen zu einzelnen Gegenständen, er braucht diese nur zu leiten, und dürfte vielleicht Einseitigkeit, nie aber Unbestimmtheit und Formlosigkeit fürchten. Ganz anders ist es hingegen mit demjenigen, der wenig geneigt und fähig ist, seine Kraft nach außen auf die Gegenstände zu richten, sondern vielmehr nur immer die Gegenstände auf sich selbst nach innen zu zu reflectiren. Dieser muß, wenn er sich von ganz zufälligen Neigungen, die nur auf ein Spiel führen würden, loszumachen weiß, von selbst zu einer gewissen Allgemeinheit gestimmt seyn, die ihm kein Object fremd läßt, und auch keins vorzugsweis nah bringt. Dieser muß immer zwischen den beiden Extremen schweben, ent-

weder völlig charakterlos und also unthätig, oder nicht zufolge eines innern Triebes, sondern einer zufälligen, oder willkührlichen (gleichsam verzweifelten, um nur dem Müssiggang zu entgehen) Wahl einseitig zu werden. Kommt es nun noch hinzu, daß bei ihm, wie gerade bei mir, der wirklich vorhandene innere Trieb auf etwas seiner Natur nach sehr allgemeines und weit umfassendes gerichtet ist, so muß niemand so sehr als er das Bedürfniß fester Principien fühlen, da er gerade am meisten gemacht ist, objectiven Principien mit völliger Zustimmung seiner subjectiven Neigung zu folgen. Und in der That habe ich dieß immerfort an mir selbst erfahren, es ist kein halbes Jahr verflossen, in welchem ich nicht schreckliche Fehler der Methode in meinen intellectuellen Beschäftigungen bemerkt und verbessert, und in welchem ich nicht den Weg, den ich nehmen muß, mehr und mehr bestimmt hätte, ob ich gleich noch jetzt auf einer leider nur zu breiten Straße herumtaumle.

Die ganze Summe der Erkenntniß (im allerweitesten Verstande) soll dazu dienen, dem Geiste Objecte zu seiner Uebung und der Erhöhung seiner Kräfte zu geben. Einen andern letzten Zweck alles Wissens, Erkennens und Bildens kann ich mir wenigstens nicht denken. Die Erkenntniß ist also gemacht, auf den Geist zu wirken, den sie selbst hervorgebracht hat, und beide müssen in Wechselwirkung mit einander stehen. Diese wird in dem Grade reger und wohlthätiger seyn, in welchem die Er-

kenntniß dem Geiste selbst homogen ist, und da sie dieß nur in ihrer Form seyn kann, so wird die unmittelbare Wichtigkeit und Würde der Erkenntniß nur auf ihrer Form beruhen. Der Stoff wird nur insofern Aufmerksamkeit verdienen, als ohne ihn die Form nicht denkbar wäre, und die Bestimmtheit sowohl als die Wirksamkeit dieser letzteren mit der Menge des gut bearbeiteten Stoffs nothwendig zunimmt. Die wesentlichste Eigenschaft des Geistes ist die Einheit in der lebendigen Wirksamkeit aller seiner Kräfte. Soll also die Summe der Erkenntniß ihr homogen seyn, so muß sie gleichfalls Vollständigkeit, Zusammenhang und Einheit besitzen. Dieß ist das Allgemeine, worin alle gebildete Köpfe einander vollkommen gleich seyn müßten, und worauf die Möglichkeit ihrer Vereinigung beruht. Es sagt dieß aber mehr aus, als daß bloß das Wissen und die Fertigkeiten eines jeden Menschen ein Ganzes ausmachen müssen, sie müssen nicht bloß ein Ganzes überhaupt ausmachen, sondern auch ein solches, das demjenigen Ganzen der Form nach äqual ist, welches alle Erkenntniß überhaupt bildet. Jeder Gegenstand der Erkenntniß nemlich steht in einer gewissen Beziehung auf das Ganze und mithin auf den menschlichen Geist selbst. Alle diese Beziehungen nun wenigstens sollte der Gebildete kennen, wenn er gleich bei weitem nicht in dem Besitze derjenigen Gegenstände zu seyn braucht, welche in diesen Beziehungen stehen. Das Erste und Wichtigste ist daher das Geschäft, das Ganze, die Sphäre, die

völlig allgemein ist, aufzustellen, das zweite, die einzelnen HauptStandpunkte festzusetzen, von welchen aus dieß Ganze überschaut werden kann. Denn das Ziel muß immer das seyn: das ganze Feld der Erkenntniß, aber aus Einem bestimmten Standpunkt zu übersehen. Nur dadurch wird zugleich Einseitigkeit und Charakterlosigkeit vermieden. Um beides hier kurz zu verbinden, lassen Sie mich Ihnen das Ganze nicht an sich selbst in seiner Einheit, sondern nach seinen Hauptheilen aufzählen.

Alle Erkenntniß betrift entweder wirkliche Gegenstände, oder Ideen, das Bedingte oder Unbedingte. Hiernach mache ich zwei Abtheilungen, von denen jede sich mit einem von beiden allein und abgesondert beschäftigt. 1., Technische Wissenschaften und Künste, welche die wirklichen Erfahrungsgegenstände zu einem bestimmten und bedingten Zwecke bearbeiten. 2., Speculative Wissenschaften, welche rein außer aller Erfahrung liegende Begriffe behandeln — Mathematik, speculative Philosophie.

Das Bedingte aber soll nach der Regel des Unbedingten, nach einem Ideal, behandelt werden. Dieß Ideal ist entweder ein Ideal der Anschauung, Phantasie, oder der Erkenntniß, Vernunft. Hiernach entstehn zwei neue Fächer: 3., Aesthetische Wissenschaften, Künste. 4., Teleologische Wissenschaften, welche die wirklichen Gegenstände nach dem Ideal der Vernunft, dem Vollkommenen, behandeln. Hieher rechne ich die ganze intellectuelle und moralische Bildung des Menschen im weitesten

Verstande, und daher alles, was bisher das Gebiet der praktischen Philosophie ausmacht.

Diese vier Fächer, nach denen sich auch eine vierfache Geistesbildung und ein vierfacher intellectueller Charakter unterscheiden läßt, sind, dünkt mich, nicht allein völlig von einander abgesondert, sondern sie erschöpfen auch schlechterdings alles, was den Geist des Menschen zu beschäftigen im Stande ist. Auch entspricht diese Eintheilung den einzelnen Kräften des menschlichen Geistes: das Technische dem Verstande, das Speculative der reinen Vernunft, das ästhetische der Beziehung der Sinnlichkeit auf die Vernunft durch die Phantasie, das Teleologische der praktischen Vernunft. Im Aesthetischen sowohl als im Teleologischen werden die Gegenstände der Sinne und der Empfindung auf eine Idee der Vernunft bezogen, aber in jenem der Form nach und durch die Phantasie, in diesem dem Stoff nach und durch den Verstand.

Jeder Mensch nun sollte in dieser vierfachen Rücksicht ausgebildet seyn, aber die Bildung eines jeden sollte von Einer vorzugsweise ausgehen, und sie sollte bestimmen, *in wie weit* er sich auch die übrigen zu eigen machen müßte. Hiebei müßte vorzüglich das verschiedne Verhältniß in Betrachtung kommen, in welchem diese vier Bildungsarten unter einander stehen. Das Technische nemlich muß allemal dem Teleologischen untergeordnet werden, und insofern auch Rücksicht auf das Aesthetische nehmen. Dieß zeigt sich z. B. sehr

gut bei der Politik. Diese, als die Auflösung der Aufgabe: wie bestimmt eine Anzahl von Menschen am besten ihre gegenseitigen Pflichten und Rechte um den Endzweck der bürgerlichen Sicherheit zu erreichen? ist schlechterdings, da dieser Zweck bedingt ist, technisch. Aber da es hier Menschen betrift, und die Politik zugleich als Bildungsmittel betrachtet werden muß, so hat sie gleichsam auch einen teleologischen Theil, oder muß vielmehr die allgemeinen Gesetze, welche in diesem ausgesprochen werden, auch für sich gelten lassen, und eben so ist es nun mehr oder weniger mit jeder andern technischen Kunst. Hingegen sind die übrigen drei Theile völlig unabhängig, und daher verschmäht der Künstler so wie der speculative Philosoph mit Recht alle sogenannte moralische Rücksicht.

Das Wichtigste an dieser Klassification scheint mir vorzüglich das, daß dabei in dem teleologischen Gebiet eine Menge von Wahrheiten zusammengestellt werden, für die es bisher wenigstens an einem Platz fehlte, und die man daher auch selten oder nie vollständig aus Einem Princip ableitete. Es gehört nemlich hier alles dasjenige her, was Bezug auf die Charakterbildung hat, und was nur immer in jenen andern drei Theilen enthalten seyn mag, muß hier noch einmal nach seiner Beziehung auf den menschlichen Charakter gemustert werden. Hier muß ferner das moralische Ideal aufgestellt, und hier gezeigt werden, auf welche verschiedene Weise es in der Wirklichkeit dargestellt werden kann,

woraus diejenigen Charaktere entstehn, die man zugleich idealisch und doch individuell nennen kann.

Von hier aus werde ich mich nun auch bestimmter über die Einheit des ästhetischen und moralischen Ideals erklären können. Ich gestehe Ihnen nemlich, daß ich den Unterschied, den Sie zwischen beiden festsetzen (Göttern und Gott) [1]) nicht erkennen kann. Ich stelle mir die Sache folgendermaaßen vor:

Das eigentliche höchste Ideal, das sich aber allein nach seinen Bedingungen denken, auf keine Weise anschaulich machen läßt, wäre für das Moralische die höchste oder vielmehr die absolute Wirksamkeit aller Kräfte in ihrer absoluten Harmonie. Ebenso für das ästhetische das absolute Untergehen der Materie in der Form, oder vielmehr die absolute Verschmelzung beider in einander.

Dieß wirklich zu erreichen ist schon und vorzüglich darum unmöglich, weil es uns unmöglich ist vollkommnes Gleichgewicht mit der höchsten Kraft zu verbinden. Soll die letzte vorhanden seyn, so müssen wir immer in der Schönheit, wie in der Moralität einseitig seyn, wir müssen aber nur eine Einseitigkeit wählen, welche, indem sie sich durch sich selbst bis ins Unendliche hin vermindert, sich immer mehr der Allgemeinheit nähert. Bei Charakteren, die einer progressiven Vervollkommung fähig sind, ist dieß leicht zu begreifen. Aber es findet auch in Kunst-

[1]) Im Briefe vom 1. Februar (Leitzmann Nr. 55).

werken Statt. Das Kunstwerk muß nemlich, durch das was es ist, die Möglichkeit einer solchen Progression andeuten, und die Phantasie des Betrachters nöthigen, in sich, diesen Weg gleichsam im Voraus zu durchlaufen. Auf diese Weise erhält man Formen, die man Ideale der Mannigfaltigkeit, der Individualität, so wie jenes das Ideal der allgemeinen Vollendung nennen könnte. Freilich aber sind sie nur in Rücksicht auf die zufällige und beschränkte Wirklichkeit der Individuen, nicht aber auch in Rücksicht auf die nothwendige Beschaffenheit der Idee — Ideale zu nennen.

In beiden nun, im Aesthetischen und im Moralischen, muß jenes erste Ideal nur Eins seyn; und in beiden können diese letzteren sehr gut mehrere, obgleich nur von einer, ihren Hauptgattungen nach bestimmbaren Anzahl seyn. In Ansehung der Geistescultur z. B. kann es, dünkt mich, nach jener Classification, vier verschiedne Hauptideale geben.

Freilich verdient nun aber das Wort: *moralisch* hier noch eine eigne Erörterung. Gewöhnlich versteht man unter diesem Ausdruck bloß das, was der Idee des *Guten* (im Kantischen Sinn) entspricht, und so scheint es sich bloß auf den *Willen* des Menschen, nicht auf seine übrigen Fähigkeiten zu beziehen. Würde aber freilich der gute Wille in einem Menschen durchaus herrschend, so würde er der Maaßstab aller Handlungen, Gedanken, Empfindungen, und würde alsdann freilich auch auf die

Ausführung der Idee des Höchstvollkommnen im ganzen Menschen führen. Auf alle Fälle aber versteht man unter moralischem Ideal wohl immer die Ausführung einer rein speculativen Idee, und so kann freilich das moralische Ideal nur Eins seyn. Diejenigen Ideale, die eigentlich aus einer Anwendung der rein speculativen Idee auf die beschränkte Wirklichkeit entstehen, müßte man alsdann anders, etwa praktische oder teleologische nennen. Im Aesthetischen hingegen, wo man doch auch das Ideal noch immer anschauen will, scheint man sich unter Ideal nicht das Absolute, schlechterdings nicht anschaubare, sondern nur dasjenige zu denken, was die Phantasie des Betrachters jenem Absoluten näher führt. Könnte ich mir mehrere Gesichter z. B. vorstellen, in welchen das absolute Ideal der Schönheit ganz ausgedrückt wäre, so müßten sich diese auch, meiner Vorstellung nach, schlechterdings, wie zwei gleiche Triangel, mathematisch decken.

Wenigstens kann ich mir es so erklären, warum es mehrere Götter und nur Einen Gott geben kann. Der Letztere ist die Ausführung der bloß speculativen, bloß denkbaren Idee. Die ersteren sind das Ideal in den verschiednen Gestalten, in welchen die Phantasie dasselbe anschauen kann. Diese Gestalten kennen wir nun von den Griechen her nur von ihrer ästhetischen Seite. Allein ich glaube das Ideal ließe sich auf ähnliche Weise auch für die moralische Seite darstellen. Man erhielte alsdann nemlich diejenigen moralischen Formen, in

welchen das unendliche Ideal ohne Vertilgung der Endlichkeit, praktisch ausführbar wäre.

Ihre Idylle[1]) muß, wie ich es mir vorstelle, solche Götter darstellen, oder sie muß vielmehr die bloß ästhetischen Formen, welche die naive Dichtkunst aufstellte, durch den Vorzug der sentimentalen zugleich moralisch erfüllen.

Soweit für heute, lieber Freund. Vielleicht zu weit schon für Ihre Geduld. Indeß weiß ich wie groß diese ist, und wünsche bloß, daß Sie einmal gelegentlich diese Gedanken Ihrer Aufmerksamkeit würdigen. Ueber die Beantwortung bitte ich Sie, wenn sie Ihnen nicht gerade gelegen ist, Sich ja keine Sorge zu machen. Es macht mir schon soviel Freude, Ihnen nur etwas vorlegen zu können.

Ich habe neulich vergessen, Lieber, über Körners Besuch in Jena zu antworten[2]). Daß ich selbst gleichfalls hinkäme, kann ich nicht füglich versprechen. Gewiß komme ich früher, als die Li, nach Jena. Aber ich möchte es von Burgörner[3]) aus. Von hier ist mir, da ich wieder hieher zurück müßte, der Weg zu groß, und im May kann ich noch nicht in Burgörner seyn. Ueberhaupt schwebe ich wegen des

---

[1]) „Die Vermählung des Herkules mit der Hebe", die Schiller plante und wovon sein Brief an Humboldt vom 30. November 1795 (Leitzmann Nr. 42) ausführlich berichtet.

[2]) Vgl. Schillers Brief vom 1. Februar (Leitzmann Nr. 55).

[3]) An der Wipper, im Regierungsbezirk Merseburg, Gut des Kammerpräsidenten Karl Friedrich Freiherrn v. Dacheroeden, Humboldts Schwiegervaters.

Sommers in Sorge. Ich fürchte nemlich, die Li möchte ein Bad gebrauchen müssen, und welches es dann auch sey, so ist mir jedes Bad, so wie auch ihr schrecklich. So hängt auch der Unabhängigste ewig vom Zufall ab.

Unsre Wohnung steht Körnern herzlich gern zu Dienst. Ich sehe nicht ab, was die Kinder ihr schaden können, und Lolo hat ja wohl die Güte, das, wobei etwa Schaden zu besorgen wäre, zu entfernen. Auch von unsern Betten wird es ihm angenehm seyn, Gebrauch zu machen. Bei einem Aufenthalt von 14 Tagen etwa, wird auch Hellfeld [1]) keine Umstände machen; nur wird es doch gut seyn, daß ich ihm deshalb schreibe, und ich bitte Sie daher, mich einige Wochen vorher zu avertiren.

Leben Sie herzlich wohl, theurer lieber Freund. Mit der Li ists beim Alten. Sie grüßt Sie beide herzlich. Tausendmal adieu!

Ihr Humboldt.

3. 1796 Februar 27.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 22. Februar, Kalender S. 19; am 2. März bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 20.

Berlin, 27 sten Februar, 96.

Mit herzlichem Bedauern, lieber Freund, sehe ich aus Ihrem letzten Briefe, daß Ihr Befinden

---

[1]) Humboldts Hausherr in Jena. Schiller nennt ihn in seinem Brief vom 1. Februar an Körner „einen eigensinnigen Esel", Briefe Bd. IV, Nr. 1001.

wieder schlimmer ist, und Ihnen die schöne Zeit raubt, die Sie so herrlich brauchen könnten. Das Gute bei dem Uebel ist doch nur immer das, daß Sie nicht in einer einmal angefangenen Arbeit unterbrochen werden.

Auch mit uns gehts nicht ganz zum Besten. Zwar sind die Kinder und ich gesund, und die gute Li läßt sich durch ihre immer noch fortdauernden Schmerzen nicht an Umgang und Genuß stören. Aber meine Mutter[1]) ist jetzt so schlimm, leidet soviel Schmerzen, schläft so fast im buchstäblichen Verstande keine einzige Nacht, daß es in der That ein höchst trauriger, und da er so täglich wiederkehrt, nicht wenig störender Gegenstand ist. Glücklicherweise ist sie nicht mürrisch, oder verdrießlich, noch weniger klagend, aber desto niedergeschlagner und melancholischer. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß ein Ende dieser Leiden doch noch nicht nah abzusehen ist. Ebendarum aber wird die jetzige Verschlimmerung in unsrer Abreise auch schwerlich eine Aenderung hervorbringen. Denn ich glaube sicherlich, daß sie sich noch bis in den Herbst und Frühjahr hinein halten kann.

Außer den Störungen, die diese traurige Lage veranlaßt, fehlt es freilich auch nicht an andern, gesellschaftlichen, die durch meines Bruders Ankunft

[1]) Elisabeth Freifrau v. Humboldt, geb. v. Colomb, verw. v. Holwede (1741—1796), seit 1779 Witwe von Alexander Georg Freiherrn v. Humboldt, Erbherrn auf Ringenwalde und Tegel, Major und Kammerherrn.

(ich erwarte ihn spätestens bis morgen) wahrscheinlich noch an Zahl zunehmen werden. So ist freilich theils die Zeit des Arbeitens sehr beschränkt, theils die Ruhe des Gemüths, die niemand so sehr, als ich, zum eignen Hervorbringen braucht, sehr gestört. Aber wozu diese Klagen? Das Uebel ist nur vorübergehend und die Zeit wird ja wiederkommen, wo wir wieder gemeinschaftlich uns unsrer Nähe erfreuen, und wo ich die Früchte von demjenigen ernte, was ich jetzt aussäe. Denn ganz ohne Aussaat ist diese Zeit nicht. Vielmehr hat sie mich doch auch wieder in eine neue und verschiedenartige Thätigkeit versetzt. Vieles ist mir klarer geworden, und auch auf manches Neue bin ich gestoßen, vorzüglich aber hoffe ich soll die Beweglichkeit und Fruchtbarkeit des Geistes in mir gewonnen haben. Um dieß noch mehr zu befördern, habe ich mir fest vorgesetzt, mich mit der modernen Literatur bekannter zu machen, besonders mit der englischen, die mir noch sehr fremd ist. Die Alten thun wegen ihrer Naivetät gerade hierin meinem Geiste nicht wohl, und ich fühle daß ich den Umgang mit ihnen abkürzen muß, oder daß ich mich demselben wenigstens nicht ausschließend widmen darf.

Ein zweites Mittel, was ich mir jetzt doch mit glücklicherm Erfolg als sonst, anzuwenden scheine, ist, daß ich mich zwinge, aus demjenigen, was ich in mich aufnehme, schneller und unmittelbarer Resultate zu ziehen. Kein Mensch kann mehr als ich, den Fehler an sich haben, gar zu leicht

alles, was er lernt, oder findet, nur zu künftigem Gebrauch niederzulegen.

So bin ich, sehn Sie, doch immer nicht in der schlechtesten Stimmung zur eignen Arbeit. Auch habe ich am Fuchs[1]) wirklich schon nicht wenig gethan, nur will es, wie immer, und hier in dreifachem Grade mit dem Schreiben nicht fort. Mit den Gedanken, oder vielmehr mit der Ansicht der Sache, (denn über ein so naives Produkt muß auch eigentlich nur Ein Urtheil gefällt werden) sollen Sie, hoffe ich, zufrieden seyn. Vielleicht gehe ich auch etwas tiefer in die Theorie des komischen Heldengedichts ein. Denn zu dieser Gattung muß ich den Fuchs im Allgemeinen doch rechnen, ob er gleich in derselben eine ganz eigne Species ausmacht, und ich, obgleich ich ziemlich alle ähnliche englische, französische und italienische Produkte dieser Art in diesen Tagen angesehn habe, ihm kein andres gleiches Werk an die Seite zu setzen weiß. Den Gottsched[2]) habe ich auch gefunden, auch den

[1]) Schiller hatte Humboldt am 25. Januar (Leitzmann Nr. 54) vorgeschlagen, statt seiner eine Rezension des „Reineke Fuchs" für die „Allgemeine Literatur-Zeitung" oder für die „Horen" zu schreiben, und dieser hatte am 2. Februar (Leitzmann Nr. 56) den Vorschlag angenommen. Doch hat Humboldt eine solche nicht erscheinen lassen.

[2]) J. Ch. Gottsched, „Heinrichs von Alkmar Reineke der Fuchs. Nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzet und mit einer Abhandlung von dem Urheber, wahren Alter und großen Werthe dieses Gedichtes versehen." Leipzig und Amsterdam 1752. Gottscheds Über-

alten Text in mehrern Ausgaben verglichen. Ob ich hievon gleich gar keinen eigentlichen Gebrauch machen, sondern alles Literärische ganz mit Stillschweigen übergehen werde, so habe ich doch diese Vergleichung sehr gut genutzt. Sie hat mir gedient zu sehen, was Göthe eigentlich selbst gethan hat, und dieß ist nicht sowohl viel, als vielmehr alles. Im Einzelnen hat er fast nichts abgeändert, oft dieselben Worte gelassen, aber dennoch ist das Ganze durch ihn schlechterdings etwas anderes geworden. Dasjenige nemlich, was eigentlich poetische Form daran ist, dasjenige, wodurch es zu der Phantasie des Lesers spricht und seinen ästhetischen Sinn rührt, gehört ihm ganz und ganz allein. Der alte Fuchs wirkt auf den Verstand, wenn Sie wollen auf die Empfindung, er unterhält, aber durch seine Materie; denn er läßt (den Plan und die Anordnung des Ganzen abgerechnet) die Einbildungskraft kalt, er erscheint nicht als ein schönes, bloß als ein gutgeordnetes Produkt voll gesunden Verstandes, geradem Biedersinn, und unterhaltendem Witz. Wodurch Göthe dieß bewirkt hat, ist schwer zu bestimmen, und ich habe an einzelnen Stellen vergeblich darüber gegrübelt. Das Silbenmaaß, das es dem Griechischen näher bringt, thut viel, aber da es so äußerst lose und leicht behandelt ist, auch wieder nicht viel. Die Hauptsache liegt wohl in

setzung ist im Neudruck in den „Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur“, 1. Heft (Halle 1886), von A. Bieling herausgegeben.

der Sprache, in dem Periodenbau, endlich und vorzüglich in der Behandlungsart des Genies, die sich nicht einzeln und mit Worten bestimmen läßt.

Mit den Ideen zu meiner Arbeit bin ich vollkommen in Richtigkeit, es fehlt nur das Schreiben. Auch dieß habe ich angefangen, aber außer den alten Schwierigkeiten noch die neue einer deutlichen Einsicht meiner Fehler (die mich furchtsam macht) und eine Ungewohnheit eines Jahres gefunden. Indeß sind mir andre Ideen in den Kopf gekommen, die ich zu fixiren wünschte. Ich habe also kurz und gut den Entschluß gefaßt, erst diese ganz frei und kühn, ohne alle Rücksicht und Zweck auf öffentlichen Gebrauch hinzuwerfen, und denke, daß, wenn ich damit ein Paar Wochen lang fortfahre, ich ein wenig mehr in den Zug des Schreibens hineingekommen seyn, und den Fuchs leichter vollenden werde.

Ihren Schluß der sentimentalischen Dichter habe ich heute noch einmal mit großem Vergnügen durchgelesen; nach allem aber, was wir schon seit den vorigen Aufsätzen über diese Materie mit einander geredet, weiß ich nichts heute hinzuzusetzen. Die Gegeneinanderstellung der beiden Charaktere haben Sie sehr schön durchgeführt. Freilich hätte ich gewünscht, daß Sie noch in ein größeres Détail eingegangen [wären] und allenfalls das Gesagte mit Beispielen belegt hätten. Aber freilich gehörte dieß eigentlich nicht zu Ihrem Zweck, und Sie mochten die Materie auch nach gerade überdrüssig geworden

seyn. In Rücksicht auf den Stil habe ich nirgends Anstoß, hingegen göttlich schöne Stellen gefunden. Ob indeß dieß Stück ebenso populär, als der Aufsatz über das Naive gehalten werden möchte, daran zweifle ich dennoch. Indeß hatte auch die Materie mehr Schwierigkeit[1]). — —

Eben kam Friedländer zu mir. Er hat 24 Friedrichs-d'or an Engel bezahlt und heute schickt mir Cotta 20 Carolin, die ich dagegen berechnen werde[2]). Ich muß heute schließen. Verzeihen Sie den unbedeutenden Brief. Ich ging gestern Nacht sehr spät zu Bett, und davon ist mir der Kopf noch wüst. Tausendmal Adieu! H.

---

[1]) „Ueber das Naive" in den „Horen" 1795, 11. Stück S. 43—76. „Die sentimentalischen Dichter" ebenda, 12. Stück S. 1—55. „Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, nebst einigen Bemerkungen einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend", ebenda 1796, 1. Stück S. 75—122. Die drei Abhandlungen sind, unter dem Titel „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" vereinigt, in Schillers „Kleineren prosaischen Schriften", Teil II (Leipzig 1800), S. 3—216 abgedruckt; in der Säkular-Ausgabe seiner Werke, Bd. XII (Stuttgart und Berlin 1905), S. 161—263.

[2]) David Friedländer (1750 – 1834), Bankier in Berlin; Johann Jakob Engel (1741—1802), Schriftsteller in Schwerin. Am 11. Januar (Nachschrift zum Brief vom 9. Januar, Leitzmann Nr. 52) hatte Schiller Humboldt gebeten, diese Summe, die eine Abschlagszahlung Cottas an Engel darstellte, vorzustrecken. Vgl. hierzu Schillers Briefe Bd. IV, Nr. 1023.

4. 1796 März 5.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 29. Februar, Kalender S. 19, der sich mit dem nicht im Kalender verzeichneten Humboldts vom 2. März (Leitzmann Nr. 58) gekreuzt hatte; am 9. März bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 20; fehlt in Leitzmanns Übersichtstafel, S. 433. Er kreuzte sich seinerseits mit Schillers verlorenem Brief vom 7. März, Kalender S. 20.

Berlin, 5. März, 96.

Volle acht Tage lang, liebster Freund, war ich für alles, was nur irgend einige Stimmung foderte, verloren. Flußfieber und ein schlimmer Hals machten mich zu jeder besseren Beschäftigung unfähig und ich mußte meine Zeit mit oberflächlichem Plaudern und leichter Lectüre verbringen. Heute habe ich Medicin genommen, und ich kann Ihnen also erst an unserm nächsten Posttag einen Brief versprechen, wie ich ihn gern schriebe.

Mit Begierde sehe ich der Nachricht entgegen, daß es mit Ihnen wiederum besser geht, daß Ihre Krämpfe völlig ruhig sind, und Sie eine bestimmte Arbeit angefaßt haben, die Ihnen Ihren gewöhnlichen Muth und Ihre Thätigkeit wiedergiebt. Mich verlangt unglaublich zu wissen, auf was Ihre neue Wahl wird gefallen seyn. Ich hoffe und wünsche auf etwas Poetisches. Vielleicht nehmen Sie gar gleich den Wallenstein vor. Freilich begreife ich nicht recht, wie es mit den Horen werden wird, und wie Sie Ruhe bekommen sollen, solange diese Sorge jeden Monat zurückkehrt. Wenn indeß Göthe

das Versprochene liefert[1]), so muß das doch viel Masse geben. Daß das Honorar vermindert werde, finde ich äußerst billig, und es wird nur darauf ankommen, daß Sie Sich mit Cotta genauer über den Verlust besprechen, den er erlitten hat. Auf die Fortsetzung der Recension der Horen in der Allgemeinen LiteraturZeitung scheinen wir beinah vergebens zu warten.

Von Genz[2]) ärgert es mich sehr, Ihnen nichts für die Horen zu schaffen, und um so mehr, als er jetzt etwas für Vieweg arbeitet, was für die Horen gleichfalls recht paßlich wäre. Vieweg hat sich nemlich von Unger in Absicht der Kalenderpacht getrennt, aber sich den Verlag Eines Kalenders vorbehalten und für diesen liefert Genz die Geschichte der Königin Maria von Schottland[3]). Ich habe ihm gesagt, daß dieß ein sehr taugliches Horensüjet sey, aber im Grunde übernimmt er diese geschichtliche Arbeit, die ihn in seiner Geschichte der Französischen Revolution[4]) nur unterbricht,

---

[1]) Gemeint ist wohl „Benvenuto Cellini", der im 4. Stück der „Horen" von 1796 zu erscheinen begann; in der Sophien-Ausgabe von Goethes Werken Band 43 und 44 der I. Abtheilung, Weimar 1890.

[2]) Friedrich v. Gentz (1764—1832), der berühmte Publizist und spätere literarische Beistand Metternichs.

[3]) Unter dem Titel „Maria Königinn von Schottland" im „Taschenbuch für 1799", Berlin [1798], S. 1—126, und auch als Sonderabdruck (Braunschweig 1799) erschienen.

[4]) Erschienen unter dem Titel: „Von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der Französischen Revolution". Heft 1 und 2. Berlin 1801.

ungern, und ist nur zu schwach gewesen Viewegs Zudringlichkeiten (mit dem er vielleicht auch in Geldverhältnissen steht) zu widerstehen.

Voß Brief[1]) erhalten Sie inliegend zurück. Ich kann es nicht läugnen, daß mir dieser Stil widersteht. Lesen Sie nur gleich im Anfang: „als Ihr Brief, mich huckenden aufrichtete". Es ist in dieser sonst so idyllenmäßigen Natur eine gewisse Prätension, ein Aufhebens über das liebe Ich, das mir wenigstens eher Aerger als Lachen abnöthigt. Dabei zeigt der Brief wieder recht, wie der arme Voß aus seiner RealistenNatur auch nicht einmal mit einem hellen Blick heraussehen kann. Ihre sentimentalischen Dichter hat er reinweg nicht verstanden. Indeß habe ich das erwartet. Zu seinen Uebersetzungen wünsche ich Ihnen übrigens recht viel Glück. Der Ausdruck des „Byzantinischen" ist mir, wie Ihnen fremd und unverständlich. Da es der Verbindung nach ganz und gar nicht einem Lobe ähnlich sieht, so soll es vielleicht etwas nicht

---

[1]) Er ist vom 7. Februar datiert und im „Marbacher Schillerbuch" (Bd. I, S. 337 f.) abgedruckt. Der Anfang lautet: „Ich saß eben wie ein Schneider an der Festarbeit, und stückte und bügelte an meinem Kommentar zu Virgils Eklogen; als Ihr Brief mich huckenden aufrichtete." Später heißt es vom Hexameter: „Es macht mir Freude, daß Sie und Göthe dem Hexameter sein Recht ertheilen. Etwas Byzantinisches haben Sie ihm doch eingeräumt." Zugleich überschickte Voß Übersetzungen aus Theokrit und Tibull für die „Horen", von welchen jedoch nur die aus Theokrit in den Stücken 5, 6, 9 und 11 der „Horen" von 1796 erschienen.

mehr recht ächt Griechisches, etwas nicht mehr rein Geschmackvolles heißen. Auch die Noth um die Druckfehler ist nicht minder charakteristisch[1]). Indeß ist es wahr, daß Ihr Aufsatz im Januarstück zwei schreckliche (einmal poetisch für politisch und dann Realist und Idealist verwechselt) hat. Wie wenig ich auch, wie Sie aus diesem offenherzigen Bekenntniß sehn, im Voraus auf Uebereinstimmung mit Voß rechne, so wäre ich doch auch mit seinetwegen sehr gern im Frühjahr bei Ihnen. Körner, Sie und Göthe sähe ich so gern mit einander, und vielleicht machte sich Voß auch gut darunter; wo nicht, wäre es immer, wie Sie von seinem Briefe sagen — ein Curiosum für die Betrachtung.

Sie wollten in einem Ihrer letzten Briefe etwas über Abrahamson[2]) von mir wissen. Ehe ich aber noch (denn ich selbst kannte ihn gar nicht) die nöthigen Erkundigungen über ihn einziehn konnte, kam er zu mir, und zeigte mir Ihren Brief, worin Sie ihm Erlaubniß, Sie zu medailliren geben

---

[1]) In der Nachschrift zu dem Brief vom 7. Februar a. a. O. S. 338: „Daß Ihr Corrector doch ja die Augen recht aufthue!"

[2]) Abraham Abramson (1754—1811), königl. preußischer Münzmeister. In dem bei J. G. Meusel, „Teutsches Künstlerlexikon", 2. Aufl., Bd. I (Lemgo 1808), S. 4ff. abgedruckten Verzeichnis seiner Medaillen findet sich keine auf Schiller. Letzterer hatte schon am 7. Februar bei Goethe gefragt, ob er „einen Medailleur Abramsen in Berlin" kenne, Briefe Bd. IV, Nr. 1007. Goethe hatte am 13. Februar geantwortet, Abramson sei geschickt, Briefe Bd. XI, Nr. 3272.

und ihn an mich verweisen. Ich vermuthete wohl daß Ihre Absicht dabei seyn würde, daß ich vielleicht sottisen verhüten sollte, und schickte mich an, auf diese corrective Weise zu verfahren. Jetzt hat aber die Sache eine andre Wendung genommen. Er wollte im Sommer eine Reise nach Dresden, Leipzig, Jena, Weimar ect. machen, aber seinem ersten Plane nach, Ihre Medaille vorher fertig arbeiten. Da er indeß nach Ihrem Kupferstich und der Silhouette mit dem Kopf nicht recht ins Reine kommen konnte, so hat er sich nun entschlossen, die Reise erst zu machen, und dort Ihre Büste, deren Gebrauch auf einige Tage Sie ihm ja wohl verstatten, zu benutzen. Er redete zwar auch davon, ob Sie ihm wohl selbst sitzen würden, allein ich habe schon gesagt, daß ich dieß schwerlich glaubte. Die Idee auf dem Revers für Sie ist bis jetzt: Eine sitzende Klio, in der einen Hand eine Rolle, in der andern eine Leier, auf der Leier eine Eule. Die Allegorie, sehn Sie, ist nicht gespart, für eine Médaille indeß mag es immer, denk' ich, hingehen. Abrahamson hat mich gebeten, Ihnen diesen Brief und eine Médaille zur Probe seiner Geschicklichkeit beizulegen. Die Medaille wünschte er aber **bald** zurück und deprécirt im Voraus, daß es ein schlechter Abdruck sei. Allein auch außerdem gefällt mir das Kunstwerk nicht sonderlich. Ueberhaupt ist der Beifall, den Abrahamson hier hat, wenigstens sehr getheilt. — Ein andres Anliegen von ihm ist, auch von Göthe eine Médaille zu

machen. Nun wünschte er Göthens Genehmigung zu erhalten, und ihn vorläufig mit der Idee bekannt zu machen. Ich habe ihm gesagt, daß ich Ihnen davon schreiben, und es Ihnen freistellen wollte, ob Sie mit Göthe davon reden wollten. Seine Idee ist nemlich: ein stehender Apollon in nachdenkender Mine, dem, indem er nachdenkt, ein Lorbeersprößling vor den Füßen wächst. Wie Herr Abrahamson dieß Graswachsen médailliren wird, bin ich begierig zu sehn. Wollen Sie die Güte haben, Göthe allenfalls zu fragen? Ich glaube nicht, daß er es abschlagen wird, da er es im Grunde kaum hindern kann. Abrahamson wünschte aber freilich gern eine recht baldige Antwort[1]). Und nun genug von diesen Elendigkeiten!

Alexander ist seit 8 Tagen hier, und ich freue mich recht sehr an seiner Gegenwart. Er ist mehr als je in Ideen beschäftigt, und hat einige recht große Entdeckungen in der Chemie gemacht, die auf die Physiologie von sehr glücklichem Einfluß seyn können. Er wird bis zum 1. April hier bleiben, und alsdann werden auch wir nach Tegel gehen. Mit Carlsbad wirds leider immer mehr Ernst. Meine Frau befindet sich um nichts besser; der Schmerz ist und bleibt beständig derselbe. China, was Sie für gut hielten, ist auch schon und vergeblich versucht worden, und Herz will nun noch eine Kräuterkur im Frühjahr versuchen. Bliebe

[1]) In dem erwähnten Verzeichnis der Medaillen Abramsons findet sich auch keine auf Goethe.

indeß auch diese unwirksam, so besteht er auf Carlsbad. Auch darum ist es mir nicht gut möglich, noch von hier aus im Frühjahr zu Ihnen nach Jena zu kommen.

Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund, und schreiben Sie mir recht bald wieder. Ich erwarte eigentlich noch heute einen Brief von Ihnen. Denn Sonnabend pflege ich gewöhnlich Ihre Briefe zu bekommen. Die Li grüßt mit mir Sie und Lolo recht freundlich. Ihr H.

5. 1796 März 12.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 7. März, Kalender S. 20; am 16. März bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 21. Der Brief kreuzte sich mit dem verlorenen Schillers vom 11. März, Kalender S. 20.

Berlin, 12. März, 1796.

Ihr Brief, lieber Freund, hat mir große Freude gemacht, weil ich daraus sehe, daß meine Besorgnisse in Absicht der Horen ungegründet sind, daß Göthe, Funk[1]) und Woltmann[2]) Ihnen Muße verschaffen, und Sie wirklich mit einem neuen Stoffe beschäftigt sind. Es würde mich sehr interessiren, von Ihrer Erzählung in Stanzen[3]) mehr zu hören,

---

[1]) Karl Wilhelm Ferdinand v. Funck (1761—1828), zuletzt königl. sächsischer Generalleutnant.

[2]) Karl Ludwig Woltmann (1770—1817), Professor der Geschichte in Jena.

[3]) Diese romantische Erzählung, von der Schiller schon in seinem Briefe vom 5. Oktober 1795 (Leitzmann Nr. 31) gesprochen hatte, ist nicht zur Ausführung gekommen (vgl. darüber Leitzmann, S. 386).

und ich bin um so begieriger darauf, da Sie mir sagen, daß Sie Ihre Kräfte darin zum erstenmal prüfen. Ich sehe daraus, daß Sie etwas recht eigentlich Episches im Sinn haben. Denn kleinere Erzählungen, wenn gleich nicht in Stanzen (in denen Sie ja aber geübt genug sind) hat ja schon der Almanach geliefert. Ich freue mich sehr über diese Wahl, und schon die poetische Form, die Sie dem Produkte geben wollen, ist mir lieb. Ich kann es nicht läugnen, daß ich Sie doch immer am liebsten in einem gereimten und jambischen Silbenmaaß höre. Ganz und gar nicht, weil ich nicht mit Ihrer Behandlung der griechischen Metren zufrieden wäre. Sie haben, wenn ich auch nur die Elegie[1]) nennen will, genug gezeigt, wie glücklich sich Ihr Genie auch dieser Form bemächtigt hat. Aber da ich mir Sie am liebsten als von den Alten (im beßten Sinne) verschieden, als den Repräsentanten der modernen Dichtung, und der sentimentalischen Gattung denke, so sehe ich Sie auch lieber in der modernen Form. Auch gestehe ich, daß mich die Stanze und ich möchte sagen, der Reim überhaupt in eine ganz eigne Bewegung setzt. Er erweckt meine Phantasie zu einer größeren Lebhaftigkeit, und bringt vorzüglich unmittelbar die intellektuellen Kräfte in eine gewisse höhere Spannung. Ich möchte nicht gerade behaupten, daß diese Geistes-

[1]) Gemeint ist „Der Spaziergang", der im 10. Stück der „Horen" von 1795, S. 72—85, unter dem Titel „Elegie" erschienen war.

stimmung, so wie ich sie in mir fühle, eben ästhetischer wäre, allein sie ist doch gewiß nicht das Gegentheil, obgleich, wenn ich es ganz genau untersuche, die Sache eigentlich darin liegt, daß ich bei den modernen Silbenmaaßen mehr an die Materie des Gedichts neben seiner bloß künstlerischen Form, und an die Kunst erinnert werde, insofern sie als ein Werk des menschlichen Geistes der Natur entgegen gesetzt werden kann. Wenn in dieser Ansicht Wahrheit ist, und ich sie nicht für etwas bloß Subjectives ansehen darf, so muß auch wohl der eigentliche Hauptpunkt in der offenbareren Künstlichkeit unsrer Silbenmaaße liegen. Ein Hexameter, ein Pentameter, so wunderbar künstlich er auch gebaut ist, hat doch im Grunde einen Gang, der, scheint es, von selbst und natürlich so hinrollen könnte. Auch läuft vorzüglich der bloße Hexameter in so langen, so sehr von einem Vers in den andern übergehenden Perioden ohne alle andern Abschnitte fort, als die, welche das Ohr selbst fodert, daß jede Silbe nur durch ihre Nachbarn, das Ganze nur durch sich selbst gehalten scheint, und daß es dadurch einem völlig freien natürlichen Wohllaut ähnlich wird. Dagegen hat schon der Reim, wenn er auch noch so natürlich ist, und dem Gedanken so wenig als dem Ausdruck den mindesten Zwang auflegt, unmittelbar, wie er auftritt, etwas künstliches; noch mehr aber sind der Stanze symmetrische Abschnitte, eine wiederkehrende auffallend bemerkliche Regel, und eine gewisse cadencirte Haltung eigen.

Mit diesen allen aber läßt sich zugleich der höchste und auf gewisse Weise auch ein sehr reicher Wohllaut verbinden, und nun dünkt mich, wird eigentlich mehr als durch jene Silbenmaaße erreicht. Was ich Künstlichkeit nannte spannt unsern Geist zur Erwartung, und setzt schon indem es sich ankündigt, die Phantasie mehr in plötzliche Bewegung, und auf der andern Seite ruhen doch die Sinne und die Empfindung auf dem freien Wohllaut und der ungezwungnen Leichtigkeit gleich sanft, als bei jenen andern, gleichsam natürlicheren Formen. Unser Geist sowohl, wenn er sich zum Nachdenken anstrengt, als unsre Empfindung, wenn sie sich für einen Gegenstand mit Heftigkeit interessirt, geben, dünkt mich, dem Ausdruck von selbst immer eine gewissermaaßen künstliche Stellung d. h. eine solche, in welcher eine bestimmte und man möchte hinzusetzen beinah willkührliche Regel sichtbar ist. Denn beide eilen einem bestimmten Zweck zu, und arbeiten auf den Effect. Sie ordnen daher das Einzelne so, daß es in die Augen springt. Dagegen nimmt die rein ästhetisch gestimmte Phantasie, der es nur beschäftigt zu seyn, nicht ein Geschäft zu vollenden, wichtig ist, einen freieren, reicheren, minder auffallenden, obgleich bei weitem kunstvolleren Gang. So, dünkt mich, bringt der Reim und besonders die Stanze (die ich als das vollkommenste Produkt des modernen Versbaus ansehe) nicht gerade mehr Spannung, Lebhaftigkeit und Bewegung in dem Leser hervor, als die griechischen Silbenmaaße, aber wohl eine

plötzlichere, und eine, die mehr einzelne Kräfte des Geistes, als die ganze Natur, die Stimmung überhaupt ergreift, und darum sagte ich, daß ich bei den modernen Silbenmaaßen mehr an die Materie des Gedichts erinnert werde. Daher kann ich mir didaktische Gedichte, die eigentlich poetisch seyn sollen, d. h. in welchen der Leser nicht den Stoff müssig empfangen, sondern immer zugleich selbst und zwar vermöge der Kraft seiner Phantasie hervorbringen soll, eigentlich nicht anders als in modernen Silbenmaaßen denken; und wenn ich an Gedichte erinnere, welche im eigentlichsten Verstande die materielle Empfindung anregen, und also gar nicht poetisch wirken, so scheint mir für diese eine solche Form nun ganz unentbehrlich; und wenn endlich Gedichte in dieser Form völlig leer an Gehalt sind, wie einige Französische, so bleibt doch noch eine künstliche Eleganz übrig, für die ich wieder bei den Alten kein Beispiel finde, weil was bei ihnen ungefähr eben so ist, gleich dadurch auf eine andre Stufe tritt, daß es bloß Natur und mithin naiv ist. — Ich weiß nicht, wieviel oder wenig Sie, liebster Freund, an dem hier Gesagten wahr finden werden, aber soviel nur scheint mir dennoch offenbar, daß man in allen bisherigen Untersuchungen über diese Materie den Reim bloß in Absicht auf den Wohlklang behandelt, und nun mit leichter Mühe rauh, und barbarisch erklärt hat, daß man dagegen übersieht, daß der Reim, und unsere ganze moderne Prosodie (zu der ich nun vorzüglich die Herrschaft

des Accents vor der Quantität rechne) die Natur unsrer Poesie weit tiefer afficirt, und schlechterdings auf das innigste mit dem Charakter unsrer sentimentalischen Stimmung verwandt ist, daher ich ein ganz naives Produkt immer lieber in den Silbenmaaßen der Alten lese. In meiner Arbeit über den Fuchs werde ich dieser Sache nothwendig mit einigen Worten erwähnen müssen, da es mir ein höchst glücklicher Einfall von Göthe scheint, diesen in Hexameter umgesetzt zu haben, obgleich diejenigen, die den Reineke Fuchs überhaupt aus ganz schiefen Standpunkten ansehen, wie die Recension in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, es sogar geradezu tadeln [1]).

Ich bin wieder völlig hergestellt, und sogar gesünder, als vorher. Aber die arme Li leidet schlechterdings immer an demselben Rückenschmerz. Möchten doch Sie und Lolo, die wir herzlich grüßen, recht heiter und froh seyn.

Ihr H.

---

[1]) In einer Besprechung des zweiten Bandes von Goethes „Neuen Schriften" (Berlin 1794) in „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste". Bd. 54, S. 243—274. Leipzig 1795. (Wieder abgedruckt bei J. W. Braun, „Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen". Zweite Abth.: Goethe. Bd. II, S. 199—219. Berlin 1884.) Die angezogene Stelle findet sich auf S. 266 (Braun S. 213).

6. 1796 März 26.

Antwort auf Schillers Brief vom 21. März (Leitzmann Nr. 59), Kalender S. 21; am 2. April bei Schiller eingetroffen, Kalender ebenda.

Berlin, 26. März, 1796.

Werden Sie mir nicht böse, liebster Freund, daß unser Briefwechsel jetzt besonders an meiner Seite[1]) so ins Stecken geräth. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie theuer er mir ist, und wie er mich noch hier fast einzig an eine bessere und gehaltvollere Existenz anknüpft. Aber die Anwesenheit meines Bruders führt eine so große Menge neuer Störungen, und zwar großentheils auch solcher herbei, die ich selbst nicht gern entfernen mag, daß mir sehr wenig Zeit und noch weniger ruhige Muße übrigbleibt. Indeß hoffe ich Ihnen doch heute mehr sagen zu können, als am letztvergangnen Posttag, wo Sie kaum einige Zeilen von mir empfingen[2]).

Die Xenien fangen immer lebhafter an, mich zu interessiren, um so mehr, da sie jetzt gar den Almanach wenigstens auf ein Jahr verdrängen sollen. Hiermit, gestehe ich Ihnen offenherzig, bin ich nicht recht zufrieden. Der Almanach war ein so hübsches und für Sie nicht außerordentlich schwieriges Unternehmen, und es thut ihm immer

---

[1]) Schiller hatte an Humboldt auch am 11. und 14. März geschrieben, Kalender S. 20; beide Briefe sind verloren.

[2]) Dieser Brief, der zwischen den vorigen (Nr. 5) vom 12. März und den vorliegenden fällt, ist nicht mehr vorhanden, auch in Schillers Kalender nicht verzeichnet.

einen beträchtlichen Schaden, sollte ich meynen, wenn er auch nur Ein Jahr ausbleibt. Den Versicherungen, wären sie auch noch so bestimmt gefaßt, ist man schon einmal gewohnt, nicht recht zu trauen, und aufs allermindeste müssen Sie im nächstfolgenden Jahr die Sache ganz von neuem beginnen, ohne noch, wie Sie in diesem könnten, irgend einigen Gewinn von der Folge und Fortsetzung zu ziehen. Wahrscheinlich verläßt man sich auf diese auch alsdann noch nicht, und schon dieser Umstand kann die Zahl der Käufer verringern. Indeß werden Sie diese Gründe, die so bloß das Aeußere angehn, auch selbst gewiß schon in Betracht gezogen haben.

Von den Xenien selbst wünschte ich außerordentlich selbst einmal einige zu sehen. Trotz allem dem, was mir Ihre Briefe nacheinander davon gesagt haben, kann ich mir noch keine hinreichende Idee davon machen. Der Gedanke, sie abgesondert, mit großer typographischer Pracht, und besonders unter Ihren beiden Namen erscheinen zu lassen, gefällt mir sehr, wenn es Ihnen nur möglich seyn wird, dem Ganzen eine hinlänglich große Mannigfaltigkeit zu geben. Denn nur dafür, wie auch Sie selbst einmal äußerten, kann ich besorgt seyn. Jede andere Foderung erfüllen Sie gewiß; allein auch dieser zu genügen könnte Ihre Lage Ihnen hinderlich seyn, und gerade der Satyre und einer solchen ist gewiß nichts so nachtheilig, als ein gewisses Appesantiren (wie Sie selbst es einmal

nannten) auf eine kleine Zahl von Gegenständen. Gelingt es Ihnen indeß, wie ich doch gewiß hoffe, auch diese Klippe zu vermeiden, so ist Ihr Werk in jeder Rücksicht eine wichtige Erweiterung unserer Literatur, und gerade in der leichten, behenden, und launigen Gattung, die wir sonst nur an fremden Nationen zu sehen gewohnt sind. Auf die Scheidung Ihrer Arbeit von der Göthischen freue ich mich sehr, ob ich gleich in dieser Art der Kritik, wie ich aus Erfahrung weiß, nicht selten Fehlgriffe thue. Es ist eine sehr treffende Bemerkung von Göthe, daß man keins seiner Stücke Ihnen zuschreiben wird, und es beweist aufs neue, in wie festen Gränzen seine Natur eingeschlossen ist, und wie wahr und richtig Sie ihn immer beurtheilt haben. Erhält denn jedes einzelne Distichon einen Titel? oder ist die Beziehung von selbst aus den Gedichtchen selbst klar. Die typographische Schönheit würde durch das letztere gar sehr gewinnen.

Der wichtigste Vortheil, den ich jetzt von diesem neuen arrangement absehe, ist, daß Sie Muße gewinnen, an Ihr Schauspiel zu gehen, und auch hier stimme ich Ihrer Wahl des Wallensteins durchaus bei. Sogar die Schwierigkeit des Stoffs muß Sie, denk' ich, für denselben bestimmen. Es ist doch in Dingen dieser Art nicht möglich, oder wenigstens nicht rathsam, gleichsam stufenweis vom Leichtern an fortzuschreiten, vielmehr muß das erste Feuer, die Stärke des gegenwärtigen Augenblicks benutzt werden. Dazu kommt noch, daß der Wallen-

stein auch eben durch seinen Stoff Sie selbst mehr trägt. Freilich begreife ich sehr gut, wie auch das so wunderbar einfache Süjet der Malthesen Sie in hohem Grade reizen muß. Indeß kann dieser Reiz, als ein rein ästhetischer nur auf den Künstler selbst, und ihm gleich gestimmte Naturen mächtig wirken. Dieser aber ist immer die geringere Zahl, und daher ist selbst beim vollkommnen Gelingen, der Erfolg hier minder entschieden. Bei einem Schauspiel aber würde mir auch der ausgebreitete und allgemeine Beifall schlechterdings wichtiger seyn, als bei jedem andern obgleich auch poetischen Produkt. Das wahre Schauspiel kann seiner Natur nach, dünkt mich, nur unter vielen, nur vor einem Volke leben, und es ist in der That ein charakteristisches Kennzeichen unserer Zeit, daß auch die Schauspiele bei uns so häufig nur zu Büchern geworden sind.

Ich erinnere mich nicht genau, ob Sie den Wallenstein in Versen machen wollten. Indeß denke ich doch ja, da diese Foderung bei einem poetischen Stück eigentlich unerlaßlich ist. So sehr ich jedoch hievon überzeugt bin, so kann ich nicht läugnen, daß ich mich mit dem Gedanken des Wallensteins in Versen nicht recht vertragen kann, ehe ich ihn nicht in der Ausführung fertig sehe[1]). Wenn andre,

---

[1]) Schiller erörterte diese Ansicht Humboldts wiederholt brieflich mit Körner, der sich entschieden dafür aussprach, daß der „Wallenstein" in Jamben geschrieben werden müßte. Am 20. November 1797 endlich teilte Schiller

deren Geschmack nicht ganz vernachlässigt ist, hierin mit mir übereinstimmen, so dürfte es interessant seyn, den Ursachen dieser Erscheinung tiefer nachzugehen. Soviel ich jetzt einsehe, liegt es in einer gewissen Vorliebe für die Natur, insofern man sie der Kunst entgegensetzen kann, und in einer Besorgniß, daß die erstere durch die letztere leiden könne. Ich sehe dieß daraus z. B. daß in der Iphigenia und im Karlos der Vers mir ungemein wohlthut, hingegen im Götz, selbst in dem hie und da so schwärmerischen und feenartigen Egmont, in den Räubern, Fiesko, vorzüglich in Kabale und Liebe geradezu undenkbar ist. In der Iphigenie liebe ich ihn, weil dieß Stück aus einem fremden Gebiet und zwar aus einem solchen ist, wo die Kunst und sogar eine gewisse pathetische Form herrscht; im Karlos weil er, ungeachtet seiner mächtigen Wirkung auf die Empfindung, doch auch

---

seinen Entschluß Körner mit den Worten mit: „Es ist nun entschieden, daß ich ihn in Jamben mache; ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können, es ist unmöglich, ein Gedicht in Prosa zu schreiben. Alles was ich schon gemacht, muß anders werden, und ist es zum Theil schon. Es hat in der neuen Gestalt ein ganz anderes Ansehen, und ist jetzt erst eine Tragödie zu nennen.“ Hierauf antwortete Körner dem Freund am 1. Dezember: „Daß ich wegen der Jamben recht behalte, freut mich. Ich habe manchmal mit Humboldt darüber gestritten. Nach meiner Ueberzeugung gehört eine gewisse rhythmische Pracht zu der Würde eines solchen Gedichts.“ Vgl. Schillers Briefe Bd. V, Nr. 1134 u. 1272; Briefwechsel Th. III, S. 400; Th. IV, S. 36 u. 62.

den Verstand so anhaltend beschäftigt, und zwar, wie der Dichter immer soll, in eine idealische Welt versetzt, aber nicht genug, wie man doch auch fodern kann, diese wieder an die wirkliche anknüpft. Jene andern genannten Stücke aber greifen so sehr in das Leben, das uns immer umgiebt, ein, sie stellen so sehr wirkliche und großentheils auch bürgerliche Scenen dar, daß für mich hieraus nun bei Versen ein Misverhältniß zwischen dem Stoff und der Form entsteht. Ich verlange hiermit nicht diese Ansicht der Sache zu vertheidigen; ich bin vielmehr schlechterdings der Meynung, daß eigentlich alles ächt poetische auch metrisch seyn müßte, um auch an der Vollkommenheit der Form nichts einzubüßen, ich bin auch überzeugt, daß das Vorurtheil in mir nur aus einem Mangel an rein ästhetischem Sinn herkommt; indeß wollte ich nur zwei Folgen daraus herleiten, die, wenn man dieß Vorurtheil unter uns allgemein nennen könnte (worüber ich mir die Entscheidung nicht anmaaßen will) nicht unwichtig seyn würden. Einmal, dünkt mich, deutet es auf eine gute Quelle hin, auf eine Schätzung des Natürlichen, und Gehaltvollen, womit die oft leere, und unnatürliche Künstlichkeit der Franzosen, hie und da der Engländer und sogar der Griechen im Widerspruch steht. Ich sage auch der Griechen. Denn ungeachtet des Geschreis von Einfachheit und Natur kann es dem unpartheiischen Leser nicht entgehn, daß die Griechischen Tragiker (und nicht bloß der wirklich manchmal bombastische Aeschylus) eine viel höhere,

gesuchtere, mehr opernartige Diction haben, als wir auf unsrer Bühne dulden würden. Die simple Frage: woher kommst Du gegangen? wollte ich Ihnen durch sonderbare Wendungen an mehr als einer Stelle zu einer Aufsehen erregenden Zeile ausgedehnt zeigen. Dagegen verräth jene Vorliebe für den prosaischen Vortrag auch, und noch mehr, wie ich schon vorhin sagte, Mangel an rein ästhetischem Sinn, ein Kleben an dem Stoff der Dichtkunst mit Vernachlässigung ihrer Form. Denn nur in einer solchen nicht reinen Geistesstimmung läßt sich Kunst und Natur, die für den Griechen immer zusammen fallen mußten, noch getrennt denken. Wenn aber die Neuern überhaupt in einen von beiden Fehlern verfallen, die Form zu leer, oder den Stoff zu formlos zu lassen, so scheint mir der letztere ganz vorzüglich dem Ende des Jahrhunderts, in dem wir leben, und dem Deutschen Nationalcharakter eigen.

Welcher berühmtere Dichter hat wohl vor Göthe unter uns prosaische Trauerspiele geliefert?

Ueber die poetische Prose und ihre verschiednen Gattungen, über die, und ihren Zusammenhang mit unserm Nationalcharakter ich neuerlich allerlei ausgefunden zu haben glaube, nächstens einmal.

Der Kaviar kostet 8 Reichsthaler Courant. Die 2 Horenstücke sollen Sie gelegentlich (Sie scheinen es nicht mit der Post zu wollen) zurückerhalten.

Mit der Li geht es weder besser, noch schlimmer. Sie grüßt Sie beide und Göthe von ganzem Herzen.

Ich lege den Brief an Hellfeld wegen Körners bei. Er soll die Antwort Ihnen geben, und ich bitte Sie, dieselbe zu erbrechen.

Leben Sie herzlich wohl!

Ihr Humboldt.

Inliegende Anzeige[1]) bittet mein Bruder, der herzlich grüßt, doch sogleich in dem IntelligenzBlatt der LiteraturZeitung abdrucken zu lassen. —

Mein Bruder ist nicht fertig geworden; ich schicke es Dienstag.

7. 1796 April 9.

Am 13. April bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 22. Der Brief kreuzte sich mit Schillers verlorenem vom 10. April, Kalender ebenda.

Berlin, 9. April, 1796.

Es war mir nicht möglich, liebster Freund, am letzten Posttag zum Schreiben zu kommen, so sehnlichst ich es auch gewünscht hätte. Ich war den ganzen Tag in Gesellschaft. Selbst heute kann ich Ihre Erwartung nicht befriedigen. Mein Bruder reist eben heute ab, und es ist bei unserm engen Zusammenwohnen an keine Ruhe zu denken. Indeß ist auch eben diese Abreise für die Ruhe ein günstiges Ereigniß. Denn auch wir verlassen nun in einigen Tagen die Stadt, und ich genieße dann wieder einer ungestörten Einsamkeit.

---

[1]) Vgl. den Schlußsatz im folgenden Brief Nr. 7 vom 9. April und die Anmerkung dazu.

Heute Morgen habe ich Nicolais Reisebeschreibung Band 11, welche die Herzenserleichterungen über die Horen enthält, gelesen [1]). Sie können sich das Ding gar nicht platt, unwissend, langweilig, und anmaaßend genug vorstellen. Die Anmaaßung gründet sich einzig und allein, wie es scheint, auf eine 45 jährige Erfahrung, auf die er einen literarischen Thron zu erbauen scheint.

In Absicht des Umfangs der Recension (denn eine solche ist es im Grunde doch) habe ich mir jedoch die Sache zu arg vorgestellt. Von den Horen betrift es eigentlich bloß Sie und mich und Körnern, und auch diesen nur in Absicht einer Stelle, wo er vom Ausdruck der Männlichkeit und Weiblichkeit redet, und die Nicolai so gütig ist, auch mir beizumessen [2]). So mischt er alles in Einen Topf.

Dagegen kommen eine Menge anderer Leute und Schriften in buntem Gemisch unter einander vor, Fichte, Niethammer, Pölitz, Goeß, Schilling, Heidenreich, ein gewisser D. Reichardt, Friedrich Schlegel, Gentz, Weishuhn, Snell cet. cet. Der Zusammenhang ist nemlich der, daß er eigentlich den Misbrauch der Kantischen Philosophie zu züchtigen vermeint. Am ärgsten und unhöflichsten ist er mit

---

[1]) Fr. Nicolai, „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781". Bd. XI, S. 177—312. Berlin und Stettin 1796.

[2]) In Körners Aufsatz „Ueber Charakterdarstellung in der Musik" im 5. Stück der „Horen" von 1795, S. 97—121. Vgl. Nicolai, Bd. XI, S. 266—269.

Niethammer und Fichte. Sie behandelt er doch noch mit einiger Achtung, und auch ich, den er gar nicht mit Namen nennt, erhalte einiges allgemeines Lob. Von Ihren Aesthetischen Briefen giebt er eine kurze Definition „Sie sind ein angenehmer Traum eines guten Kopfes." Das heißt doch die Impudenz weit treiben [1]).

Ich habe seit 6 Wochen, wie Sie wissen, gar nichts selbst thun können. Die Lust nach eigner Thätigkeit hat sich aber indeß angesammelt, und ich hoffe sie soll nicht unfruchtbar seyn. Meine erste Arbeit ist die Vollendung der Recension des Fuchs, die schon lange angefangen ist.

Ich werde wieder unterbrochen, und da ich heute Mittag nicht zu Hause esse, will ich diesen Brief nicht der Gefahr aussetzen, heute gar nicht auf die Post zu kommen, wenn das Diner zu lange dauerte. Ich schließe also hier. Leben Sie recht herzlich wohl. Heute über 8 Tage, wenn Sich nicht alle Götter verschwören, recht viel, vorzüglich über Wallenstein. Ihr H.

Sie haben doch meinen letzten nach Weimar addressirten Brief, der eine Ankündigung von Alexander enthielt, bekommen [2]); sonst bitte ich Sie, es mir mit umgehender Post zu melden.

---

[1]) Nachschrift quer über den ganzen linken Rand der zweiten Briefseite: Die Horen im Ganzen, und im Vergleich mit der Ankündigung aber müssen tüchtig herhalten.

[2]) Der Brief war am 7. April bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 22) und ist nicht mehr vorhanden. Die Vor-

8. 1796 Mai 3.

Es ist wohl der erst am 5. Juni „durch Gelegenheit“ bei Schiller eingetroffene Brief, Kalender S. 24.

Berlin, 3. May, 1796.

Es war bloße Vergessenheit, mein theurer Freund, daß ich Ihnen am vorigen Posttag nicht schrieb. Die Li hatte den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend heftige Krämpfe in der Brust und im Kopf, und ich bildete mir, Gott weiß wie, steif und fest ein, daß es nicht Sonnabend und Posttag, sondern Freitag sey und erst am folgenden Tage, als ich der Li sagte, daß ich Ihnen schreiben wollte, erfuhr ich meinen Irrthum. Sie sehen aus diesem Vorfall abermals, daß es uns hier schlimm genug geht, und wohl haben Sie Recht, unsern Aufenthalt in Berlin eine Schule der Geduld zu nennen. Seitdem die Krämpfe in der Brust (denn eigentliches Blutspucken ist doch nur unbedeutend gewesen) häufiger und mit Schmerzen gekommen sind, ist auch Herz schon nicht mehr entschieden für das Karlsbad gewesen. Er hat uns gesagt, daß er es noch ein Paar Wochen mit ansehn, und sich dann entschließen wolle. Für den Rückenschmerz hält er das Bad sehr zuträglich und da die Krämpfe doch nur gehen und kommen, so wäre es freilich

---

anzeige von Alexander v. Humboldts „Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“, unterzeichnet „F. A. v. Humboldt“, erschien erst im Intelligenzblatt der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ Nr. 64 vom 25. Mai 1796, Spalte 524—526.

möglich, daß sie die Kurzeit über ruhig wären. So ungewiß steht es noch bis jetzt mit uns. Mit meiner Mutter geht es von Tage zu Tage schlimmer. Besonders bekam sie seit 8 Tagen ein kaltes Fieber zu ihrem eigentlichen Uebel, was sie entsetzlich abgemattet hat. Doch ist dieß jetzt im Abnehmen. Daß sie dieß Jahr überlebt ist nicht wahrscheinlich, aber bis ins Ende desselben kann es sich dennoch immer hinziehn. Wir warten es auf keinen Fall ab, sondern gehen, es sey nun nach Karlsbad oder nicht, den 1. Junius, wenn uns nicht eigne Kränklichkeit hindert, von hier weg. Unser kleiner Junge[1]) ist sein Fieber jetzt völlig los.

Wie herzlich freuen wir uns nun über die guten Nachrichten, die Sie uns, lieber Freund, von Sich geben. Freilich möchte ich Ihnen selbst nicht rathen, Gesundheit mit absolutem und fortdauerndem Müssiggang zu erkaufen. Aber mehr an jedem Tage, und häufiger auf ganze Wochen sollten Sie in der That arbeitslos seyn, und ich werde nicht aufhören, in Sie zu dringen, bis Sie meinen Bitten nachgeben. Ich weiß niemand, der sich an Menge anstrengender Arbeit seit der Erscheinung der Horen mit Ihnen messen könnte. Es wäre für jeden gesunden zu viel, wie viel mehr für Ihren schwachen und kränkelnden Körper. Auch darum liebe ich die poetische Arbeit so sehr für Sie, weil diese Sie zwingt mehr Zeit einer wenigstens nicht so anhaltend

[1]) Humboldts ältester Sohn Wilhelm, geb. 5. Mai 1794 in Jena, gest. 15. August 1803 in Ariccia.

anstrengenden Muße hinzugeben. Denn sonst hilft Ihnen freilich auch Gesellschaft und die bloße Beschäftigung mit Ihren Gedanken in dieser Hinsicht nicht viel. Ueberall ist Ihre ganze Kraft thätig, es ist dieß ein wesentlicher Zug Ihres Charakters, und es ist kein Wunder, wenn diese unaufhörliche Anstrengung Ihre körperlichen Kräfte aufreibt.

Ich habe in diesen Tagen den Egmont und Ihre Recension in der LiteraturZeitung [1]) wieder gelesen. Ich muß offenherzig gestehen, daß ich mit der letztern nicht recht zufrieden bin. Ich kann nicht Ihrer Meynung seyn, daß Göthe die Wirkung geschwächt hat, indem er dem Egmont seine Familie nimmt, und ihm andere Motive seines Bleibens in Brüssel leiht. Ich glaube vielmehr die tragische Wirkung hat dadurch nur gewonnen. Ich habe heute nicht Zeit, diese Ideen mehr auszuführen, und Ihnen meine Gründe zu entwickeln, aber ich möchte nur wissen, ob Sie noch jetzt, nachdem Sie Sich neuerlich soviel mit dem Stück beschäftigt haben, Ihrer alten Meynung sind. Alsdann kommen wir vielleicht wieder einmal in einem Briefe darauf. Ich hatte sogar einen kleinen Aufsatz darüber angefangen.

Aber dieser sowohl, als die auch halb fertige Recension des Fuchs verschlingt ein Unternehmen, das mir sehr und äußerst am Herzen liegt, und jetzt alle meine Gedanken besitzt. Ich habe schon so oft von Unternehmungen gesprochen und ge-

[1]) „Allgemeine Literatur-Zeitung" vom 20. September 1788, Nr. 227a und 227b, Spalte 769—778.

schrieben, daß es mir lächerlich ist, es wieder zu thun, und daß ich mich nicht entschließen kann, Ihnen dieß eher zu nennen, als bis es wenigstens weiter gediehen ist. Nur soviel kann ich Ihnen heute sagen, daß dasjenige, was ich fürs erste davon ausführen will, hoffentlich Stoff zu einem mäßigen Band oder Bändchen geben wird, den ich bis zur Italiänischen Reise fertig machen und während meiner Abwesenheit hinterlassen möchte. Wenn ich an irgend eine literarische Existenz denken will, so ist es nothwendig, ein eignes nennbares Buch zu schreiben, und ich glaube ich bin auf keinen üblen Stoff gefallen. Auch ist er ganz aus dem Ihnen bekannten Kreise meiner Beschäftigungen hergenommen [1]).

Ich weiß nicht durch welchen Stoß ich in den Geschmack fester Entschlüsse gekommen bin, aber ich bin jetzt erstaunlich mit einer gewiß nicht ungegründeten Schaam über meinen bisherigen Müssiggang, und dem festen Vorsatz, irgend ein größeres Werk zu Stande zu bringen, erfüllt. Ich will alle Kräfte jetzt einmal an Ein Werk setzen, da ich sonst immer dadurch der Person etwas zu entziehen glaubte, und mich nie entschließen konnte ein bloßes S t u d i r e n für mich gegen eine mühsame Hervorbringung aufzugeben. Vielleicht gelingts; obgleich meine Hofnung mehr ein Postulat meiner Vernunft (die wohl die Nothwendigkeit einiger Zu-

---

[1]) Wie im folgenden Brief Nr. 9 vom 31. Mai näher dargelegt wird, war das Thema eine Charakterschilderung des 18. Jahrhunderts.

versicht anerkennt) als eine wirkliche von selbst hervorgehende Empfindung ist. Denn an sich scheine ich mir immer wenig produktives und sogar wenig nur bloß praktisches Talent zu besitzen. Aber der Entschluß vermag viel.

Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die ich neulich las. Ein berühmter Marschall von Frankreich soll, seitdem er Officier geworden, täglich eine Viertelstunde in seiner Stube herumgegangen seyn, und gesagt haben: Je veux être maréchal de France et grand Général[1]). Ist das nicht sehr plaisant? Ueberhaupt wünschte ich, Sie könnten den Aufsatz zu lesen bekommen, in dem es stand. Es sind Biographische Nachrichten über Buffon von Hérault de Séchelles und stehn in einem in London erscheinenden Journal: Paris pendant l'année 1796. Der Aufsatz enthält unglaublich viel psychologisch Merkwürdiges über Büffon, Frankreich, und die damalige Art der Gelehrten. Büffons Eitelkeit ist unbeschreiblich. Er zählte nur 5 große Menschen: Newton, Leibnitz, Montesquieu, Bacon und sich. Von Aristoteles wundert er sich, daß er auf Sachen gestoßen sey, die Er erfunden habe u. s. f.[2]).

---

[1]) Der Held dieser Anekdote war vermutlich Charles-Louis-Auguste de Fouquet, duc de Belle-Isle (1684—1761), Marschall und Pair von Frankreich, Kriegsminister und Mitglied der Akademie.

[2]) Der Aufsatz erschien unter dem Titel „Anecdotes biographiques de M. le comte de Buffon; extraites d'un voyage à Montbart en 1785, par Hérault de Séchelles" in [Jean-Gabriel] Peltier, „Paris, pendant les années 1785 à 1802", vol. V (Londres 1796), S. 65—86 und 137—150.

Verzeihen Sie dieß unordentliche Geschreibe heute. Ich möchte gern noch mehrere Briefe schreiben, und werde doch, da eben meine Mutter heute schlimm ist, oft unterbrochen. Grüßen Sie die gute Lolo tausendmal, die Li umarmt Sie beide. Ueber den Ritter Tourville [1]) und Schlegel [2]) bleibe ich Ihnen noch Antwort schuldig. Von Herzen Adieu!

Ihr Humboldt.

Peltiers Mitteilungen lag die Originalhandschrift des Marie-Jean Hérault de Séchelles (1760—1794) zugrunde, nach welcher dieser selbst bereits 1785 seine „Visite à Buffon" veröffentlicht hatte; letztere wurde dann in neuer, mit Anmerkungen und Beilagen versehener Ausgabe im Jahre IX (1801) von P.-L. Solvet unter dem Titel „Voyage à Montbar, contenant des détails très-intéressans sur le caractère, la personne et les écrits de Buffon" und nochmals 1829 von J.-B. Noellat unter dem Titel „Voyage à Montbart et au château de Buffon, fait en 1785" herausgegeben.

[1]) Der „Ritter von Tourville", vom Kreis-, späteren Oberlandesgerichtssekretär Johann Friedrich Gerber in Reval, erschien im 2. und 3. Stück der „Horen" von 1796; die im 3. Stück S. 77 angekündigte Fortsetzung ist nicht erschienen. Die romanhafte Erzählung basiert auf den apokryphen, von Guillaume Plantavit de la Pause, abbé de Margon verfaßten und zuerst 1742 bei F. Girardi in Amsterdam in drei Bänden erschienenen „Mémoires du maréchal de Tourville, vice-amiral de France et général des armées navales du roi". Der vollständige Name des berühmten Seehelden (1642—1701) war Anne-Hilarion de Costentin (Cotentin), comte de Tourville. Schiller nannte Gerbers Erzählung im Briefe vom 5. Februar an Goethe „abscheulich" (Briefe Bd. IV, Nr. 1003); Körner lobte sie (Brief vom 22. März 1796 an Schiller, Briefwechsel Th. III, S. 332 f.).

[2]) Bezieht sich wohl auf A. W. v. Schlegels „Fortsetzung der Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache", die im 2. Stück der „Horen" von 1796 erschien.

9. 1796 Mai 31.

Am 4. Juni bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 24. Der Brief kreuzte sich wohl mit Schillers verlorenem vom 27. Mai, Kalender ebenda.

Berlin, den 31. May, 1796.

Es scheint einmal bestimmt zu seyn, liebster Freund, daß alle meine Plane in dieser Epoche scheitern. Mein kleiner Junge hat noch immer das Fieber, obgleich es im Abnehmen ist, und der Arzt verlangt ausdrücklich, daß ich volle vier Wochen, wenn es auch gänzlich vorüber ist, abwarte, ehe ich ihn einer neuen Reise aussetze. Ich sehe mich also aufs neue hier gebunden. Indeß lebe ich angenehmer, als im Winter, und in der That recht leidlich. Meine Mutter ist in Tegel, wir haben das ganze Haus zu unserer Disposition, und können ungestört uns Umgang oder Einsamkeit, wie wir wirklich thun, nach unserm Geschmack wählen. Meine Mutter ist von neuem sehr gefährlich krank. Sie hat ein schleichendes Fieber seit einigen Tagen, und wenn es sich nicht bald ausweist, daß dieß vielleicht nur von vorübergehenden Ursachen, die wieder gehoben werden können, herrührt, so ist ein nahes Ende wohl mit Gewißheit vorauszusehn. Mit der Li gehts seit einigen Tagen leidlicher, und mit mir, bis auf mein Auge, das mich von neuem incommodirt, vollkommen gut.

Ich sagte Ihnen schon in meinen vorigen Briefen, daß ich wieder angefangen habe, thätiger

zu seyn, und mit ziemlichem Fortgange arbeite. Auch jetzt bin ich noch in gutem Zuge und komme immer mehr hinein. Da die äußern Umstände mich in dieser Zeit gerade so wenig begünstigen, so glaube ich doppelt soviel auf künftige ruhigere rechnen zu können, und habe recht günstige Hofnungen für das Gelingen meiner Arbeit.

Ich schrieb Ihnen im Winter einmal über den Gedanken einer Charakterschilderung unsrer Zeit [1]). Ich glaubte damals, die beste Methode bei einer solchen Arbeit würde eine theilweise Behandlung eines so weitläuftigen Gegenstandes seyn. Ich habe seitdem mehr und genauer darüber nachgedacht und gerade das Gegentheil gefunden. Eine solche zerstückelte Bearbeitung würde die Aufmerksamkeit des Verfassers und des Lesers zugleich zerstreuen, und die Deutlichkeit würde geradezu verlieren, da in diesem Gebiet nur die Zusammenstellung aller Theile zu einer allgemeinen Uebersicht Leichtigkeit und Klarheit hervorbringen kann. Dagegen ist die Weitschichtigkeit des Gegenstandes zwar allerdings eine Schwierigkeit, aber kein unüberwindliches Hinderniß. Wie groß auch irgend ein Gegenstand seyn könnte, so führt eine richtige und philosophische Behandlung desselben doch immer nur auf einige wenige Hauptbetrachtungen, deren erschöpfende und vollkommen klare Auseinandersetzung alles weitere Détail schlechterdings überflüssig macht.

---

[1]) Im Brief vom 2. Februar 1796 (Leitzmann Nr. 56).

Ich habe mich also wirklich entschlossen an eine solche Arbeit mit allem Ernste zu gehn, und eine Charakteristik des 18ten Jahrhunderts aufzustellen. Ich halte sie wirklich für sehr stark durch das Bedürfniß unsrer Zeit jedem denkenden Kopf aufgegeben, und ich sollte meynen, hoffen zu können, diesem Unternehmen wenigstens mehr, als irgend einem andern, obgleich freilich (was einen indeß bei Versuchen, dünkt mich, nicht zurückschrecken muß) bei weitem noch jetzt nicht genug gewachsen zu seyn. Meine entschiedene Neigung, das Charakteristische überall aufzusuchen, hat meinen Sinn dafür gestärkt, ich habe zugleich mehr, als andere darüber nachgedacht, und meine Lage erleichtert mir mehr, als andern, sehr verschiedne Verhältnisse unter Menschen selbst zu beobachten. Was die so verschiednen Fächer der Kenntnisse betrift, mit denen eine solche Arbeit wenigstens einige Bekanntschaft erfodert, so bin ich doch mit den wichtigsten, der Philosophie, Politik, Aesthetik und Philologie ziemlich vertraut, und in den Naturwissenschaften kein Fremdling. Ueberall daher, wo ich mich in einem einzelnen Gebiete befinde, muß ich eher Mislingen meiner Versuche und ungleichen Kampf mit mächtigeren Concurrenten befürchten.

Indeß ist dieß Unternehmen doch immer von der Art, daß man wohl daran arbeiten kann, aber nicht sobald, viel weniger gleich die Vollendung hoffen darf. Der Vorwurf meiner jetzigen Arbeit ist daher nur eine Einleitung zu jener Charakteristik,

eine Abhandlung, welche die Erfordernisse und Schwierigkeiten derselben auseinandersetzt, und den Plan ausführlicher vorlegt. Da ich es aber hier nicht vermeiden kann, vieles Allgemeine über Charakter und Charakterschilderung einzuweben, so wird diese Einleitung immer hoffentlich eine eigne kleine Schrift ausmachen können [1]).

In der Charakteristik selbst werde ich dafür zu sorgen suchen, das gehörige Mittel zwischen einer zu sehr speculativen, und zu sehr historischen Behandlung zu halten. Auf der einen Seite ist es schlechterdings nothwendig, die unzähligen einzelnen Erscheinungen auf wenige Hauptzüge zurückzuführen, und den Charakter der Zeit nach seinen vorzüglichsten und allgemeinsten Seiten zu schildern. Es ist sonst nie möglich, seine eigentliche Form bestimmt und getreu darzustellen. Aber auf der andern Seite müssen die Belege zu diesen Behauptungen zugleich vollständig aus der Geschichte des Jahrhunderts zusammengetragen werden, und auch hier, denke ich, wird die Arbeit sehr dadurch erleichtert werden, wenn man eine hinreichend genaue Kenntniß dieser Geschichte besitzt, um nur die hauptsächlichsten aber

[1]) Die „Einleitung" zu dem geplanten, aber nicht zustande gekommenen großen Werke Humboldts ist nach dem Tegeler Manuskript unter dem Titel „Das achtzehnte Jahrhundert" in den „Gesammelten Schriften", Bd. II (Berlin 1904), S. 1—112, von Albert Leitzmann herausgegeben worden. Vgl. ebenda S. 401 f. dessen Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte der Schrift.

immer vollkommen treffende Beweise herbeizuführen.

Auch halte ich für nothwendig, das ganze Werk in zwei Theile zu zerlegen. In dem einen muß, meinem Plan nach, der Charakter der Menschheit in unserm Jahrhundert allgemein nach seinen einzelnen Seiten geschildert und durch Beispiele aus der Lage unsrer Verfassungen, Wissenschaften u. s. f. bewiesen werden. Im zweiten müssen diese einzelnen Fächer eine genauere Prüfung erfahren, die Lage eines jeden im Anfange dieses Jahrhunderts und seine Veränderungen während des Laufs desselben müssen einzeln gezeigt werden. Diese beiden Theile stehn in einer sonderbaren Beziehung auf einander. Ich halte es für unmöglich, den zweiten zweckmäßig auszuarbeiten, ohne den ersten schon vollendet zu haben. Wenn der Blick gar nicht durch allgemeine Aussichten geleitet ist, so muß er sich in dem Chaos einzelner Gegenstände, das der zweite Theil darbietet, nothwendig verwirren. Dagegen kann auch der erste kaum etwas anders als das Resultat des zweiten seyn. Ich denke daher zwar den ersten zuerst fertig zu machen, aber während der Bearbeitung des zweiten beide gegenseitig durch einander zu verbessern, und nach Vollendung des zweiten, den ersten noch einmal von neuem umzuarbeiten. Ich weiß kein kürzeres Mittel, allen Unbequemlichkeiten auf einmal zu begegnen.

Die Verschiedenheit der Nationen wird in die Ausführung des ganzen Plans eine neue Schwierig-

keit bringen. Indeß beschränke ich mich natürlich auf die 4 Hauptnationen Europas und überhaupt werde ich wohl hinten eine eigne Abhandlung über den besondern Charakter der verschiednen Geschlechter, Nationen und Stände anhängen.

Sie sehn, liebster Freund, daß ich weitläuftige Entwürfe im Kopf habe. Allein sie dienen wenigstens mein Studiren zu leiten und für die Ausführung denke ich jetzt nur an die Einleitung, die mir weder ein sehr schwieriges noch weniger eben weitläuftiges Unternehmen scheint. Ich habe bis jetzt zwei Abschnitte (etwa 3 Bogen) vollendet, und wenn soviel dazugekommen seyn wird, daß es ein kleineres Ganzes ausmacht, hoffe ich, sollen wir es gemeinschaftlich prüfen können.

Ich höre seit langer Zeit nichts von Ihnen [1]), und habe gar keine bestimmte Vorstellung von Ihren Beschäftigungen, theurer Freund. Wie herzlich werden Sie mich erfreuen, wenn Sie mir recht bald etwas ausführliches sagen. Die Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Unser Mädchen ist in Tegel bei der Großmutter; der Junge fängt sehr hübsch an zu sprechen, und ist sehr brav und verständig. Ewig von ganzer Seele

Ihr Humboldt.

---

[1]) Nach dem Kalender S. 23 u. 24 hatte Schiller am 2. und 23. Mai an Humboldt geschrieben; beide Briefe sind nicht mehr vorhanden.

10. 1796 Juni 11.

Antwort auf Schillers verlorene Briefe vom 27. Mai und 6. Juni, Kalender S. 24; am 15. Juni bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 25. Der Brief kreuzte sich mit Schillers verlorenem vom 10. Juni, Kalender ebenda.

Berlin, 11. Junius 96.

Ich konnte Ihnen neulich, liebster Freund, nur so wenige Worte schreiben [1]), daß ich mich sehne, heute das Versäumte nachzuholen. Denn wenn ich auch, wie gerade heute, keinen bestimmten Gegenstand mit Ihnen zu besprechen habe, so unterhalte ich doch so gern eine soviel möglich ununterbrochene Mittheilung.

Ich lebe ein äußerst einförmiges Leben hier, und unstreitig noch mehr als selbst Sie in dem einsamen Jena. Die Besuche bei meiner Mutter [2]) in Tegel ausgenommen, verlasse ich nur selten meinen Arbeitstisch. Dafür rücke ich aber auch mit meiner Arbeit täglich weiter, obgleich es im Ganzen sehr langsam geht. Ich bin unendlich begierig, was Sie zu dieser Produktion sagen werden. Gentz versichert mir, daß der Stil ein gänzlich anderer als in den Horenaufsätzen sey, und ich bin nun nur zweifelhaft, ob ich nicht, wenn ich auch einen und den andern

---

[1]) Dieser Brief, der zwischen den vorigen (Nr. 9) vom 31. Mai und den vorliegenden fällt, ist nicht mehr vorhanden, auch in Schillers Kalender nicht verzeichnet.

[2]) Nachschrift quer über die zwei unteren Drittel des linken Randes der ersten Briefseite: Meine Mutter bessert sich wieder und ist wieder fieberfrei.

meiner früheren Fehler vermieden hätte, in neuere und schlimmere gerathen bin. Für die Klarheit hoffe ich indeß doch gesorgt zu haben, und das, was ich am meisten besorge, ist nur, daß ich vielleicht nun weitläuftiger, trockner, und seichter geworden seyn möchte. Da ich es mir schlechterdings vorgesetzt habe, meine Materie nicht bloß für mich, sondern recht eigentlich für den Leser durchzuführen, und mir auch unter diesem nicht einen einzelnen ausgewählten, schon im Ganzen mit meiner Vorstellungsart bekannten oder übereinstimmenden, sondern nur überhaupt einen uneingenommenen, aufmerksamen und prüfenden Mann zu denken, so richte ich meinen ganzen Vortrag, und sogar die innere Behandlung des Gegenstandes hauptsächlich darauf hin. Da ich hier überdieß einen großen, und für sich wichtigen Stoff zu bearbeiten habe, so glaube ich ihm nicht genug Masse und Licht geben zu können. Ich vermeide daher alles Spitzfindige, oder bloß Feine, wenn es auch noch so wahr und scharfsinnig seyn sollte, ich verweile selbst bei dem ganz Allgemeinen nur so wenig als möglich und eile überall dem Besondern zu. Für mein jetziges Unternehmen scheint mir dieses Bestreben schlechterdings nothwendig, und überhaupt würde ich doch auch einen eigentlich feinen Gegenstand, wie den in den Horen, nie wieder auf dieselbe Weise bearbeiten. Wie fein auch ein Gegenstand seyn mag, so hat er doch gewiß immer zugleich auch Seiten, von denen er eine gewisse Masse darbietet, und deren genauere

Verfolgung erst auf jene Feinheiten führt. Bei diesen nun hat der Verfasser die Wahl, ob er zuerst und hauptsächlich auf jene großen und leuchtenden Züge, oder auf diese Feinheiten aufmerksam machen will. Thut er das Letztere, wie ich damals that, und wie jeder immer thun wird, der im Schreiben mehr an sich als an den Leser denkt, so vermindert er das Interesse des Lesers, und erschwert ihm die Arbeit. Außerdem daß das Spitzfindige überhaupt nur wenig, oder doch wenigstens nur Wenige und selten interessirt, wird er nun auf einmal in das Innerste des Gegenstandes eingeführt, ehe ihm derselbe nur im Ganzen hinlänglich gezeigt worden ist. Nimmt man hingegen den entgegengesetzten Weg, so interessirt man den Leser augenblicklich, und gewinnt noch außerdem den Vortheil, daß man die letzten Feinheiten nicht selbst mehr zu verfolgen, sondern nur ohngefähr anzudeuten braucht, da man den geistvollen Leser, sobald man ihn einmal auf den Weg geführt, und sein Interesse erweckt hat, sichrer sich selbst überlassen kann. Ganz so, wie ich es wünschte, kann ich dennoch diesen Plan nicht ausführen. Ich kann es vielmehr schlechterdings nicht vermeiden, in dieser Einleitung noch viel völlig Allgemeines mitzunehmen, wenn ich nicht eine schwankende und schädliche Ungewißheit über das, was ich Charakter, Charakteristik und Ideal nenne, zurücklassen will. Eine große Schwierigkeit finde ich jetzt darin, immer zu den allgemein vorgetragnen Sätzen gut gewählte histo-

rische Beispiele zu finden. Wäre mir auch ein größerer Reichthum von Thatsachen gegenwärtig, als leider gewöhnlich der Fall ist, so ist es doch eine so verschiedne Operation der Seele, ein philosophisches Raisonnement in bündigem Zusammenhange fortzuführen, und nun wieder die dadurch auf einen Punkt gesammelte Aufmerksamkeit auf eine Menge verschiedner und einzelner Gegenstände zu zerstreuen, daß man dieß doppelte Talent gewiß nur höchst selten zugleich beisammen antrift. Zwar suche ich durch Lectüre diesem Mangel zu Hülfe zu kommen, indeß hilft dieß doch immer nicht hinlänglich aus.

Meinen vorigen Plan der Bearbeitung des Charakters der Alten glaube ich durch meinen neuen nicht eigentlich aufzugeben, sondern nur kürzer und zweckmäßiger zusammenzuziehn. Wie die Lage der Neueren jetzt einmal ist, so lassen sie sich kaum schildern, ohne ihnen nicht unaufhörlich die Alten entgegenzustellen. Eine fortlaufende Schilderung jener ist daher zugleich ein Gemählde von diesen. Zugleich gewinne ich aber dadurch den Vortheil, daß, da diese Schilderung der Alten nun mehr zur Nebensache wird, ich nicht genöthigt bin, weder überhaupt so ausführlich zu seyn, noch besonders eine so große Menge historischer Umstände beizubringen, als bei einer abgesonderten Behandlung des Alterthums schlechterdings nöthig gewesen wäre, und es mir besonders sehr viel Schwierigkeit gemacht haben würde. Im Ganzen aber ist doch das Studium und die

Beschäftigung mit den Modernen mannigfaltiger, dankbarer und anziehender. Im Alterthume dreht man sich im Grunde nur auf einem sehr kleinen Kreise herum. So schön, groß und einzig die Bildung der Alten auch ist, so findet sie doch in der äußern Lage zu wenig Nahrung und Stoff, nicht bloß um recht dauernd und fruchtbar, sondern auch nur um recht reich an eigentlichem Gehalte zu seyn. Denn der ganze Vorzug der Modernen scheint mir schlechterdings aus ihrer äußern Lage, die sichrere Verfassungen besitzt, und zwar mehr Bedürfnisse weckt, aber auch soviel mehr Befriedigungsmittel darbietet, und also im Grunde auf ihrer politischen Einrichtung zu beruhn, wodurch alle ihre ausgezeichneten Fortschritte theils veranlaßt, theils wenigstens gesichert und beschützt worden sind.

Durch eine eigne Nachlässigkeit habe ich noch weder den Cellini [1]) noch Schlegels Shakespeare [2]) gelesen. Ersterer findet außerordentlichen Beifall, letzterer will nicht sonderlich gefallen.

Göthe hat uns seine Idylle [3]) geschickt, die unglaublich schön ist, und gewiß zu seinen besten Pro-

---

[1]) Goethes „Benvenuto Cellini" in den „Horen", vgl. oben S. 48 Anm. 1.

[2]) A. W. v. Schlegels Aufsatz „Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters" im 4. Stück der „Horen" von 1796, S. 57—112.

[3]) „Alexis und Dora. Idylle". Erschien in Schillers Musen-Almanach für 1797, S. 1—17.

duktionen gehört. Danken Sie ihm doch in meinem Namen, und sagen Sie ihm, daß ich sie ihm Dienstag zurückschicken würde [1]).

Mit der Li gehts doch leidlicher. Der Junge ist noch nicht ganz von Schnupfen und Durchfall, an dem er ein wenig gelitten hat, geheilt, ich bin überaus wohl, und mehr, als ich mich seit lange erinnere. Tausend Grüße an Lolo von uns beiden.

Ihr Humboldt.

11. 1796 Juni 25.

Antwort auf Schillers verlorene Briefe vom 10. und 20. Juni, Kalender S. 25; am 29. Juni bei Schiller eingetroffen, Kalender ebenda.

Berlin, 25. Junius 1796.

Ich hoffe unsern Briefwechsel, liebster Freund, nach und nach wieder in Gang zu bringen. Ich fühle wohl, daß ich die meiste Schuld seiner Störungen trage; aber eben darauf gründe ich desto sichrer meine Hofnungen, mich von jetzt an wieder für das Versäumte schadlos zu halten. Sie glauben nicht wie süß mir der Genuß dieses auch in der Abwesenheit fortgesetzten Umgangs gewesen ist, ich habe aus ihm mein bestes Leben geschöpft, und auch in meiner neuen Arbeit haben mich selbst die flüchtigen Worte Ihrer Billigung meiner Wahl unglaublich gestärkt. Wir sind uns in unsern Ideen so nahe

---

[1]) Humboldt sandte die Idylle indes erst mit seinem Brief vom 25. Juni an Goethe zurück (Bratranek Nr. 7).

gekommen, und Sie sind so tief in meine Art, die Dinge anzusehen eingegangen, daß nicht leicht je ein Mensch von einem andern eine so richtige, genaue und wahre Schätzung erfahren hat, als ich von Ihnen, wenn ich nur das Einzige abnehme, daß Sie im Ganzen doch meinen Kräften mehr zutrauen, als sie eigentlich zu leisten vermögen. Unsre Zusammenkunft, nach der ich mich so herzlich sehne, sehe ich nicht für so weit hinausgerückt an. Ich hoffe viel mehr noch immer, Sie vor der Mitte Augusts zu besuchen. Aber wenn ich etwas recht aufrichtig bedaure, so ist es die Ungleichheit unsrer äußern Lage, daß Sie durch Ihre Gesundheit genöthigt sind, so stät und unverrückt an demselben Ort zu bleiben, und ich meiner Art, Bestimmung und Beschäftigung nach nothwendig noch lange einen weniger beständigen und wechselnden Aufenthalt suchen muß.

Daß es mit Lolos Gesundheit nicht gut gehn will, schmerzt uns herzlich. Indeß hoffe ich gewiß, daß diese Uebel sich mit ihrer Ursache, der Schwangerschaft, die sich ja nun bald ihrem Ende naht, gänzlich entfernen sollen. Grüßen Sie sie doch recht herzlich von uns, und sagen Sie ihr mit wie warmem Antheil wir ihrer Niederkunft entgegensehn, und wie sehr die Li bedauert, ihr nicht durch ihre Gegenwart jetzt nützlich seyn zu können. Mit uns geht es so so. Die Li ist zwar bei weitem nicht gesund, indeß finden sich doch starke Anfälle von Krampf seltener ein. Unser Junge ist wieder fieberfrei, und

ich schöpfe überhaupt bessere Hofnung für sein Wohlseyn. Herz hatte ihm, wie es mir scheint, zu viel, wenn nicht auch zu früh, China gegeben. Da er auf meine Vorstellungen nicht davon ablassen wollte, so rief ich Selle [1]) dazu, und auf dessen Rath ist nun eine andre Cur angefangen, die ihm besser zu bekommen scheint.

Ihre Klage der Ceres [2]) schicke ich Ihnen zurück, weil ich aus den für den Drucker beigeschriebenen Bemerkungen schließe, daß Sie dieselbe zurückzuempfangen wünschen. Könnten Sie mir aber gleich jetzt, da Sie sie doch wohl mehr als Einmal abziehn ließen, ein Exemplar wieder schicken, so thäten Sie mir eine recht große Gefälligkeit. Sie hat die Li und mich unendlich gefreut. Die Idee ist so einfach und schön, die Ausführung so lyrisch, der Ton so fein und zart, und die Versification vortreflich. In der zarten Feinheit des Ganzen und besonders einiger Stellen steht es mit einigen wenigen sehr guten Herderschen Sachen, dünkt mich, in der gleichen Gattung; aber es übertrift sie so weit, da es so gar nichts weder Spielendes noch Schwärmerisches, und eine so viel objectivere poetische Schönheit hat. Sehr gut ist Ihnen wiederum die Er-

---

[1]) Christian Gottlieb Selle (1748—1800), Geheimrat und Leibarzt in Berlin.

[2]) Schiller hatte Humboldt das Gedicht mit dem verlorenen Brief vom 10. Juni übersandt (Kalender S. 25); es erschien in Schillers Musen-Almanach für 1797, S. 34—41.

position gelungen. Das Räthselhafte der 10 ersten Verse wird auf einmal so ganz durch die beiden Schlußverse der ersten Strophe gelöst, daß sich der Leser überrascht fühlt. Die Entfernung von aller Allegorie, daß das Keimen und Grünen der Pflanzenwelt eine Gemeinschaft zwischen der Mutter und Tochter wird, und daß Sie diese Gemeinschaft eine Sprache nennen, ist eine überaus glückliche Erfindung, und die 7te und 8te Strophe, die dieß enthalten, möchte ich für die schönsten von allen erklären. Auch das Hofnungslose der Unsterblichkeit und die Kälte einer ununterbrochnen Götterglückseligkeit haben Sie treflich benutzt. Selbst Kleinigkeiten, die ich erinnern könnte, sind mir kaum aufgefallen. In der 2ten Strophe scheint mir der Vers: (hierauf hat mich eigentlich die Li aufmerksam gemacht)

Oder wars der schwarze Dis[1])

durch das Zusammentreffen consonantenreicher und einsilbiger Wörter ein wenig hart, auch scheint der nicht sehr gewöhnliche Name Dis nur des Reims wegen dazustehn. Im 2ten Vers der 4ten Strophe gestehe ich, bin ich an dem schon angestoßen. Es scheint mir beinah müssig. Sagten Sie nicht besser: Sterbliche gebohren sind. Die Nüance, die das

---

[1]) Dis, der „Reiche“, römische Bezeichnung des griechischen „Pluton“. Vgl. E. Gerhard, „Griechische Mythologie“. Bd. I, S. 470, und Bd. II, S. 286. Berlin 1854 und 1855.

schon hineinbringt, scheint mir überflüssig[1]). — Ich bewundre Sie in der That, wie Sie in einer Zeit, wo so vieles Sie drückt, eine solche Stimmung zu poetischen Arbeiten behalten, und freue mich herzlich auf die Früchte, die sie dem Almanach noch tragen wird. Die Xenien erwarte ich mit Ungeduld. Nur fürchte ich mich beinah davor, daß mir vieles unverständlich seyn wird. Ich besitze eine eigne Ungeschicklichkeit im Errathen auch der glücklichsten und leichtesten Anspielungen. Wie wird es aber mit dem Wallenstein? Ich gestehe offenherzig, daß ich ihn recht ungern, durch diese immer doch kleineren Arbeiten, in den ungünstigen Winter, wo Sie Ihrer Gesundheit so viel weniger gewiß sind, verwiesen sehe. Indeß sind Sie vielleicht für die nähere Anordnung des Plans auch jetzt nicht müssig.

War die Recension des MusenAlmanachs auch von Schlegel?[2]) Ich gestehe, daß sie mir sehr misfallen hat. Kein einziges Stück war nach Verdienst und mit gehöriger Motivirung des Urtheils gewürdigt. Ueberhaupt kenne ich nichts Magreres und Erbärmlicheres, als die LiteraturZeitung, besonders seit etwa einem Jahr. Schlegel ist ja, wie ich hier höre, Weimarischer Rath geworden, und heirathet

---

[1]) Schiller hat bei der späteren Drucklegung beiden Anregungen Rechnung getragen.

[2]) Die Rezension des Musen-Almanachs für 1796 in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" Nr. 167 vom 31. Mai 1796, Spalte 497—501, war nicht von A. W. v. Schlegel.

die Böhmer [1]). Ist es auch sein Plan zu lesen und was? Grüßen Sie ihn doch recht freundschaftlich von mir.

Herr von Hendrich [2]) war ein Paar Tage hier, und hat mir mit seinem zu lauten und offenbaren Demokratismus in diesem gar nicht demokrätischen Berlin viel zu schaffen gemacht. In der That ist er in seinem Eifer etwas indiscret, ohne darum in seinen Grundsätzen und Raisonnements eben sonderlich gründlich und consequent zu seyn. Die Unterredung, die er einmal, wenn Sie Sich erinnern, bei uns mit Fichte hatte, und worin dieser ihn so mitnahm, scheint er noch nicht vergessen zu haben. Er hat Genz, der noch gar nichts von ihm wußte, mit so bedeutendem Ton, und schwerem Herzen erzählt: er habe einmal bei uns einen merkwürdigen Streit mit Fichte gehabt.

Haben Sie schon Garves beide neue Bücher gesehen? [3]) Sie scheinen mir ziemlich mager. Eine

---

[1]) Karoline, geb. Michaelis, verwitwete Böhmer (1763 bis 1809), 1803 von A. W. v. Schlegel wieder geschieden und mit Schelling verheiratet.

[2]) Franz Ludwig Albrecht v. Hendrich, Major und Kommandant von Jena.

[3]) Christian Garve (1742—1798), Schriftsteller in Breslau. Er veröffentlichte daselbst 1796 den zweiten Teil seiner „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben“ und den ersten Teil seines Buches „Vermischte Aufsätze welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind“. In seinem Briefe an Schiller vom 19. Juli 1796 (Leitzmann Nr. 60) kommt Humboldt abermals auf diese beiden Bände zu sprechen.

Abhandlung: über die Kunst zu denken [1]), hat mich doch, ohne mir auch gerade eben neue Belehrung zu versprechen, recht sehr interessirt. Sein Hauptthema, auf das der arme kranke Mann auch unglücklicherweise wohl oft zurückgeführt wird, ist zu zeigen, daß, auch gegen die Begünstigung der äußern Umstände, und ohne gerade eine glückliche Stimmung, doch der Wille bei der intellectuellen Arbeit sehr viel vermöge. Diesen Satz suche ich mir jetzt praktisch sehr zu eigen zu machen, und es gelingt mir wenigstens so ziemlich für das Fortrücken in der Arbeit. Ob auch für die Güte, darüber erwarte ich mit recht ängstlicher Besorgniß künftig Ihr Urtheil. An Selbstgeständnissen ist die Abhandlung auch reich; sehr viele Regeln, die er für die Arbeit ertheilt, sind indeß doch bloß subjectiv, und finden gewiß nur sehr zufällig auf diesen oder jenen Anwendung. — Leben Sie herzlich wohl. Die Li grüßt Sie auf das freundschaftlichste.

Ihr H.

12. 1796 Juli 9.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 4. Juli, Kalender S. 26; am 13. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender ebenda. Der Brief vom 4. Juli hatte sich mit einem gleichfalls verlorenen Humboldts, der am 9. Juli bei Schiller eintraf (Kalender ebenda), gekreuzt.

Berlin, den 9. Julius, 1796.

Wahrscheinlich sind auch Sie, liebster Freund, jetzt mehr mit der äußern Lage um Sie her be-

[1]) „Einige Beobachtungen über die Kunst zu denken" im zweiten Teil der „Versuche", S. 245—430.

schäftigt, als mit Ihren Ideen und Arbeiten. Denn nach dem, was Sie mir neulich schrieben, muß die Niederkunft der lieben Lolo jetzt nahe seyn. Ich sehe mit unendlichem Verlangen der Nachricht ihrer glücklichen Entbindung entgegen, damit sie endlich der Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft los seyn möchte, und Sie der Freude genießen möchten, Ihre Familie wieder völlig wohl und vermehrt zu sehen. Mit der Li geht es so leidlich, und unser Junge bessert sich zusehends. Mit meiner Mutter geht es seit meinem letzten Briefe noch schlechter, und es ist jetzt wohl ausgemacht, daß wir ihren Tod hier abwarten werden.

Soviel es diese Störung erlaubt, bin ich ziemlich fleißig gewesen; nur hat mich mein Augenübel, das mich doch von Zeit zu Zeit immer noch heimsucht, wieder einige Tage gestört. Ich bin indeß doch ziemlich fortgerückt und mit drei Abschnitten, die ziemlich für sich abgesonderte Stücke ausmachen, fertig. Mit dem Stil gebe ich mir zwar eine sehr sorgfältige Mühe, aber leider ertappe ich mich noch zu oft auf dem Fehler, die Ideen zu roh und zu sehr im Ganzen hinzuwerfen, statt sie gehörig zu verarbeiten, und auseinanderzulegen. Denn hierin liegt, wie ich mich gewiß überzeugt halte, der Grund meiner gewöhnlichen Dunkelheit. Denn die Kunst desjenigen Stils, auf den ich fürs erste allein Anspruch mache, besteht sicherlich nur darin, daß man alle einzelne Theile seines Themas deutlich und in den proportionirlichen Entfernungen auseinander-

stellt, und so natürlich ordnet, daß einer wie von selbst aus dem andern entspringt. Freilich ist dieß schwerer, als es beim ersten Anblick scheint; denn wer dieß Geschäft bloß logisch betreiben sollte, würde sich, außerdem daß er seinen Stoff nur im Groben bearbeiten, und alle Feinheiten übersehen würde, nicht vor steifer Schwerfälligkeit retten können. Es gehört unfehlbar auch sehr viel ästhetischer Sinn dazu, und vorzüglich ist es schwer, sich eine so klare, vollständige und tiefe Intuition seines Gegenstandes zu erwerben, um seinen Gedanken diese lebendige Organisation zu verschaffen. Um jedoch wenigstens nicht zu weit von diesem Ziel abzuirren, verwandle ich meine ganze Sorgfalt für die Form meines Stils in eine recht anhaltende und angestrengte Beschäftigung mit meinem Stoff; ich bin überzeugt, daß ich nur von diesem aus auf jenen wirken kann, und die einzelnen bei dieser Methode freilich noch leichter möglichen Fehler in dem bloß Mechanischen des Stils lassen sich, hoffe ich, noch immer nachher verbessern, wenn nur das Ganze erst einmal fertig daliegt.

Die größeste Schwierigkeit wird immer in der Anordnung des Ganzen liegen, und dennoch werde ich nicht vermeiden können, mich schon in der jetzigen Einleitung auch auf diese einzulassen. Wo, wie hier, aus einer Menge von einzelnen Dingen ein letztes Resultat gezogen werden soll, geräth man beständig in die doppelte Schwierigkeit, dieß Resultat zu lange ungesagt zu lassen, und dadurch das Inter-

esse zu zerstreuen und zu schwächen, oder zu früh zu verrathen, und durch eine zu frühe Befriedigung der Neugier die Aufmerksamkeit zu vermindern. Der Mittelweg, der hier eingeschlagen werden muß, ist sicherlich nicht leicht zu finden. Vorzüglich werde ich indeß nur suchen, einige charakteristische Hauptzüge zu finden, an denen es unmöglich fehlen kann, und an diese nach und nach die übrigen anzureihn. Denn auf alle Fälle würde ich eine leichte und einfache Ordnung einer künstlichen und verwickelten vorziehen, wenn die letztere auch vielleicht strenger und genauer seyn sollte.

Wenn Sie Richter aus Hoff gesehn haben sollten [1]), so sagen Sie mir doch ein Wort über ihn, lieber Freund. Die Li hat im vergangnen Winter seinen Hesperus gelesen, wozu ich mich nicht habe entschließen können. Sie hat viele sehr interessante und schöne Stellen, aber im Ganzen eine ungeheure Verwirrung und große Geschmacklosigkeit gefunden. Die Art, wie seine neuesten Produkte in der LiteraturZeitung beurtheilt und gepriesen worden sind, ist doch in der That lächerlich.

Daß Ihnen Schlegels Gesellschaft fortwährend gefällt, macht mir große Freude. Ich hoffe, daß auch seine Frau für Lolo und die Li ein angenehmer

---

[1]) Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825) lebte damals als Schriftsteller und Privatlehrer in Hof und war im Juni nach Weimar gereist. Schiller sah ihn am 28. Juni. Vgl. E. Müller, „Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken". Leipzig 1900. S. 105.

Umgang seyn soll. Ich selbst kenne sie zwar nicht, aber sie ist mir sehr gerühmt worden [1]).

Den hiesigen Meyer [2]) sehe ich auch nicht. Er ist vor einigen Monaten in Paris gewesen, und seitdem für alle seine Bekannten unsichtbar. Das Leben, das er hier treibt, ist sonderbar genug. Außer ein Paar Menschen, mit denen er umgehn mag, treibt er sich einzig und allein auf einigen Caffehäusern herum, die hier noch dazu, da es gar nicht Sitte ist, sie zu besuchen, ziemlich schlecht sind. Wegen des Musenalmanachs, glaube ich, können Sie ihn leicht entbehren. Wünschten Sie ihn indeß dennoch deshalb zu erinnern, so bitte ich Sie nur, es mir zu schreiben. Ich will alsdann eigends zu ihm gehen.

Die Auswahl der Xenien mag Ihnen freilich Mühe genug machen. Im Ganzen ist es doch eine schwere Art der Composition, wenn eine ganze Sammlung Interesse, Mannigfaltigkeit, und ästhetischen Werth erhalten soll.

Körner hat mir vor einigen Tagen ein Paar Zeilen geschrieben; er scheint wieder sehr mit acten-Arbeit überladen. Ich hoffte beinah gewiß, ihn noch in diesem Sommer zu sehn, allein jetzt muß ich höchst wahrscheinlich diese Aussicht aufgeben.

---

[1]) Über Schillers Abbruch seiner Beziehungen zu Wilhelm v. Schlegel s. unten den Brief Nr. 17 vom 18. Juni 1797.

[2]) Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759—1840), Schriftsteller in Berlin, von 1797 ab in Bramstedt in Holstein.

Ob der jüngere Schlegel nach Ihrem Geschmack seyn wird, soll mich sehr wundern.

Leben Sie recht wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir recht bald wieder. Von ganzem Herzen Ihr Humboldt.

Ich erinnere mich nicht, ob ich Sie schon gebeten, Hellfelden die Miethe für den 1. Julius zu bezahlen. Für den 1sten April ist sie ja wohl schon berichtigt?

13. 1796 Juli 16.

Am 20. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 27. Schillers verlorener Brief vom 11., Kalender S. 26, in dem er die an diesem Tag erfolgte Geburt seines Sohnes Ernst meldete, war bei Abgang des vorliegenden noch nicht an Humboldt gelangt, der ihn dann am 19. beantwortete (Leitzmann Nr. 60).

Berlin, 16. Julius 1796.

Wohl, liebster Freund, habe ich mich erinnert, daß aus der kurzen Zeit, die wir von einander getrennt zu seyn glaubten, ein volles Jahr geworden ist, und noch dazu ein Jahr, auf das ich in keiner Rücksicht mit Freude zurücksehen kann. Wenn ich auch die Trennung von Ihnen, die mich doch an jedem Tage so lebhaft fühlen ließ, wie unendlich viel ich entbehrte, jetzt gar nicht in Anschlag bringen, wenn ich nicht einmal die unangenehme Leere mitzählen will, die ich in allen von meiner eigenthümlichsten Denkungsart so sehr abweichenden Cirkeln dieser Stadt immer empfinde, sobald ich nur die Schwelle meines Hauses verlasse; so bin ich doch

durch lauter unbedeutende, zufällige, bloß in der Lage meiner Mutter und ihres Hauses gegründete Umstände gerade zu vollkommen soviel Freudenlosigkeit und Unthätigkeit verdammt gewesen, als bei meiner an sich so überaus glücklichen Lage, meiner von Natur so heiteren und frohen Stimmung und meinem ausschließenden Interesse für wissenschaftliche Beschäftigungen nur immer möglich ist. Ich habe wenig genossen und fast nichts gethan. Alles was ich mit Mühe zusammenbringen kann, ist vielleicht noch, daß ich, da ich müssiger als sonst, und weniger auf Einen Gegenstand des Nachdenkens gerichtet, auf mehr und mannigfaltigeren Objecten herumgeschweift bin, zufällig wohl auf allerlei Gedanken gestoßen bin, die ich künftig mit Vortheil benutzen kann, daß ich das Gebiet meiner Erfahrung erweitert, und weil ich sie lange nicht versucht hatte, mehr und besseren Muth zu meinen Kräften gefaßt habe.

Aber auch in der That nur darum fühlte ich mich, als ich meine neue Arbeit anfing, von einem größeren Selbstvertrauen durchdrungen. Wie wahr dieß ist fühle ich leider jetzt schon, da es bei dem angefangnen Versuche zu verschwinden beginnt. In der That geht es mir hierin recht unglücklich. Ich fühle deutlich und bestimmt (nicht etwa bloß durch Selbstliebe oder zu günstige Urtheile von Freunden verleitet) daß mir eine Art, die Dinge anzusehn, eigenthümlich ist, die es interessant und heilsam wäre, an wichtigen und sorgfältig ausgeführten Bei-

spielen aufzustellen, damit auch andre sie prüfen und beurtheilen könnten. Ich fühle, daß dieser Weg, den ich für mich gehe, mich hie und da, wenn gleich selten, auf neue Gedanken, öfter aber doch auf neue Verbindungen schon bekannter führt, und dennoch, so oft ich mich nun wirklich ans Werk setze, verschwindet während der Arbeit mein Muth und ich weiß nicht genau, ob vorher oder nachher, auch die Kraft noch, die ich anfangs zu besitzen glaubte. Eben dieß erfahre ich noch jetzt. Seit dem May lebe ich, wenn ich abrechne, daß ich sehr oft den halben Tag durch Reisen nach Tegel verliere, in einer so ungestörten Ruhe, in einer so totalen Abgeschiedenheit von allen Menschen, die wenigen ausgenommen, die zu mir kommen, daß einer meiner Bekannten, dem ich gestern zufällig begegnete, mir in allem Ernste versicherte, daß er mich schlechterdings jetzt schon in Rom geglaubt hätte. Da es mir auch an Büchern nicht fehlt, so kann ich jetzt an den günstigsten Umständen zur Arbeit nichts anders vermissen, als was zu selten ist, als daß man es zu fodern berechtigt wäre, einen Umgang, wie den Ihrigen. Auch ging meine Arbeit anfangs schnell und gut von Statten. Aber seit 14 Tagen ist wieder eine solche Muthlosigkeit, ein solches ängstliches Zweifeln an der Tauglichkeit des Hervorgebrachten zurückgekehrt, daß ich kaum habe von der Stelle rücken können. Ich befinde mich dann immer in einem schlimmen Dilemma. Gebe ich der Stimmung nach, so weiß ich schon, was ge-

schieht, die unterbrochne Arbeit bleibt für ewig liegen; eine Zeitlang verstreicht müssig, und mit dem Anfange eines neuen Unternehmens fängt der alte Kreislauf wieder an. Suche ich sie zu besiegen, so mag der moralische Gewinn ganz groß seyn, aber gewiß ist es auch ebensosehr die Gefahr für das Produkt, das unter solchem Zwange gebohren wird. Ich fühle sehr wohl woran es mir fehlt. An der Kraft, die ihren Gegenstand mit Leidenschaft angreift, die von ihm fortgerissen wird, und dauernd an ihm festhängt — an Genie. Wie ist aber diese Kraft zu erlangen, wenn die Natur sie versagt hat? Ich kenne zwei Wege ein Analogon heranzubringen, einen sinnlichen indem man dem ermüdenden Geist durch Lectüre, Gespräch, Beobachtung, selbst Zerstreuung zu Hülfe kommt, die sinnlich reizenden Seiten seines Gegenstandes auffaßt, und die Phantasie damit beschäftigt. Einen zweiten durch die Freiheit, indem man seinen Kräften mit Ernst durch den Willen Anstrengung gebietet, nicht nachläßt, und lieber alles aufs Spiel setzt, ehe man nachgiebt. Ich versuche beide, und sollte es mir doch noch je gelingen, ein größeres Werk zu Stande zu bringen, so kann ich mir dann mit Wahrheit sagen daß der Entschluß über mittelmäßige und träge Kräfte gesiegt hat — ein Geständniß, das aber immer beschämend bleibt, da es den Willen nur ehrt, indem es die Natur herabsetzt.

Dieß waren Selbstgeständnisse, liebster Freund, die aber wenigstens das Verdienst der einfachen

Wahrheit haben, und die mir Ihre Freundschaft zu Gute halten wird.

Was Sie mir vom 8ten Buch des Meister sagen, macht meine gespannteste Neugier darauf rege. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, daß Sie Sich ernsthaft und anhaltend mit dem Roman beschäftigen wollen. Es wird Sie gewiß auf viele neue Bemerkungen über diese Gattung führen und Ihnen auch über Göthens Geist und seine Sphäre neue Aufschlüsse geben. Das Geständniß, das mir Ihr letzter Brief ablegt, daß Sie lieber in Göthes Individualität jetzt, als in der Ihrigen leben, ist mir ein neuer und schöner Beweis, wie sehr auch das selbstständigste eigne Genie von der Anerkennung eines fremden durchdrungen seyn kann. Ihre eigne Productionskraft lähmen, wie Sie sagen, wird dieß Gefühl sicherlich nur in sehr wenigen vorübergehenden Momenten. Indeß zeigen mir Erfahrungen dieser Art immer, wie schwer es ist, seiner Individualität, mit der dem Genie allemal eignen einfachen Bescheidenheit, volle Gerechtigkeit zu thun, und sich nie mit einer andern verschiedenen Geistesform, sondern immer nur mit seinem eignen Ideal zu vergleichen. Für die Ceres danke ich Ihnen herzlich, ich hoffe doch noch immer, daß Sie Stimmung und Muße zu noch einigen poetischen Arbeiten für den Almanach finden werden. Jeder Blick, den ich auf den vorjährigen, den Sie so reichlich begabt haben, werfe, erweckt diesen Wunsch aufs neue in mir.

Die Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Meine

Mutter ist immer gleich schlecht, oder ist vielmehr noch kränker. Sie leidet an erstaunlicher Engbrüstigkeit und zum Theil heftigen, nie aber ganz nachlassenden schleichenden Fiebern. Da es gewiß ist, daß sie sich jetzt auch nicht mehr nur auf eine Zeitlang bessern wird, so können wir nicht anders als hier ihr Ende abwarten. Indeß ist dieß freilich unbestimmt. Doch scheint mir 4 Wochen das Längste. Nachher haben wir noch einige Wochen hier zu thun, und alsdann kehren wir zu Ihnen nach Jena zurück. Leben Sie herzlich wohl! Ihr

Humboldt.

14. 1796 August 2.

Antwort auf Schillers Brief vom 22. Juli (Leitzmann Nr. 61); am 6. August bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 28. Schillers verlorener Brief vom 1. August, ebenda S. 27, kreuzte sich mit dem vorliegenden.

Berlin, 2. August 96.

Ich muß Sie tausendmal um Verzeihung bitten, liebster Freund, daß ich Ihnen seit zwei Posttagen nicht geschrieben habe[1]; aber am letztvergangnen habe ich rein weg, da ich mich in dem Wochentag irrte, vergessen, daß es Posttag war. Heute hätte ich Ihnen recht viel zu sagen, wenn nicht meine Zeit gerade, wie Sie gleich hören werden, sehr beschränkt wäre.

---

[1]) Humboldts letzter Brief (Leitzmann Nr. 60) datierte vom 19. Juli und war bei Schiller am 23. eingetroffen (Kalender S. 27).

Ich habe, was Sie nicht erwarten werden, mit meiner Frau schnell einen Reiseplan gemacht, aber leider, theurer Schiller, noch nicht zu Ihnen. Zu einer gänzlichen Entfernung ist meine Mutter auch nur interimistisch nicht hinlänglich hergestellt; wohl aber ist sie soviel besser, daß wir, ohne fürchten zu dürfen, sie nicht wiederzufinden, eine Reise von einigen Wochen machen können. Bei diesen Umständen haben wir uns entschlossen nach Hamburg zu gehen. Unser Hauptgesichtspunkt dabei ist der, daß wir vielleicht nicht sobald wieder so nah an diese nordwestliche Gränze Deutschlands kommen. Zugleich besuchen wir Jacobi[1], der jetzt in Wandsbeck ist, und Voß[2]) in Eutin. Endlich sehen wir auch, was uns gleichfalls nicht unwichtig ist, das Meer. Zu diesem Behuf nehmen wir einen Umweg, und gehen von hier über Stettin, Stralsund (von dort auf Rügen), Lübeck und Eutin nach Hamburg. Zu Ihrer Erlustigung, und zur be-

---

[1]) Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) war 1794 vor den Bewegungen der französischen Revolution von Düsseldorf (Pempelfort) nach Eutin geflüchtet und lebte zeitweise in Wandsbeck und in Hamburg; 1805 wurde er Präsident der Akademie der Wissenschaften in München und 1812 als solcher pensioniert.

[2]) Johann Heinrich Voß (1751—1826) war seit 1782 Rektor der Schule in Eutin, seit 1786 mit dem Titel Hofrat; 1802 von diesem Amt zurückgetreten, wurde er nach vorübergehendem Aufenthalt in Jena 1805 Professor in Heidelberg.

quemeren Fortsetzung unsrer Correspondenz schicke ich Ihnen meinen Reiseplan, gleich einer ordre de Bataille mit[1]). Ich verspreche mir von der ganzen Reise, besonders von Rügen, Eutin und Hamburg viel Vergnügen; in Rügen durch die nach allen Beschreibungen wunderbar schöne Natur, in Eutin durch Voß, und in Hamburg mehr durch die Verschiedenheit der Menschen und Gegenstände, als durch einzelne, obgleich ich Jacobi sehr gerne wiedersehe. Kiel denke ich nicht zu besuchen. Reinhold[2]) habe ich nicht einmal in Jena gern oft gesehn, und es kostete mich einen ganzen Tag mehr. Auf Rügen spreche ich Kosegarten[3]) gewiß. Hätten Sie Aufträge an irgend einen dieser Orte, so bitte ich Sie, sie mir an einen der anliegend genannten Orte, unter den angegebnen adressen zu schreiben. In Hamburg wünschte ich gar sehr den Französischen Residenten Reinhard[4]) näher zu kennen. Sie, liebster Freund, glaube ich, kennen ihn von alten Zeiten her. Wären Sie seitdem in Verbindung mit ihm gewesen, was ich nicht weiß, so möchte ich Sie bitten, mir ein Paar Zeilen an ihn nach Hamburg zu schicken; sonst aber bitte ich Sie gar

[1]) S. die Anlage zu diesem Brief, S. 108 f.

[2]) Karl Leonhard Reinhold (1758—1823), Professor der Philosophie in Kiel, vorher bis 1794 in Jena.

[3]) Gotthard Ludwig Kosegarten (1758—1818), Propst in Altenkirchen auf Rügen.

[4]) Karl Friedrich Graf Reinhard (1761—1837), geborener Württemberger, gestorben als Pair von Frankreich.

sehr, Sich nicht damit zu bemühen. Archenholz [1]) sehe ich auch gewiß. Ich schreibe Ihnen sicherlich wenigstens 3 bis 4 mal von der Reise. Unser Mädchen geht mit, unsern Jungen lassen wir hier, da seine Gesundheit, so merklich sich dieselbe auch bessert, uns noch nicht befestigt genug scheint [2]).

Mit Bolt [3]) habe ich die Sache nicht ganz,

---

[1]) Johann Wilhelm v. Archenholz (1743—1812), Hauptmann a. D., der Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges.

[2]) Schiller gab am 8. August Goethe und am 15. Körner Nachricht von Humboldts Reise (Briefe Bd. V, Nr. 1081 und 1084).

[3]) Johann Friedrich Bolt (1769—1836), Kupferstecher in Berlin. Bolt stach eine Terpsichore als Titelkupfer zum Musen-Almanach für 1797; anfänglich hatte Schiller dafür einen Centaur, der die Leier spielt, später Goethes Porträt in Aussicht genommen; vgl. Briefe Bd. IV, Nr. 1043; Bd. V, Nr. 1060, 1061, 1077, 1086, 1089, 1090, 1093, 1096, 1097, 1101, 1121, 1125 und 1127. Vgl. auch in der Nachschrift zu Schillers Brief an Humboldt vom 22. Juli (Leitzmann Nr. 61): „Ich habe anstatt des Momus und Centaurs eine Terpsichore gewählt, weil eine solche Figur, in Bewegung vorgestellt, einen graziöseren Effekt macht, und auch die allegorische Bedeutung davon gefälliger ist." Schiller wünschte, daß Bolt für die Terpsichore eine „attitude" der damals Aufsehen erregenden Tänzerin Vigano zugrunde legte; vgl. Bolts Brief an Schiller vom 18. August 1796 in „Briefe an Schiller", hrsg. von L. Urlichs, S. 267. Stuttgart 1877. Die Vigano, geb. Medina, hatte in Madrid den neapolitanischen Ballettänzer Salvator Vigano (1769 bis 1821) geheiratet, mit dem sie nach Deutschland kam und dann 1799 in Wien engagiert wurde; er verfaßte dort das Ballett „Gli uomini di Prometheus", zu dem Beethoven die Musik schrieb.

so wie Sie wünschten, arrangiren können. Er ist jetzt in Frankfurth an der Oder, und kommt erst in 8 Tagen zurück. Da ich nun schon übermorgen abreise, so ist mirs nicht möglich gewesen, ihn selbst zu sprechen. Ich habe mir aber deshalb, um völlig unterrichtet zu seyn, in Hofnung Ihrer gütigen Genehmigung, die Freiheit genommen, Ihren Brief zu öfnen, habe ihn Bolten nach Frankfurth nachgeschickt und das Nöthige dazu geschrieben. Weil indeß dieser Brief ihn dort verfehlen könnte, so habe ich einen gleichlautenden zweiten Brief, nebst einer Abschrift des Ihrigen hier bei seiner Mutter zurückgelassen. Ich habe ihm Schnelligkeit empfohlen, ihn in Absicht alles etwa noch Nöthigen an Sie verwiesen, und eine Veranstaltung getroffen, daß ihm das Geld hier ausgezahlt werden kann. Ich sehe aus Ihrem Briefe an ihn, der später, als der an mich geschrieben scheint, daß ich ihm nicht 6 Friedrichsd'or sondern die Summe, die er selbst bestimmt, auszahlen soll. Es hat mir herzlich leid gethan, daß ich diesen Auftrag nicht besser selbst besorgen kann, aber es ist mir nicht möglich meine Abreise länger aufzuschieben, und da Sie Sich wegen des Süjets entschieden haben, so wird hoffentlich auch nichts dadurch versäumt werden.

Auf den Musenalmanach bin ich unendlich begierig. Vorzüglich auf Ihren Antheil daran, den ich mir nicht so groß gedacht hatte. Denken Sie ihn noch zur Messe erscheinen zu lassen?

Für Göthens Briefe meinen herzlichsten Dank.

Sie haben mir unendliche Freude gemacht. Es sind sehr schöne Sachen darunter, und nie vielleicht hat es eine Verbindung, wie die Ihrige gegeben. Nr. 4 ist überaus wichtig. Er thut tiefe und sehr wahre Blicke in das Innere seiner Natur.

Was Sie über mich sagen, habe ich bewundert. Sie haben mich in Einem Moment so treffend und ganz ausgesprochen, daß diese Paar Zeilen Ihres Briefes eine vollständige Grundlage einer Charakteristik von mir abgeben könnten[1]). Nur trauen Sie mir noch immer zuviel Natur und mit Unrecht nur überhaupt Genialität zu. An das, was man nur irgend Genie nennen könnte, reiche ich nie und nirgends, überhaupt ist alles Cultur, und selbst die Neigung zu demjenigen, was mehr Sache des Gefühls und der Einbildungskraft ist, habe ich selbst durch mancherlei Veranlassungen, wie ich mich leider nur zu deutlich erinnere, hervorgebracht. Für die Produktion sind Ihre Resultate nicht tröstlich. Nur scheint es doch, daß wenn irgend eine Arbeit für mich gemacht ist, so ist es die beurtheilende und kritisirende, worin meine Zwitter-Gemüthsstimmung gleiche und unpartheiische Schätzung aller Seiten hervorbringen

---

[1]) Im Brief vom 22. Juli (Leitzmann Nr. 61). Auf Schillers Worte in diesem: „Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffs-Menschen, Wissern und Speculatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß", spielt Humboldt in den folgenden Sätzen an.

muß. Es ist mit meinem Schreiben wieder besser gegangen, ich habe nicht nachgelassen, und wieder eine lange Abhandlung (nun die vierte) beendigt.

Ich habe, ich denke am 9. Julius, an Ilgen[1]) und Hellfeld wegen meines Quartiers geschrieben, und keine Antwort erhalten. Wollten Sie beide wohl erinnern lassen, mir doch zu antworten, und ihnen nur sagen, die Briefe hieher zu addressiren. Da es nicht so eilt, so kann man sie mir von hier nachschicken.

Sie aber, liebster Freund, schreiben mir wohl nach Stralsund, Eutin oder Hamburg.

Leben Sie nun herzlich wohl, grüßen Sie Lolo und Göthe, und begleiten Sie manchmal in Gedanken Ihren wandernden Freund. Die Li umarmt Sie beide. Adieu! Ihr Humboldt.

[Anlage.]

den 3. Aug. nach Schwedt.
— 4. — nach Stettin.
— 5ten 6ten 7ten Aug. in Stettin.
— 8ten Aug. nach Anclam.
— 9ten — nach Stralsund.
— 10ten — in Stralsund.
— 11ten — 15ten Aug. auf Rügen.
— 16ten Aug. nach Rostock.
— 17ten — nach Wismar.
— 18ten — nach Lübeck.

---

[1]) Karl David Ilgen (1763—1834), Professor der Philologie in Jena. Er besorgte dort öfter Geschäfte für Humboldt.

den 19ten — vielleicht in Travemünde.
— 20ten — nach Eutin.
— 21ten — 25ten Aug. in Eutin.
— 26ten 27ten Aug. über Ploen nach Hamburg.
— 28ten Aug. — 4. 7br. in Hamburg.
— 5 — 7ten 7br. nach Berlin zurück.

Adressen:

nach Stralsund bei Herrn Kammerrath Pommeresche.

nach Eutin bei Voß.

nach Hamburg: bei Herrn GeheimeRath Jacobi in Wandsbeck, im Hause des Herrn Claudius, neben dem schwarzen Bär.

15. 1796 September 20.

Am 24. September bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 29. Humboldts vorhergehenden, nicht mehr vorhandenen, aus Eutin geschriebenen Brief hatte Schiller am 27. August erhalten (Kalender S. 28), aber nicht beantwortet.

Berlin, 20. September 96.

Endlich, mein lieber theurer Freund, bin ich wieder hier angekommen [1]); meine Abwesenheit hat

[1]) Zur Reise vgl. „Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796“. Herausgegeben von A. Leitzmann als Bd. III der „Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte“, Weimar 1894. Am gleichen 20. September berichtete Humboldt auch an Friedrich August Wolf über seine Reise; der Brief ist gedruckt in K. A. Varnhagen von Ense, „Vermischte Schriften“, 3. Aufl., Th. II (Bd. XVIII der „Ausgewählten Schriften“), S. 236 f. Leipzig 1875.

länger gedauert, als ich glaubte, aber der Aufenthalt in Hamburg foderte schlechterdings eine Woche mehr, wenn ich die Mannigfaltigkeit, die dort eigentlich interessant war, recht genießen wollte. Ich habe sehr viel Vergnügen unterwegs genossen, und so süß es mir auch wieder ist, seit vorgestern Abend wieder ruhig an meinem Schreibtisch zu sitzen, so bereue ich die Zeit dennoch nicht, die ich dieser kleinen Wanderung gewidmet habe. Auf der Insel Rügen ist die Natur in der That göttlich schön; das Meer hat mir einen großen und tiefen Eindruck hinterlassen, und unter den Menschen war Kosegarten selbst schon durch seine sonderbare und räthselhafte Natur ein anziehender Gegenstand. Die liebste neue Bekanntschaft auf der ganzen Reise war mir indeß Voß. Wir haben fünf Tage lang einzig mit ihm und seiner Familie gelebt, und ich habe ihn in hohem Grade liebgewonnen. Er ist durchaus anders, als ich ihn mir vorstellte, bei weitem feiner und zarter, nicht so derb und hart, als ich fürchtete. Aber nie habe ich in irgend einem Menschen eine solche schlechterdings nur auf Eine Sache gerichtete Natur gefunden. Man muß ihm auf seinem Wege entgegenkommen, sonst ist es unmöglich sich nur mit ihm zu verstehen. Alsdann aber bemerkt man auch einen so unzertrennlichen Zusammenhang und eine solche Einheit in ihm, als man vielleicht nirgend sonst antrift. Die Eigenthümlichkeit seiner Uebersetzungen, seiner eignen Gedichte, seiner philologischen Arbeiten, seiner Streitigkeiten, seines Charakters und

seines häuslichen Lebens sogar, alles läßt sich aus Einem und ebendemselben Princip erklären. Ich habe mir ein eignes Geschäft daraus gemacht, tiefer in seine Individualität einzudringen, ich glaube daß es mir nicht übel gelungen ist, und ob ich gleich über das, was ich in seinem Stil und seiner Sprache immer für Grille hielt, auch jetzt noch nicht bekehrt bin, so sehe ich doch jetzt alle diese Dinge anders an, begreife sie besser, und finde sie minder räthselhaft, als sonst. Ueber Sie sprach er mir mit großer Achtung und Anhänglichkeit, es thut ihm sehr leid, Sie im verwichenen Frühjahre nicht gesehn zu haben, er hat uns aber ziemlich sicher versprochen, uns dort im künftigen zu besuchen. In seinem dießjährigen Almanach werden Sie ein Paar Gedichte auf Fichte und sein Ich von Baggesen [1]) finden, die Ihnen viel zu lachen geben werden. Ich weiß nicht ob Ihnen ein Epigramm, das ich schon im Winter hier sah, auf Ihren Almanach zu Gesicht gekommen ist, in dem Sie sehr lobend, Göthes Epigramme aber schändlich behandelt werden. Man sagte damals es sey von Voß. Es ist aber, wie ich jetzt zuverlässig weiß, von Baggesen [2]). In

[1]) Jens Immanuel Baggesen (1764—1826), dänischer und deutscher Dichter, damals in Kopenhagen. Der Vossische Musenalmanach für 1797 enthält von den erwähnten Gedichten nur „Die gesamte Trinklehre", S. 192-196. Sicher befand sich unter ihnen auch „Der Ichlehrer", zuerst gedruckt im Vossischen Musenalmanach für 1800, S. 26 f.

[2]) Schiller schreibt am 23. Juli an Goethe (Briefe Bd. V, Nr. 1072): „Von Baggesen spukt ein Epigramm auf meinen

Hamburg, oder richtiger in Wandsbeck, denn dort wohnte ich eigentlich, habe ich natürlich durchaus mit Jacobi gelebt, was mir auch noch dadurch um so angenehmer wurde, daß er mit allen irgend merkwürdigen Einheimischen und Fremden dort, in sehr genauer Verbindung steht. Auch er selbst war mir durch die Seiten, die ich immer an ihm geliebt habe, und durch seine wirklich erstaunlich große und anhängliche Freundschaft für mich sehr werth. Er lebt immerfort in Metaphysik, und denkt wirklich Anmerkungen zur Kritik der reinen Vernunft unter dem Namen einer Metakritik zu schreiben. Ob ich gleich nicht gerade etwas sehr Wichtiges von dieser Arbeit erwarte, so wünsche ich sie doch nur darum, damit er Gelegenheit hat zu zeigen, wie fleißig und genau, was so wenige glauben, er Kant studirt, und mit welcher Anstrengung er in ihn eingegangen

---

MusenAlmanach, worinn die Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß „„nachdem man erst idealische Figuren an dem Leser vorübergehen lassen, endlich ein venetianischer Nachttopf über ihn ausgeleert werde““. Das Urtheil wenigstens sieht einem begossenen Hunde sehr ähnlich.“ Vgl. auch Erich Schmidts Anmerkung zum Xenion 817 in „Schriften der Goethe-Gesellschaft“, Bd. VIII („Xenien 1796“), S. 208. Weimar 1893. Das Gedicht muß doch wohl das nachmals in Baggesens „Gedichten“, Bd. II (Hamburg 1803), S. 151 f. gedruckte „Schillers Musenalmanach 1796“ sein: die gedruckten sechs Distichen enthalten viel Lobes für Schiller; der gegen Goethe gerichtete Schluß, auf den auch Fr. Nicolai, „Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797“ (Berlin und Stettin o. J.), S. 96, anspielt, scheint dort unterdrückt zu sein.

ist. Dieß ist wirklich ungeheuer. Auch an einen zweiten Theil des Allwill[1]) denkt er. Für die Horen schickt er Ihnen noch wahrscheinlich in diesem Jahre irgend etwas. Ihre Aufsätze hat er alle sehr gut gelesen, und mir manchmal sehr interessant darüber gesprochen. Auch Klopstock[2]) endlich habe ich mehreremale gesehen. Er ist mir in hohem Grade merkwürdig gewesen. Eine solche petillirende Lebhaftigkeit muß Ihnen nie vorgekommen seyn. Indeß ist er höchstens auf ein Paar Stunden interessant, hernach wird er geschwätzig und langweilig. Er hat mir mehrere seiner Revolutionsoden vorgelesen; in allen sieht man ihn, ein Paar machen auch überhaupt einen guten Eindruck; aber die meisten sind schreckliche Karrikaturen. Auf Sie scheint er Gott weiß warum nicht gut zu sprechen. Vorzüglich greift er die ästhetischen Briefe an. Ob er Ihr Urtheil über ihn[3]) gelesen hat? habe ich nicht er-

[1]) Zuerst in der von seinem älteren Bruder Johann Georg Jacobi mit Heinse begründeten „Iris“, Bd. VI (Düsseldorf 1775), S. 193—236 unter dem Titel „Eduard Allwill's Papiere“ erschienen, wiederholt abgedruckt und vermehrt, zuletzt als „Eduard Allwill's Briefsammlung“ neu bearbeitet. Erster Band. Königsberg 1792. Die Fortsetzung erschien nicht.

[2]) Klopstock war 1775 von Karlsruhe, wohin er 1774 einer Einladung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden gefolgt war, mit dem Titel Hofrat und einem Jahresgehalt für immer nach Hamburg zurückgekehrt.

[3]) Im Aufsatz „Die sentimentalischen Dichter“ im 12. Stück der „Horen“ von 1795, S. 30—34.

fahren können. Unter den Fremden und Ausgewanderten in Hamburg war Dumouriez[1]) der interessanteste. Doch von diesem und allem andern mündlich.

Aber wann mündlich? — Jetzt, denke ich, soll unser Wiedersehn doch nicht lang mehr verschoben seyn. Meine Frau muß, da sie wegen der Kinder und ihrer Gesundheit eine spätere Herbstreise nicht wagen kann, nothwendig in der Mitte Octobers nach Jena zurückreisen, und ich komme auf jeden Fall mit ihr, sobald nur meine Mutter nicht in ganz naher Todesgefahr ist. Und dazu hat es schlechterdings keinen Anschein. Die Engbrüstigkeit, an der sie so gefährlich war, ist gänzlich gehoben, sie leidet jetzt bloß an ihrem alten Uebel und dieß zieht sich gewiß noch lange hin. Ich freue mich unendlich, Sie zu sehen. Wie lange habe ich Sie und Ihren Umgang entbehren müssen!

Die Recension von Voß Homer beschäftigt hier alles, was sich mit Literatur abgiebt. Ich habe sie noch nicht gelesen. Man rathet aber hier durchaus auf Schlegel[2]). In meinem nächsten Brief sage ich Ihnen meine Meynung über sie.

Bolt hat kein Geld gefodert.

[1]) General Charles Louis Dumouriez (1739—1823) war 1793 geflüchtet und lebte damals auf dänischem Gebiet bei Hamburg.

[2]) A. W. v. Schlegels Rezension erschien in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" 1796, Nr. 262—267 vom 22. bis 26. August, Spalte 473—519.

Lolo hat uns geschrieben, daß Sie, lieber Freund, unsre Schuld bezahlt wünschten. Ich habe meinem Schwiegervater aufgetragen, Ihnen 200 Reichsthaler zu schicken. Lolo schrieb uns nicht den Betrag Ihrer Auslagen. Vielleicht schickt er Ihnen auch gleich mehr für uns, das ich Sie dann aufzuheben bitte, bis wir kommen.

Die Li ist unterwegs und jetzt leidlich wohl genesen, und umarmt Sie beide herzlich. Schreiben Sie mir recht bald und leben Sie innigst wohl!

Ihr Humboldt.

Die Vossische Recension ist doch vom verheirateten Schlegel? [1]).

16. 1796 Oktober 1.

Am 5. Oktober bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 30.

Berlin, 1. 8br. 1796.

Fast möchte ich fürchten, liebster Freund, daß die Unordnung, die durch meine Reise in unsern Briefwechsel gekommen ist, Sie ganz und gar unlustig gemacht hat, ihn fortzusetzen. Denn seit meiner Zurückkunft sehe ich mit jedem Tage einem Briefe von Ihnen entgegen [2]). Sie können nicht glauben, wie herzlich ich mich sehne, wieder von Ihnen, Ihrem Befinden, Lolo und dem Kleinen,

---

[1]) Diese Nachschrift steht verkehrt über dem Anfang des Briefes.

[2]) Schillers letzter Brief an Humboldt, nicht mehr vorhanden, datierte vom 15. August (Kalender S. 28).

und von Ihren Beschäftigungen zu hören. Lassen Sie mich nicht lange mehr warten, und machen Sie, daß mir die letzten Wochen unsrer fatalen Trennung nicht durch Mangel an Nachrichten von Ihnen noch lästiger werden, als sie mir schon sind.

Auch auf den MusenAlmanach bin ich unendlich begierig. Ich höre daß der Professor Sander[1]) hier ein Paar Correcturbogen davon in Händen hat, welche Göthens Idylle, und ein Stück von Ihnen, das man mir die Geschlechter[2]) nennt, enthalten sollen, und sie künftige Woche in einer sehr einfältigen Lesegesellschaft, die hier eben gestiftet ist[3]), vorlesen lassen wird. Die Idylle ist hier überhaupt auch schon früher durch Leute, die von Karlsbad und Töplitz zurückkommen, wo sie beständig cursirt haben soll, sehr bekannt gewesen. Man ist allgemein entzückt darüber. Können Sie mir den Musenalmanach schon schicken, so bitte ich Sie doch ja darum. Das neue Horenstück[4]) sah ich gestern am dritten Ort. Die Kosegartensche Ekloge[5]) gefiel mir, wo ich zufällig hineinblickte, recht wohl. Ich weiß nicht, ob wirklich ihr innerer Werth, oder meine Be-

---

[1]) Johann Daniel Sander (1759—1825), Buchhändler und Schriftsteller, aber nicht Professor, in Berlin.

[2]) „Die Geschlechter", im Musen-Almanach für 1797, S. 59—62.

[3]) Die 1796 von G. W. Bartholdy und J. A. Feßler gegründete Mittwochsgesellschaft.

[4]) Das 7. Stück des Jahrganges 1796.

[5]) Daselbst S. 60—89.

kanntschaft mit der Scene, die sie beschreibt, daran Schuld war.

Die Recension des Vossischen Homers habe ich jetzt und mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Sie hat mir sehr gut gefallen, und ich bin in den Hauptpunkten derselben Meynung mit dem Recensenten. Am besten hat mir der Eingang gefallen, der auch, wie mich dünkt, ein Paar dunkle Stellen abgerechnet, sehr gut geschrieben ist. In den einzelnen getadelten Stellen glaube ich ist der Recensent manchmal zu strenge, doch ist dieß gewiß hier kein Fehler. Was mir allein in der ganzen Arbeit in der Sache misfällt, ist der Schluß, wo von der Versification die Rede ist. Der Gesichtspunkt, aus welchem der Recensent den Homer ansieht, scheint mir nicht richtig. Es liegt dünkt mich offenbare Uebertreibung darin. Bisher hat man den Homer immer fast ganz wie einen modernen Dichter behandelt. Jetzt und in dieser Recension z. B. gilt er kaum noch für einen Dichter. Alles was nur Kunst heißt, oder selbst nur an Kunst gränzt, soll ihm fremd, in ihn hineingetragen, oder zufällig seyn. Wolfs Prolegomena haben, wie es scheint, sehr mächtig auf den Recensenten eingewirkt, aber Wolf selbst ist nirgends hierin so weit gegangen, als er. Für die Zeiten Homers sollte man mit dem Ausdruck Naturpoesie doch sparsamer seyn. Die Schrift ist zur Kunst nicht so durchaus nothwendig; es kann auch durch mündliche Schule eine Kunst entstehn, und daß eine solche zu Homers Zeiten vor-

handen war, scheint mir unläugbar. Ob Homer dieser Kunst, als einer solchen sich bewußt war, ist freilich etwas anderes, und kann schwerlich angenommen werden, aber daß seine Produkte auch im Versbau, um hiebei stehen zu bleiben, eine solche Kunst verrathen, scheint mir offenbar. Auch kann ich nicht finden, daß Voß hierin die Foderungen übertreibt, obgleich die Frage ganz eine andre ist, ob er der Erfüllung derselben nicht manchmal etwas Wichtigeres aufopfert. Den spöttischen und nicht recht passenden Ton in einigen Stellen der Recension kann ich nicht billigen. Ob er gerade gegen Voß unrecht ist, mag ich nicht sagen, da man einwenden kann, daß auch Voß hierin große Fehler begeht. Aber es scheint mir weder der Person des Recensenten noch der Sache anständig, und es contrastirt äußerst seltsam mit der Achtung, welche Voßen an andern Stellen manchmal auf eine beinah zu freigebige Weise bewiesen wird. Während meines Aufenthaltes in Eutin habe ich mit Voß sehr viel über seine Grundsätze des Uebersetzens und des Stils überhaupt gesprochen, und glaube seinen Irrthümern (denn dafür halte auch ich seine Grundsätze) ganz genau auf die Spur gekommen zu seyn. Sie liegen so tief in seinem ganzen Wesen, und seiner Ansicht der Dinge überhaupt, daß ich nicht glaube, daß es je möglich seyn wird, ihm eine andre Ueberzeugung beizubringen. Ich freue mich sehr darauf mündlich einmal mit Ihnen ausführlich über ihn zu sprechen.

Schreivogel[1]) ist in diesen Tagen hier gewesen, und gestern wieder abgereist. Ich habe ihn einmal in Gesellschaft und zweimal bei mir gesehen, und kann nicht läugnen, daß er mir besser, als sonst in Jena gefallen hat. Sie kennen unstreitig seine Bruchstücke eines Romans im Merkur[2]). Ich habe sie nicht gelesen, aber Gentz hat sie mir sehr gelobt. Ueber seinen Jenaer Aufenthalt habe ich ihn in einer eignen Art der Zerknirschung gefunden, und beidemale, die er bei mir war, kam es zu ganz sonderbaren Selbstgeständnissen. Er entschuldigte sich ganz eigentlich, daß er die Gelegenheit uns (Sie und mich) näher zu sehn, versäumt habe, spielte auf Verhältnisse, die ihn gebunden hätten, an, und war besonders reich an räthselhaften Ausdrücken über sein Verhältniß zu Göthe, wovon indeß der einfache Sinn der zu seyn schien, daß Göthe ihn nicht gemocht hatte. Indeß muß ich bekennen, daß er sich mit großer Achtung gegen Göthe, nicht geringerer Bescheidenheit für sich, und wirklich als der unterdrückte Theil auf eine wahrhaft rührende Weise ausdrückte. Daß er sich Ihnen nicht beim Abschiede mehr und ausführlicher hatte eröfnen können, bedauerte er sehr. Er hat mir

---

[1]) Joseph Schreyvogel (1768—1832), seit 1814 Dramaturg des Wiener Burgtheaters.

[2]) „Der Teutsche Lovelace, Probe aus einem Roman in Briefen", erschien anonym in Wielands Zeitschrift „Der Neue Teutsche Merkur" (Weimar), 1795 Bd. III, S. 217—247; 1796 Bd. I, S. 3—15 und Bd. II, S. 3—34.

erzählt, daß Sie ihm gerathen haben, die Geschichte der fronde zu bearbeiten.

Ich habe seit meiner Zurückkunft noch nicht viel thun können, und vorzüglich bin ich diese Woche und gerade heute gestört. Ich habe mit meinem Vermögen vielerlei Aenderungen vorgenommen, und jetzt war nun gerade der Termin, wo dieselben realisirt werden mußten. Verzeihen Sie den oftmaligen Störungen, die ich während des Schreibens erfahren habe, die Flüchtigkeit dieser Zeilen.

Ich studire jetzt sehr emsig die Englische Geschichte und Literatur. Ich muß, meinem Plan gemäß, in die Charaktere der einzelnen Nationen so tief als möglich einzudringen suchen, und ich fange gern bei dem Englischen an, weil er theils der wichtigste, theils auch mir noch der unbekannteste ist. Besonders achte ich bei demselben auf den Kontrast mit dem Französischen. Denn es ist in der That ein sonderbares Problem, wie zwei Nationen, die von demselben Ursprung abstammen, und in so großer Nähe und dadurch unter in vieler Hinsicht gleichen Umständen leben, so wunderbar haben von einander abweichen können? Am merkwürdigsten ist mir in dieser Hinsicht ihre Sprache, die auf der einen Seite eine so große Verwandtschaft mit der Französischen hat, aus der sie eine so große Menge von Wörtern z. B. entlehnt hat, und doch auf der andern in ihrem Geist, und ihrem wahren Wesen ganz und gar von ihr verschieden ist.

Leben Sie von Herzen wohl, liebster Freund, umarmen Sie Lolo und Ihren Kleinen von uns, und grüßen Sie die beiden Schlegels, die ich mich außerordentlich zu sehen freue. Auch Wollzogens[1]) vergessen Sie nicht, viel Schönes von uns zu sagen. Mit ganzer Seele Ihr Humboldt.

17. 1797 Juni 18.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 31. Mai, Kalender S. 43, den Schiller Humboldts Gattin, die am gleichen Tage von Jena nach Dresden reiste, mitgegeben hatte (s. unten S. 122 Anm. 1); am 22. Juni bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 44. In der rechten oberen Ecke der ersten Briefseite von andrer Hand: nro 1.

Dresden, den 18. Junius 97.

Was werden Sie von mir gedacht haben, lieber theurer Freund, daß ich Ihnen während der langen Zeit meiner Abwesenheit von Jena noch gar nicht geschrieben habe?[2]) Es hat mich unendlich oft innig geschmerzt, mich so getrennt, so außer aller Mittheilung mit Ihnen zu fühlen, aber ich war

[1]) Der Oberhofmeister Wilhelm Freiherr v. Wolzogen (1762—1809) und seine Gattin Karoline, geb. v. Lengefeld (1763—1847), die ältere Schwester von Schillers Frau.

[2]) Humboldt hatte Jena, wo er wieder seit 1. November 1796 gewohnt hatte, am 25. April 1797 verlassen (Schiller an Goethe, Briefe Bd. V, Nr. 1187), um über Berlin, Dresden und Wien nach Italien zu reisen; wegen der Kriegsunruhen ging er jedoch von Wien, statt nach Italien, über die Schweiz nach Paris, wo er im November 1797 eintraf und mehrjährigen Aufenthalt nahm. Seine Mutter war am 14. November 1796 gestorben.

während meines ganzen Aufenthalts in Berlin so zerstreut und verstimmt, daß ich mit Fleiß mir ein völliges Stillschweigen auferlegte, und gleich beschloß, unsern Briefwechsel nicht eher als dann anzufangen, wenn ich gewiß wäre, ihn nicht wieder unterbrechen zu müssen. Jetzt, denke ich, ist dieser Zeitpunkt gekommen, und ich hoffe Sie sollen Sich von nun an wieder ebenso, als sonst, an der Regelmäßigkeit meiner Briefe freuen, und ich wieder ebenso in diesem gegenseitigen Tausch unsrer Gedanken und Empfindungen meinen süßesten Genuß finden.

Mein Aufenthalt in Berlin war in hohem Grade unangenehm. Viele und lauter eigentlich unbedeutende und bloß zerstreuende Geschäfte, eine Menge von Gesellschaft, und kaum ein Mensch, dessen Umgang mir ein wahrhaftes Interesse eingeflößt hätte. Dabei die Trennung von Ihnen, von Göthe, von den Meinigen, kurz beinah alles Unangenehme, was man sonst nur einzeln fühlt, auf einmal zusammen. Selbst Kränklichkeit störte mich anfangs. Doch verlor sich das nachher, und jetzt bin ich vollkommen wohl.

Für die Zeilen, die mir die Li von Ihnen gebracht hat[1]), danke ich Ihnen herzlich, theurer

---

[1]) Vom 31. Mai, nicht mehr vorhanden (Kalender S. 43). Am gleichen Tage verließ Humboldts Gattin mit ihren Kindern Karoline, Wilhelm und Theodor Jena und reiste nach Dresden (vgl. „Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen“, Bd. II, Nr. 37, Berlin 1907). Die in Schillers

Freund. Sie haben mir eine unendlich große Freude gemacht. Wohl habe auch ich das Schmerzliche dieser Trennung recht tief empfunden, und ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchen Gefühlen ich Ihr Haus und Jena verlassen habe. Es war mir während meines Lebens mit Ihnen dort ein neues und besseres Leben aufgegangen, gerade die Ideen, die mich jetzt und gewiß von jetzt an auch künftig immerfort am ernsthaftesten beschäftigen, hatten sich da zuerst angesponnen, mein ganzes Innres hatte eine andre und mir werthere Richtung genommen, und alles dieß war so innig mit unsrer Freundschaft verwebt, so mächtig durch Ihren Einfluß bestimmt, daß ich mich selbst nicht anders, als in Verbindung mit Ihnen zu denken vermag. Ich hoffe, die Zeit unsres Wiedersehens wird kaum nur so ferne seyn, als wir jetzt vielleicht selbst denken, ich werde suchen, daß Sie mich um vieles bereicherter wiederfinden, als Sie mich verließen, aber sehr wahr bleibt es dennoch, daß mit dem Aufhören dieses bisherigen Zusammenseyns etwas untergeht, was wenigstens in dieser Art gerade nie wieder zurückkehren kann. Dieß habe ich so lebhaft gefühlt, das schienen auch Sie zu empfinden, und dieß ist es eigentlich, was mich in diesen Wochen, wenn ich mich so herzlich nach Ihnen zurücksehnte, unendlich

---

Brief an Körner vom 3. Juni (Briefe Bd. V, Nr. 1201) erwähnte „Einlage" für Humboldt bestand sonach nicht in dem Brief vom 31. Mai, auf den Leitzmann S. 436 sie bezieht, sondern in etwas anderem.

tief geschmerzt hat. Lassen Sie uns indeß, theurer Freund, den Verlust so gut ersetzen, als es sich thun läßt, schreiben Sie mir viel und oft, und ich verspreche Ihnen gewiß, Ihnen von mir und meinem Beginnen immer ein so vollständiges und lebhaftes Bild zu geben, daß es Ihnen nicht schwer werden soll, Sich in unsre Nähe zu versetzen.

Wie Sie mir schrieben, haben Sie die vergangnen Wochen in größerer Zerstreuung als gewöhnlich zugebracht. Schon die Veränderung Ihres Aufenthalts [1]) muß sehr viel dazu beigetragen haben. Der Unterschied, Sich aus Ihrem engen Zimmer auf einmal in eine große und schöne Natur versetzt zu sehn, muß für Sie bei weitem größer seyn, als wenn wir z. B. von Land in Land wandern, und bis auf das Kleine verändern. Bei der Stärke, mit der Sie in Sich alles fruchtbar machen, was von außen auf Sie einwirkt, muß man die Größe fremder Einwirkungen auf Sie nach einem andern Maaßstab, als bei andern Menschen berechnen. Der Wallenstein hat wahrscheinlich seit meiner Abwesenheit geruht, die Arbeit am Almanach wird Ihre Muße hinlänglich beschäftigt haben. Lassen Sie mich bald etwas davon sehen, und geben Sie mir dadurch die süße Täuschung, als wäre ich noch bei Ihnen, und nähme ich noch an Ihren Beschäftigungen einen so nahen und unmittelbaren Antheil als bisher. Aus dem Wallenstein habe ich das

[1]) Schiller hatte das am 16. März gekaufte Gartenhaus am 2. Mai bezogen, vgl. Müller, Regesten S. 113 u. 115.

Reuterlied [1]) hier bei Körner gefunden, und erst gestern nur hat er es mir nach seiner Komposition vorgesungen. Es macht eine sehr lebendige Wirkung, und zeichnet mit den wenigen, aber so festen und bestimmten Strichen auf eine unnachahmliche Weise den Charakter dieses wilden wüsten ewig umgetriebenen Lebens, den es zu schildern bestimmt ist. Dabei hat es in so hohem Grade die Natur eines Liedes, daß es gewiß, in einer glücklichen und leichten Melodie vorgetragen, eine sehr populäre Verbreitung gewinnen wird. Die Li hat Ihren ganzen Prolog [2]) gehört. Sie hat mir nicht genug sagen können, wie wunderbar schön Ihnen diese Arbeit gelungen ist, welche Masse von Leben Sie mit wenigen Figuren in Bewegung gesetzt haben. Vorzüglich sagt sie, macht sich das Lied in der Verbindung mit dem Ganzen so schön, daß es allein für sich einen großen Theil seiner Wirkung verlieren soll. Sie haben der guten Li durch dieß Vorlesen Ihres Prologs, und durch die liebevolle Freundschaft, die Sie ihr noch in den letzten Tagen erwiesen haben, eine unglaubliche Freude gemacht. Sie hat mir sehr oft davon geschrieben, und hier reden wir noch unendlich oft davon mit einander.

Körner habe ich schon mehrmals gesehn, nur freilich, wie es in seinem Hause zu seyn pflegt, nicht sehr allein und nicht ohne beträchtliche

---

[1]) Es erschien bald darauf im Musen-Almanach für 1798. S. 137—140.

[2]) Wallensteins Lager.

Störungen. Wir haben meist von Ihnen und Ihren Arbeiten gesprochen. Er selbst scheint gerade mit nichts sehr eifrig beschäftigt. Er spricht noch von der frühern Idee über Tanz und Rhythmik, und interessirt sich sehr für die Metaphysik. Doch sind die Stunden seiner Muße für dieß Studium, glaube ich, zu kurz und abgebrochen. Er ist äußerst freundschaftlich gegen mich, und ich verspreche mir einen großen Genuß von seinem Umgange in den Wochen, die ich noch hier zu verleben denke.

Bei mir selbst sind gerade jetzt alle Fäden ehemaliger Arbeiten abgerissen; alle müssen von neuem angeknüpft werden, und dieß kommt mir manchmal so schwer vor, daß ich daran verzweifeln möchte. Der Berlinische Aufenthalt, und selbst die Neuheit der Reise und des veränderten Wohnorts haben mich so durchaus gestört. Indeß hoffe ich doch zunächst zum Agamemnon und dann zu meinen größern Arbeiten zurückzukehren.

Was macht Göthe? Sein Gedicht [1]) hat mich noch in Berlin sehr angenehm beschäftigt. Geht er noch wirklich nach Italien und wann?

Haben Sie S[chlegel] in der That den Abschied gegeben, und wie? Unverdient begegnet ihm dieser Unfall nicht, und Sie verlieren wenigstens für Ihren Umgang nicht das Geringste [2]). Die

---

[1]) Hermann und Dorothea.

[2]) Durch Friedrich v. Schlegels Rezensionen, besonders der „Horen", verletzt (vgl. auch oben im Brief Nr. 1 vom

Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Grüßen Sie auch von mir tausendmal die gute Lolo und Ihren Karl. Von ganzer Seele Ihr H.

Unsre adresse ist:

im Gräflich Hagenschen Hause, am Markte [1]).

18. 1797 Juni 25.

Am 28. Juni bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 44. In der rechten oberen Ecke der ersten Briefseite von andrer Hand: nro 2.

Dresden, 25. Junius 97.

Ich bin jetzt beinah vierzehn Tage hier, liebster Freund, und wir leben recht fröhlich und vergnügt. Nur Sie und Ihr Umgang fehlt uns; wie oft und wie lebhaft werde ich das noch in den nächsten Jahren empfinden! — Ich habe bis jetzt noch wenig gethan, indeß bin ich doch nicht müssig ge-

---

9. Februar 1796), brach Schiller auch mit dessen Bruder Wilhelm „eine Verbindung ab, die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist, und mein Vertrauen zu oft schon compromittierte" (Brief an ihn vom 31. Mai, Briefe Bd. V, Nr. 1199). Und am 1. Juni wiederholte er, wenn auch in der Form etwas konzilianter, ihm gegenüber, die Umstände hätten längst den „unangenehmen Schritt" gefordert (ebenda Nr. 1200). Im Brief an Goethe vom 16. Mai (ebenda Nr. 1196) hatte er Friedrich v. Schlegel geradezu einen „Laffen" genannt.

[1]) Diese Nachschrift steht verkehrt über dem Anfang des Briefes.

wesen. Ich besuche die Gallerie und die Antiken, noch mehr aber die Gipsabgüsse häufig, und benutze sie nach der Art, wie ich sie meiner Art, die Dinge anzusehen, näher bringen kann. Das eigentlich Künstlerische muß ich gar sehr zur Seite liegen lassen; wer dazu nicht seinen Sinn von Jugend auf geübt, wer nicht sein besondres Studium daraus gemacht hat, der kann, dünkt mich, sich in dieß Feld nicht mit Nutzen einlassen. Dagegen giebt mir das Charakteristische eine reiche Ernte. Ich habe an einigen Bildern einen sehr interessanten Stoff zum Nachdenken gefunden. Vorzüglich gehe ich auf den Unterschied zwischen dem Individuellen und Idealen, dem Antiken und Modernen aus. Das Schlimme nur ist, daß, wenn man auch allenfalls ein klares Bild gefaßt hat, man es so schwer in einen bestimmten Begriff verwandelt. Die einzelnen Züge und Nüancen, worauf das Ganze beruht, sind so fein, daß sie verschwinden, wenn man sie grade am besten zu erhaschen denkt. — Ich kann es Ihnen indeß nicht beschreiben, welchen sonderbaren Contrast der Totaleindruck der Gallerie mit dem der antiken Gipsabgüsse macht. Es ist genau genommen gewissermaaßen lächerlich so heterogene Dinge auch nur vergleichen zu wollen. Aber da ich einmal in Betrachtungen dieser Art lebe und webe, so würde es mir schwer werden, mich dessen zu erwehren. In der Gallerie ist meine Phantasie von den Gesichtszügen, den Gestalten dieser modernen Ideale (denn nur von diesem physiognomischen Theile der Kunst

rede ich hier) erfüllt; welcher Unterschied nun, wenn ich plötzlich von dort in die Reihe griechischer Gottheiten trete. In diesen ist nichts als Schönheit, und Menschheit und künstlerische Phantasie. In jenen ist etwas anders; man sieht bestimmte Begriffe, herrschende Ideen, Spuren einer andern Zeit und eines andern Geistes. Wenn ichs mit Einem Worte aussprechen sollte, so liegt auf allen, nemlich den schönsten, weiblichen Köpfen etwas Klösterliches; aus den männlichen, wenn sie wirklich idealisch sind, und nicht reine und bloße Wirklichkeit, spricht, was den Alten in der Art ganz fremd war, recht eigentliche Moralität und praktische Vernunft. Ich habe mir zu diesen Untersuchungen vorzüglich die Christusköpfe und Madonnen vorgenommen; ich denke diesen Gegenstand auf meiner übrigen Reise weiter zu verfolgen, und vielleicht komme ich doch zu bestimmteren Resultaten. — Ich bin erst hier mehr inne geworden, welchen großen Vortheil ich für meine Studien aus der Kunst, vorzüglich aus Gemählden ziehn kann. Bei allen Gattungscharakteren giebt es mehrere wichtige Momente, die man entweder bei einzelnen Subjekten nacheinander, oder bei mehreren verschieden vertheilt antrift. Ist es einem Mahler einmal gelungen, einen solchen Moment gut zu fixiren, so giebt es kaum ein andres Mittel, so leicht selbst klar, und andern verständlich zu werden, als sich auf ein solches Kunstwerk zu beziehen. Sehr merkwürdig in dieser Rücksicht ist mir der Kopf eines Jünglings von Pietro Liberi gewesen, dessen

Sie Sich vielleicht noch erinnern[1]). — Aber noch eine andre Rücksicht macht mir die Arbeit des Künstlers beinah wichtiger für mich als die Natur selbst. Der Künstler idealisirt immer, und der gute bleibt darum doch zugleich individuell. Nun geht mein ganzes Bestreben einzig nur dahin, überall das Ideal zu finden, ohne das Individuum zu zerstören, und die Methode, dieß zu thun, ist so schwer zu finden, daß man jeden, der sich im gleichen Falle befindet, nicht genug beobachten kann. Für den Portraitmahler insbesondre entsteht hier eine schwere Aufgabe. Er soll, nicht wie der Dichter, in mehreren Situationen, erzählend und entwickelnd, sondern auf einmal den Charakter hinstellen, und die wesentliche Form, mit Wegwerfung der zufälligen und momentanen Züge zeichnen. Denn diese Art der Verschönerung scheint mir schlechterdings nothwendig, wenn das Bild einen ästhetischen Werth haben soll. Nur wenn es das wahrhaft Eigenthümliche und Originelle darstellt, hat es gleichsam ein eignes Lebensprincip in sich, nur dann zwingt es den Zuschauer sich den Charakter als eine thätige, immer im Fortrücken begriffne Kraft, nicht wie eine geschlossene, schon vollendete Größe zu denken. Und

---

[1]) Pietro Liberi, genannt Libertino (1605—1687). Das Bild stellt „Alter und Jugend" dar und trägt in der Dresdener Galerie jetzt die Nummer 530. Vgl. K. Woermann, „Katalog der Königlichen Gemäldegalerie zu Dresden". Große Ausgabe. Vierte Auflage. Dresden 1899. S. 185.

darin eben, dünkt mich, liegt die hohe Kunst der Alten. Ihre Kunstwerke sind Portraits in diesem Verstande, aber nicht einzelner Individuen, sondern der Menschheit und gerade in ihrem reinsten und vollsten Sinne. — Diese Idee des individuellen Ideals liegt mir jetzt grade erstaunlich im Kopf. Es scheint mir so nothwendig, sie gehörig auszuführen, zu zeigen, daß die Menschenkenntniß, wenn sie vollständig und philosophisch seyn soll, nur das aufsuchen muß, was in dem Subjekt einer Vervollkommung zum Ideal fähig ist, und die Menschenbildung im Grunde nichts weiter zu thun hat, als dieß zu erhalten, zu reinigen und zu steigern, daß ich diese wenigen, aber nicht jedem leichten und geläufigen Ideen in einer eignen Abhandlung auszuführen, und auf die Erziehung anzuwenden denke. Ich hoffe daß eine solche Arbeit auch zugleich meinen übrigen besser den Eingang vorbereiten wird. Denn eigentlich ruhn sie insgesammt auf dieser Basis, und so wie man mit jenen Ideen einverstanden ist, so muß von selbst ein Bedürfniß und ein Verlangen nach einer individuelleren Charakteristik der einzelnen Menschengattungen, und einer Bestimmung des Charakters unsrer Zeit, des Charakters also, in dem wir selbst jetzt vorwärts schreiten sollen, entstehn. — Meine Reise wird mir ein herrlicher Prüfstein seyn, wie weit ich selbst in der Fertigkeit, Charaktere zu erforschen, die verschiednen Ursachen, die auf sie eingewirkt haben, auseinanderzusondern, besondre auf allgemeine zurückzubringen, und wieder all-

gemeine in besondre zu specificiren, fortgerückt bin. Hier bietet sich dazu nun noch keine auffallendere Gelegenheit als überall, wo ich bisher mich aufhielt, dar. Allein schon in Wien muß ich, wenn mich meine Vermuthungen nicht täuschen, auf manches stoßen, was mir neu seyn wird, und ungleich mehr freilich noch fernerhin in einem ganz fremden Clima und durchaus verschiednen Sitten. Schade nur, daß ich Italien gerade in einem Zeitpunkt der Krise betrete, wo ich die eigentliche Natur der Nation gar nicht günstig werde beobachten können. Die Italiäner stehn ganz und gar nicht auf dem Punkt, auf dem eine Revolution interessant machen kann.

Körners sind jetzt seit zwei Tagen auf ihrem Weinberg. Wenn sie in der Stadt sind, sehe ich sie täglich und gewinne ihn mit jedem Tage lieber. Auf dem Weinberg war ich noch nicht. Auch morgen kann ich sie schwerlich dort aufsuchen, weil ich morgen an Hof gehen muß. Alexander konnte es nicht vermeiden, da er mit dem Churfürst in Verhältniß gewesen ist, und es hätte sonderbar ausgesehn, wenn ich mich hätte ausschließen wollen. — Alexander grüßt Sie herzlich. Sie werden nunmehr sehr bald sein Buch erhalten [1]. Ich habe es in diesen Tagen mit großer Freude gelesen. Es

[1] „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt“. Zwei Bände. Posen und Berlin 1797.

herrscht ein treflicher Geist darin, ein Geist, den ich nicht richtiger als einen physiologischen nennen kann, ich meyne damit den, der nicht nur allein dazu gemacht ist, die Natur als Natur zu beobachten, sondern auch im engeren Verstande, lebendige Kräfte als lebendige anzusehn, und zu behandeln, was bisher, bei der Sucht mechanischer und mathematischer Erklärungsarten, so selten der Fall gewesen ist. Auch übrigens werden Sie in Gutem und minder Gutem gar sehr sein Individuum wiederfinden. Doch zweifle ich, daß Sie die Geduld haben werden, das Ganze zu lesen. Es enthält ein Détail, das ohne näheres Interesse für den Gegenstand oder den Verfasser, leicht ermüdend werden kann, soviel auch in der That geschehn ist, diesen Eindruck zu vermindern. — Leben Sie herzlich wohl. Tausend Grüße an Lolo, und recht viele herzliche an Sie beide von der Li, die recht leidlich wohl ist. Bis ich Ihnen über 8 Tage wieder schreibe, hoffe ich einen Brief von Ihnen zu haben. Ihr H.

Ihr ehemaliger Abschreiber hat noch eine Abhandlung von mir, die er mir abgeschrieben hieher schicken wollte. Verschaffen Sie mir doch auf alle Fälle in den nächsten 8 Tagen seine Abschrift oder mein Original. Ich habe ihm vorgeschossen. Darum ist er so saumselig [1]).

---

[1]) Diese Nachschrift steht verkehrt über dem Anfang des Briefes.

19. 1797 Juli 9.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 28. Juni, Kalender S. 44; am 17. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 45. Der Brief kreuzte sich mit dem verlorenen Schillers vom 8. Juli, Kalender S. 45. Der Schluß des Briefes fehlt.

Dresden, den 9. Julius 97. nr. 4[1]).

Ich fange an, meine Briefe an Sie zu numeriren, liebster Freund, und bitte Sie desgleichen zu thun. Es können auf einer Reise doch leicht Irrungen vorgehn, und man erspart sich durch dieß kleine Hülfsmittel weitläuftige Explicationen.

Ich habe jetzt Ihre Balladen[2]) recht oft gelesen, und unglaubliche Freude daran gehabt. Ich schicke sie Ihnen noch nicht zurück, weil die Li sie noch gern ein paar Tage behalten möchte, und ich nicht glaube, daß Sie diese Abschrift entbehren werden.

---

[1]) Der dritte der von Humboldt seit seiner Abreise von Jena an Schiller geschriebenen Briefe war der verlorene, bei Schiller am 5. Juli eingetroffene Brief (Kalender S. 45). Übrigens numerierte Humboldt nur noch seine beiden folgenden Briefe aus Dresden, nr. 5 vom 16. Juli (unten Nr. 20) und nr. 6 vom 23. Juli (unten Nr. 21), und hörte, in Wien angekommen, mit Numerieren auf. Erst 1797 in Paris und dann wieder 1802 in Italien begann er erneut zu numerieren.

[2]) Das Manuskript der im Musen-Almanach für 1798 erschienenen Balladen Schillers.

Wünschen Sie künftig etwas schnell oder zu einem bestimmten Tage zurück zu erhalten, so schreiben Sie es mir ausdrücklich dazu.

Es hat mich unendlich interessirt zu sehen, wie Ihr Geist jeder neuen Gattung, die er behandelt, eine eigne Gestalt zu geben versteht. In dem Taucher und im Handschuh ist dieß über alles sichtbar, und auch im Polykrates wird es der Geübte nicht verkennen, ob es gleich da minder auffällt.

Nach den Ideen, die ich mir über Sie abstrahirt habe, ist die Ballade gar sehr für Sie gemacht. Zwar ist es schwer mit diesem zufälligen Namen einen recht deutlichen und fest begrenzten Begriff zu verbinden. Aber wenn man die besten Stücke dieser Gattung gegen einander hält, so muß man sich unter dieser Gattung, soviel ich absehe, epische Gedichte denken, die aber auf einen lyrischen — vielleicht auch immer schauderlich tragischen — Effect hin gearbeitet, und mehr sentimental, als naiv behandelt sind. Dem Geiste nach unterscheidet sich die Ballade am meisten vom Epischen, sie ist demselben fast entgegengesetzt, und beinah durchaus lyrisch. Sie ist für den Gesang gemacht, das Epos für die Deklamation. Der epische Dichter legt die Gegenstände klar, breit, sonnenhell auseinander, der Balladendichter drängt sie zusammen, deutet an, entwirft, arbeitet unmittelbar aufs Gefühl hin, und immer auf eine bestimmte Empfindung. Der epische mahlt dem Auge, scheint unbekümmert über den weitern Effect, wirkt aber zugleich auf das ganze

Gemüth. Man könnte, glaube ich, epische und lyrische Erzählungen recht füglich von einander unterscheiden. Den Griechen wäre nichts möglich gewesen, was nur an die Ballade von fern gränzte. Auch wirkliche Balladenstoffe, wie Hero und Leander, behandeln sie episch. Selbst Pindar sogar in der Ode wird episch, so wie er erzählt. Diese Gattung gehört ganz eigenthümlich der modernen Sentimentalität an. Aber auch hier nicht allen Nationen, nur den Nordischen. Denn die Ballade unterscheidet sich wieder von der Erzählung und ich kann Ihre Ueberschrift des Rings des Polykrates nicht billigen. Dieß Stück scheint mir schlechterdings nur Erzählung [1]). Die Erzählung hat nemlich nur den Zweck zu erzählen, man soll eine Geschichte hören, um unterrichtet oder belustigt zu werden. Insofern ist sie eine der niedrigsten Dichtungsarten. Auch sind in der Erzählung die Nationen am glücklichsten gewesen, denen sonst weder die epische noch die lyrische Dichtung in hohem Grade gelingt, Franzosen und Italiäner, und unter den Deutschen Wieland. Wieland wäre sicherlich der schwächsten Ballade unfähig. Zwischen der Ballade und Erzählung steht noch die Romanze. Sie hat nicht den Schwung der Ballade, aber sie ist auch nicht so schlicht, als die Erzählung. Sie arbeitet auf

[1]) Humboldt betont dies nochmals an der Stelle, wo der vorliegende Brief abbricht, und kommt auch in seinem Brief an Schiller vom 7. Dezember 1797 (unten Nr. 24) darauf zurück.

einen einzelnen Effect hin, der aber mehr intellectuell als moralisch ist. Sie ist kurz und schnell und hinterläßt in der Seele dadurch gleichsam einen scharfen überraschenden Eindruck. Vielleicht könnte sie eine epigrammatische Erzählung heißen. Zu dieser Gattung rechne ich Ihren Handschuh, und ganz diesem Begriff (wenn man ihn nur in Absicht des Poetischen herabstimmt) entsprechen einige Bürgersche und Stollbergsche Stücke. Um indeß auf die Ballade zurückzukommen, so müssen Sie mich ja nicht so misverstehen, als meynte ich, sie sollte sich, nach der Art eigentlich lyrischer Gedichte in Reflexionen, Ausbrüchen der Empfindung u. s. f. verlieren. Die höchste Objectivität, als das allgemeine Gesetz aller erzählenden Dichtung liegt ihr mehr noch, als den übrigen Gattungen, zu beobachten ob, und dieß finde ich gerade in Ihrem Taucher so schön, daß Sie dagegen schlechterdings nicht gefehlt haben.

Was aber Ihre Ballade vorzüglich so groß macht, und dieser in der That bei uns sehr herabgesunkenen Gattung einen neuen Adel aufdrückt, ist die Art, wie Sie den der Ballade eigenthümlichen Eindruck des Großen, Schauderlichen und Tragischen hervorbringen. Sie haben alle die Ausgeburten der Phantasie, die man noch dazu bisher immer nur so brauchte, daß sie auch als Ausgeburten erschienen, durch die man gewöhnlich allein alles auszurichten glaubte, gänzlich verbannt. Sie haben ein einfaches, simples, natürliches, ich glaube sogar

historisches Factum gewählt, und nur alles, was Ihnen dieses darbot, so genievoll benutzt. Aber darum gerade sagte ich, daß die Ballade so eigentlich für Sie gemacht sey, weil das Große, Erhabene, und Tiefe, was die Ballade fodert, Ihnen so eigen ist, daß es alles bezeichnet, was von Ihnen kommt. Dadurch erscheint nun Ihr Taucher so edel und erhaben, dadurch haben Sie die Ballade auf eine so hohe Stufe gehoben, daß sie ganz den barbarischen Anstrich verliert, der mir sonst doch immer anstößt.

Ich habe oben eines Kennzeichens der Ballade nicht gedacht, und wie es mir oft geht, über dem weniger Gewissen oder Verborgneren das Offenbarere zu übersehen, gerade dasjenige, was eigentlich zuerst auffallen muß, dasjenige, meyne ich, daß die Ballade ein Volkslied seyn soll — obgleich, wie Sie gewiß auch meiner Meynung sind, diese ganze Eintheilung gar keine ästhetische Gültigkeit hat. Indeß ist es doch dieß, wodurch Bürger z. B. so gemein und niedrig geworden ist. Sie haben auch hierin den Ton vortreflich gehalten. Ihr ganzer Taucher muß durchaus die menschliche Natur in ihrem Innersten berühren, und kann also auf niemanden seines Eindrucks verfehlen. Die Versetzungen der Sprache, die Sie gebraucht haben, gehören wohl auch hieher. Sie geben etwas Alterthümliches und Abentheuerliches, dessen die Ballade nicht füglich entbehren zu können scheint.

Eine große Kunst bei Ihrem Taucher liegt dünkt

mich in der Vertheilung der Handlung in ihre verschiednen Momente. Sie haben gerade nur da verweilt, wo es der Leser erwartet, und eilen da schnell, wo er selbst auf die Folge begierig ist. Eine sehr schöne Modification der Empfindung beginnt mit dem Erscheinen der Königstochter und überaus rührend ist der Schluß. Einzelne Stellen sind über allen Begriff groß. So vor allem die Beschreibung dieser untern Regionen, der Vers: „Lang lebe der König u. s. w." und dann „Unter Larven die einzige fühlende Brust u. s. w." Man fühlt mit unwiderstehlicher Gewalt die Entfernung von allen Menschlichen, Sprechenden, Empfindenden Wesen. Prächtig ist auch die Schilderung des Strudels selbst, und sehr mahlerisch das Emporkommen des Jünglings. Oft haben Sie schon durch die Wahl eines passenden Beiworts einen so großen Effect hervorgebracht. So das „rosigte Licht" „mit emsigem Fleiß" „die Tochter mit weichem Gefühl" u. s. f. „die lebende Seele". Das Silbenmaaß ist vortreflich, und sehr passend behandelt. Selbst wo die Dactylen (da Sie dieß Silbenmaaß so skandiren, ob man gleich sonst es wohl richtiger als Anapästen mißt) manchmal eine zu lange Silbe unter den Kürzen haben, verstärkt es hier noch die Wirkung, wo alles mehr auf den Effect, als auf eine kalte Schönheit berechnet ist.

Da alle Schilderungen in Ihrem Taucher eine so große Wahrheit haben, so wollte ich, daß Sie die Molche und Salamander aus dem Grunde des

Meers wegbrächten. Sie sind zwar Amphibien, wohnen indeß nie in der Tiefe und mehr nur in Sümpfen. Mit den Drachen kann man schon liberaler umgehn, da sie mehr ein Geschöpf der Fabel und der Phantasie sind [1]).

Dem Handschuh, der unter den Händen jedes andern Dichters nur hübsch und artig geworden seyn würde, haben Sie etwas Großes gegeben durch die prächtige Beschreibung der Thiere. Sie haben darin Ihrem Liebling, dem Löwen, ein Denkmal gestiftet. Außerdem ist das Silbenmaaß unnachahmlich schön, und die Abwechslung der ganz kurzen und längern Verse thut eine vortrefliche Wirkung.

Der Ring des Polykrates ist sehr leicht und lebendig erzählt. Auch verfehlt die Nemesis, die durchaus darin waltet, ihrer Wirkung nicht. Indeß macht er doch in der Zusammenstellung mit den beiden andern Stücken einen weniger tiefen Eindruck. Ueberhaupt haben Sie ihn aber auch darauf gewiß nicht berechnet. Er scheint mir im eigentlichsten Verstande Erzählung, und in dieser Gattung sehr gut. Das rächende Schicksal würde größer erscheinen, wenn das Ganze . . . .

---

[1]) Schiller hat dieser Anregung nicht stattgegeben, sondern die „Molche und Salamander" auf dem Grunde des Meeres bei den „Drachen" belassen.

20. 1797 Juli 16.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 8. Juli, Kalender S. 45; am 22. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 46. Der Schluß des Briefes fehlt, s. über dessen Inhalt Schillers Brief an Goethe vom 23. Juli, Briefe Bd. V, Nr. 1229.

Dresden, 16. Julius 97. nr. 5.

Es muß Ihnen außerordentlich glücklich mit Hirt[1]) gegangen seyn, lieber Freund, daß Sie so zufrieden mit ihm gewesen sind. Ich gestehe aufrichtig, daß ich es nicht vorherzusagen gewagt hätte. Ich habe Hirt gerade bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin mehreremale gesehen, aber ihm niemals das Mindeste abgewinnen können, und ebenso ist es auch Körnern hier gegangen. Die Süffisance und das Grimassirende nennen Sie mit Unrecht Berlinisch in ihm. Ich habe ihn zwei oder drei Tage nach seiner Ankunft dort gesehn, und um kein Haar anders gefunden. Er ist übrigens gegen mich sehr gefällig gewesen, und hat mir mehrere Adressen mitgegeben, die mir, wie ich gewiß hoffe, nützlich seyn werden.

Die Lessingschen und Winkelmannischen Be-

[1]) Aloys Hirt (1759—1839) lebte erst in Rom, das er 1796 verließ; seit 1797 Hofrat und seit 1810 ord. Professor in Berlin; er verwarf zuerst die Winckelmannsche Theorie des Schönen als unzureichend und führte die Betonung des Charakteristischen in seiner individuellen Erscheinung in die Ästhetik ein.

hauptungen[1]) über den Ausdruck der Leidenschaft in den Antiken können einen wohl wenig irre machen, da sie nicht einmal mit sich selbst in Uebereinstimmung stehen. Winkelmann, der ewig das Gleichgewicht der Züge in den Gestalten der Götter vor Augen hat, nennt ja selbst den Ausdruck des Apollo Belvedere Freude über den Sieg mit Verachtung des Feindes gemischt, und schildert diese letztere Nüance sogar viel stärker, als es mir möglich ist, es bei der eignen Ansicht zu finden, und dieser Widersprüche trift man mehrere an, wie mich die neueste Lesung des Winkelmann, von der ich nur so eben herkomme, wieder überzeugt hat.

Indeß ist nicht zu läugnen, daß diesen Behauptungen auch sehr viel durchaus richtig Gesehenes zum Grunde liegt, und es kommt, dünkt mich, nur darauf an, ob der Zuschauer leere Schönheit, oder charakteristische Wahrheit erwartet. Im ersten Fall wird er der Hirtischen, im letzteren der Winkelmannschen Meynung nahe kommen. Winkelmann ging, glaube ich, davon aus, daß die neuere Sculptur alle Idealität verloren hat, und daß ihr jetzt nichts übrig bleibt, als durch Wahrheit und bloße Wahrheit zu entschädigen. Um vor diesem Abwege zu warnen, gerieth er dahin, die Alten, was doch nicht der Fall ist, als das gerade Gegen-

[1]) Die folgende Ausführung knüpft offenbar an eine solche in Schillers verlorenem Brief vom 8. Juli an. Schiller hatte am 7. Juli den gleichen Gegenstand in einem Briefe an Goethe behandelt, Briefe Bd. V, Nr. 1219.

theil davon aufzustellen. Jetzt fühlt man das Uebertriebene dieser Behauptung, verfällt jedoch, wie es mir scheint, abermals in das entgegengesetzte Extrem.

Ich habe schon jetzt hier an den Mengsischen Gipsabgüssen [1]) meine Studien über diese Materie angefangen. Ich bin überzeugt, daß, wer nicht gerade Kenner auch des Mechanischen in der Kunst ist, an einem vollkommen guten Abguß (sofern er nur weiß, was daran alt oder neu ist) ebensoviel sieht, als an dem Original, und das mit geringerer Störung. Auch gehört gewiß, um hierüber zu urtheilen, keine so große Mannigfaltigkeit der Statuen dazu. Kommen Sie also noch im Herbst her, so betrachten Sie nur diese Abgüsse genau, und Sie können gewiß selbst urtheilen, ohne eine Reise nach Italien zu machen. Das Einzige, was aber freilich der Italiänische Aufenthalt in hohem Grade bewirken muß, ist, daß er gewiß den Sinn mehr öfnet, und die Phantasie höher spannt.

An die Gruppe des Laokoon (von dem übrigens meine Frau behauptet, daß er wirklich und sehr stark schreie, was denn freilich alle Erklärungen des Nichtschreiens überflüssig machen würde) habe ich mich noch nicht gemacht. Sie ist mir noch zu sehr zusammengesetzt, als daß ich sie hinlänglich verstände. Desto genauer aber habe ich den Apoll, die Juno, Diana und Venus geprüft, und glaube doch der

[1]) Diese vom Maler Anton Rafael Mengs (1728—1779) zusammengebrachte Sammlung war 1782 für Dresden angekauft worden

schwierigen Frage, wie die Alten Ideale hervorgebracht haben, ohne trocken und leer zu werden, näher getreten zu seyn.

Um mich Ihnen ganz deutlich zu machen lassen Sie mich einmal in jeder Statue das Ideale, was, da es Alles ausdrücken soll, jedes Einzelne ausschließt, von dem Individuellen, das immer etwas Bestimmtes angiebt, unterscheiden. Ich werde Ihnen eigentlich nur über das Letztere etwas sagen können, das Erste läßt sich nur sehn, und hervorbringen, nicht schildern.

Das Eigenthümliche der antiken Statuen nun liegt für mich darin, daß sie alle eine bestimmte Anlage eines Charakters ausdrücken, und zwar jede eine solche, die aus dem leidenschaftlichen Theile der Seele genommen ist. Dadurch werden sie so durchaus menschlich, daß der Mensch sich dicht an sie anschließen kann. Alle Götter und Heldengestalten, ich nehme nur etwa den Jupiter und dann auch den Herkules aus, von denen ich gleich nachher noch ein Wort sagen will, haben einen gewissen üppigen Uebermuth, eine eigenmächtig schaltende Willkühr, die man eigentlich moralisch misbilligen müßte, die man aber in höhern Naturen ehrt, und die man, da die Beurtheilung hier bloß ästhetisch wird, durch die Schönheit geadelt findet. In einigen Gottheiten, wie in der Juno und Minerva ist es mehr Hoheit, in Apoll und Diana mehr Üppigkeit, in der Venus ist es noch sanfter gehalten, und versteckt sich hinter schlauer und verführender

Schmeichelei. Bei jeder einzelnen dieser Gestalten specificirt es sich wieder besonders, doch dieß übergehe ich jetzt. Jupiter und Herkules sind in der That in derselben Idee gearbeitet; zwar haben sie einen Ernst, der sie gleich auf den ersten Anblick in eine andre Klasse setzt. Aber wenn man sie weiter analysirt, und sich fragt, welche Menschen würden nun diesem Jupiter und Herkules am nächsten kommen, so würde man auch solche finden, die mehr leidenschaftlich, als rein überlegend und vernünftig sind, deren Festigkeit leicht in Heftigkeit ausbrechen kann.

Dadurch, dünkt mich, haben alle Antiken das Leben, die Bewegung, die hohe Kraft, an die ein neueres Kunstwerk nie reicht. Daher sind diese Götter wahre Phantasiewesen, Geschöpfe, über die der Mensch, wenn der Zauber der Schönheit hinwegfallen könnte, gleichsam eine Superiorität in sich fühlen würde. Daher kann die Anbetung auch bei den Alten nie zu einem drückenden Ernst geworden seyn, darum bleibt sie immer ein Spiel, und schließt z. B. gar nicht solche Vorwürfe gegen die Götter aus, als beim Euripides der junge Ion gar nicht in Zorn und Leidenschaft, sondern in einer ruhigen Ueberlegung des Rechts und Unrechts dem Apollo macht. Einen analogen, obgleich immer nur wenig passenden Fall giebt die Empfindung, die die Ungerechtigkeit einer schönen Frau manchmal hervorbringen kann.

Aber ich nehme diese Menschlichkeiten in den

Göttern auch nur hier mit Fleiß von der Seite, von der sie dem Ideal zu widersprechen scheinen können. Denn an sich brauchen sie es nicht, und sie thun es gewiß niemandem, der diese Reste des Alterthums mit dem wahren Geiste, aus dem rechten Gesichtspunkt ansieht. Es sind nichts als rein menschliche Tendenzen, die an sich eigentlich, als Kraft beweisend durchaus gut sind, und nur, wenn sie in einer beschränkten Natur auf eine beschränkte Weise erscheinen, misfallen. . . . .

Empfing Ihren vom 5. Julius [1]).

21. 1797 Juli 23.

Erst am 25. Juli abgegangen, s. im Text; am 29. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 46.

nr. 6. Dresden, den 23. Julius 97.

Ich hofte in dem Lauf dieser Woche einen Brief von Ihnen zu erhalten, liebster Freund, allein wahrscheinlich waren Sie zu beschäftigt, und vielleicht bringt mir der nächste Posttag ein Zeichen Ihrer Thätigkeit mit [2]). Wir sind jetzt unsrer Abreise von

---

[1]) Die Nachschrift steht im linken oberen Eck der ersten Briefseite. Statt „5. Julius" sollte es eigentlich „8. Julius" heißen; denn nach dem Kalender (S. 45) schrieb Schiller am 8. an Humboldt; am 5. ist nur ein Brief an Cotta verzeichnet. Wahrscheinlich war der Brief vom 5., als an diesem begonnen, datiert, aber erst am 8. beendet und abgegangen.

[2]) Schillers verlorener Brief vom 21. Juli (Kalender S. 46) kreuzte sich mit dem vorliegenden.

hier nahe, wir bleiben nur noch diese Woche, und haben den Tag unsres Weggehns auf den 30sten bestimmt.

Der Aufenthalt hier ist mir sehr wohlthätig gewesen, und Körners Umgang hat mir einen großen Genuß gegeben. Nur in meinen Arbeiten bin ich nicht fortgerückt, und dieß thut mir besonders für den Agamemnon leid, mit dem ich so gern so weit seyn möchte, daß ich ihn zur Seite legen könnte. Dagegen habe ich manches gethan, was mich der eigentlichen Benutzung meiner Reise näher bringt. Ich habe zu diesem Behufe unter andern die Römischen Classiker, und diejenigen Griechischen, die von Italien reden, noch einmal durchzulesen angefangen, und verspreche mir von dieser Vergleichung der ehemaligen und gegenwärtigen Zeit sehr viel Nutzen und Freude.

Ueberhaupt hoffe ich doch, wenn ich meine Reise in der gehörigen Ruhe vollenden kann, nicht unwichtige Resultate über das Ganze der Lage und Beschaffenheit Italiens davon zurückzubringen. Was mir noch bisher von Reisebeschreibungen und dahin einschlagenden Schriften in die Hände gefallen ist, entspricht dem Begriff dessen gar nicht, was meiner Meynung nach darüber geschehen seyn sollte. Alles ist entweder nur auf einzelne Gesichtspunkte gerichtet, oder es ist im eigentlichsten Verstande Reisejournal, also bloß eine Darstellung dessen, was der jedesmalige Reisende bei seinem Aufenthalte bemerkt hat, wodurch immer nur etwas sehr Einseitiges herauskommt.

Erreiche ich meine Absicht, so ist es mir allein darum zu thun, Resultate über das Ganze zu geben, und vorzüglich immer über das, was gerade dem Italiänischen Charakter überhaupt eigenthümlich ist. Von dieser Art läßt sich nun zwar kaum hoffen viel zusammenzubringen, aber darum würde ich mich auch gern beschränken, es nur über die Punkte zu thun, die ich nur zu erschöpfen im Stande wäre.

Das Schwierigste bei Unternehmungen dieser Art, ist immer den rechten Standpunkt zu finden, aus welchem man die Sache behandeln muß, da sich darnach nothwendig richtet, wie tief man in jedes Einzelne eingehen darf. Auch ist es gerade dieß, worin, dünkt mich, die Meisten gefehlt haben. Darum nehmen sie entweder einen eigentlich wissenschaftlichen, oder einen ganz und gar spielenden, höchstens die Neugier befriedigenden Weg. Und doch ist es möglich, sobald man nur alles, was einzelne Fächer betrift, zurück auf den Menschen bezieht, zugleich durchaus erschöpfend und tief zu seyn, und doch nirgend zu sehr an einem einzelnen Studium zu kleben. Dazu wird man schon dadurch bei weitem leichter geführt, daß man das Land und seine theils natürliche, theils durch den Menschen veränderte Beschaffenheit im eigentlichsten Verstande immer als die Wiege seiner Bewohner betrachtet, daß man die Spuren sorgfältig aufsucht, welche jede Epoche zurückgelassen hat, den Einflüssen aller Art einer jeden genau nachforscht, und so wo

möglich alle Wirkungen auf die Nation und alle Rückwirkungen ihrer Thätigkeit in einen fortlaufenden Zusammenhang zu bringen versucht. Dasjenige, was eine Reise, und besonders ein Reisebeschreiber hiebei vorzüglich geben kann, ist die anschauliche Vorstellung von der Gestalt, so wie man sie jetzt sieht. Diese Anschauung ist bei manchen Gegenständen schon unmittelbar durch sich selbst unterrichtend, aber sie wirkt noch mehr dadurch, daß sie die Seele in die gehörige Stimmung versetzt. Auch dieß ist bei unsern meisten Reisebeschreibungen bei weitem zu wenig gethan; so habe ich noch nie z. B. eine recht deutliche Beschreibung der Herkulanischen Alterthümer, so wie man sie noch liegend findet, angetroffen.

Sehr neugierig bin ich auf das, was uns Göthe über Italien liefern wird [1]). Unger in Berlin hat mir mit einer so großen Zuversicht davon, als von einem schon gewissen Verlagsartikel gesprochen, daß ich kaum zweiflen kann, Göthe muß alles beinah bereit liegen haben. Wie ich vermuthe, so ist es eine Reihe von einzelnen Schilderungen, etwa in der Art des Karnavals, und dann wird es dieser Beschreibung sicherlich nicht an Anschaulichkeit und Lebendigkeit mangeln.

---

[1]) Vgl. Goethes Brief an Schiller vom 25. Oktober 1795 (Briefe Bd. X, Nr. 3220), in dem er von dem Plan spricht, aus seinen Kollektaneen von der italienischen Reise ein „wundersames Werk“ zusammenzustellen.

Göthe hat mir vor einigen Tagen geschrieben [1]). Es würde mir noch mehr leid thun, daß er nun nicht nach Italien, sondern bloß nach der Schweiz geht, wenn ich nicht hofte, daß Sie, mein theurer Freund, ihn nun früher wiedersehen, was ich so herzlich wünsche, damit Ihre Einsamkeit nicht gar zu absolut sey. Er schreibt mir von seinen Balladen, schickt aber leider keine mit. Ich hätte sehr viel darum gegeben, sie auf der Stelle mit den Ihrigen vergleichen zu können. Er selbst giebt den Ihrigen einen sehr merklichen Vorzug, und ich bin auch sicher überzeugt, daß er lange nicht in dem Grade für diese Gattung gemacht ist, als Sie. An sein zweites episches Gedicht [2]) ist er wahrscheinlich nun gar nicht gekommen, und ich gestehe, daß ich den Verlust nicht groß achte, wenn er diesen Plan fahren läßt.

Der Herzog ist in diesen Tagen hier gewesen, und hat uns viel Beschäftigung gegeben. Wir haben anderthalb volle Tage durchaus mit ihm verleben müssen. Die Mariane Meyer [3]), die Sie

---

[1]) Der Brief ist nicht erhalten; nach Goethes Briefverzeichnis (in den Briefen Bd. XII, S. 465) datierte er vom 20. Juli.

[2]) Das Gedicht wird im Briefwechsel dieses Jahres zwischen Goethe und Schiller mehrfach erwähnt und sollte „Die Jagd" heißen. Goethe ließ dann aber den Plan fallen und brachte ihn erst 1827 in veränderter Form in der „Novelle" zur Ausführung.

[3]) Marianne Meyer (1770—1812), heimlich mit dem österreichischen Gesandten in Berlin Fürst Heinrich XIV.

wohl von Göthen nennen gehört haben, war zugleich hier, und Stein [1]), der auch gerade aus Schlesien hier eintraf, wird Ihnen allerlei lustige Dinge über diese Zusammenkunft erzählen können. Die Mariane ging nach Weimar, um Göthen zu sprechen, sie wird ihn aber nur kaum, und wenigstens nur in den letzten Tagen vor seiner Abreise gesehn haben.

Alexander ist heute (25. Julius, mein Brief ist nemlich durch einen Zufall zwei Tage unvollendet geblieben) früh abgereist, und wir hoffen nunmehr gewiß, ihm nächsten Sonntag (30sten) zu folgen. Wir gehn über Töplitz und Prag und treffen den 8ten August in Wien ein. Haben Sie die Güte, Ihren nächsten Brief dorthin unter der adresse:

> An Herrn Baron von Humboldt, den Aelteren, in Wien; an Herrn Schedel, bei Herrn Reichsagenten von Dietrich im Regensburger Hof in der Beckerstraße abzugeben.

gelangen zu lassen. Den: Legationsrath lassen Sie ja weg; es ist auf jeden Fall ein Mistrauen erweckender Titel. Wir schreiben uns zwar in der Regel keine Staatsgeheimnisse; doch ist es vielleicht nicht überflüssig, zu erinnern, daß in Wien so gut als alle Briefe regelmäßig geöfnet und gelesen

---

von Reuß vermählt, nach dessen Tode sie den Namen einer Frau v. Eybenberg erhielt.

[1]) Friedrich Konstantin Freiherr v. Stein (1772—1844), der jüngste Sohn von Goethes Freundin Charlotte v. Stein, studierte damals in Breslau Staatsökonomie.

werden. Ich schreibe Ihnen noch einmal von hier aus [1]).

Leben Sie innigst wohl, und grüßen Sie Lolo, auch von der Li. Von ganzem Herzen Ihr

Humboldt.

22. 1797 September 4.

Am 15. September bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 49.

Wien, 4. 7br. 97.

Schon, liebster Freund, sind wir 4 Wochen hier in Wien, aber noch haben wir unsern Aufenthalt nur sehr wenig genossen, und leider ist zu besorgen, daß dieß auch in dem nächsten Monat nicht sehr der Fall seyn wird. Großentheils ist daran Wien selbst Schuld, das theils nicht viel sonderlich interessante Gegenstände besitzt, theils aber, und dieß bei weitem noch mehr, durch die Beschaffenheit der Stadt und die Lebensart der Menschen, die dem Besehen von Sachen, dem Besuchen schöner Gegenden, und dem Sprechen derer, die man noch allenfalls sehen möchte, so mancherlei Schwierigkeiten entgegensetzt. Die Leute sind ewig aus, die Spaziergänge, wer weiß wie weit vor der Stadt und so fort. Was uns aber besonders hier secchirt hat, ist die Witterung und die meist durch sie verursachte Kränklichkeit. Stellen Sie Sich nur vor, daß von den 13 Personen, die, mit den Kindern meinen und

[1]) Nach dem Kalender (S. 48) schrieb Humboldt erst wieder von Wien aus; der nicht mehr vorhandene Brief traf am 25. August bei Schiller ein.

meines Bruders Kreis ausmachen, nach und nach alle, außer mir und der kleinen Li, krank gewesen sind, und daß kaum eine halbe Woche gewesen ist, in der nicht Einer außer Stande war auszugehen. Dafür haben wir aber auch solche plötzliche Wetterveränderungen gehabt, daß die Hitze an einem Tage am Nachmittag, verbunden mit einem förmlichen Siroccowind, auf 31° Réaumur stieg, und an demselben Abend 17° tiefer auf 14° fiel. — Mit der Li ihrer Gesundheit scheint sich hier eine Krisis ereignet zu haben, von der ich doch, da der bisherige Zustand so fatal war, mehr hoffe, als fürchte. Sie hat einmal hier einen Tag lang ein so heftiges Fieber gehabt, daß Frank [1]), der unser Arzt ist, eine hitzige Krankheit erwartete, darauf ist sie mehrere Tage fieberfrei gewesen, jetzt eben aber ist sie wieder an rheumatischen Zufällen unpäßlich. So viel von uns. Von Wien ist nicht sonderlich viel zu sagen. Wenn man, wie man freilich an so vielen Orten thun muß, einmal Verzicht thut, einen eigentlich interessanten Umgang außer seinem Hause zu haben (denn freilich war selbst das Wenige, das ich noch von dieser Art fand, doch nur sehr beschränkt und einseitig) so ließe sich hier recht angenehm leben. Außer den mannigfaltigen Bequemlichkeiten des Lebens, an denen es in einer so großen Stadt natürlich nicht fehlen kann, sind doch eine Menge

[1]) Johann Peter Frank (1745—1821), seit 1795 in Wien, Hofrat, Direktor des Krankenhauses und Professor der praktischen Medizin.

von Hülfsmitteln aller Art, die man an den meisten Orten entbehren muß, und zu denen ich vor allem die beiden öffentlichen und eine Menge Privatbibliotheken, die Gemähldegallerien, u. s. f. rechne. Auch ist es schlechterdings nicht übermäßig theuer. Aber an dem, was eine Stadt einem Reisenden, der sich länger aufhalten will, und nun einmal mit dem leidigen Besehen fertig ist, geben kann, ist Wien äußerst dürftig, und hierin habe ich es mir anders und besser gedacht. Trotz der großen Masse von Menschen ist doch eigentlich kein Leben und keine Bewegung, bloß ein unfruchtbares und uninteressantes Herumtreiben, weder im Einzelnen, noch im Ganzen stößt man auf einen Gegenstand, den man studiren möchte.

Unter den Menschen, die ich bisher sah, hat mich noch am meisten der alte Denis [1]) interessirt. Er hat das für sich, daß er, wie alle ältern Leute, außer seiner eignen Individualität eine ganze Zeit und eine ganze Classe repräsentirt. Sonst ist freilich nicht gar viel mit ihm anzufangen. Lob der frühern Deutschen Literatur, Klage daß das goldne Alter vorüber ist, seit Rabener, Gellert, Schlegel u. s. f. nicht mehr gelesen werden, und eine große, indeß doch gutmüthige Eitelkeit, die man freilich dem Alter wohl verzeiht, ist das, was ewig vorkommt. Dabei hängt er sehr an den Verbindungen, in

---

[1]) Johann Michael Kosmas Peter Denis, gen. Sined der Barde (1729—1800), Jesuit, später Hofrat und Kustos an der k. k. Hofbibliothek in Wien, Dichter und Bibliograph.

denen er mit dem Hof gestanden hat und noch steht, und hat so das vornehme Air, das den sonstigen Französischen Dichtern, und vielleicht noch den Italiänischen eigen ist. Aber dennoch bleibt er mir immer durch große Masse mannigfaltiger Kenntnisse, seine ausgebreitete Belesenheit, und den Antheil, den er doch auch noch an fremden Dingen nimmt, interessant, so wie er durch sein Aeußres eine gewisse unläugbare Liebenswürdigkeit besitzt. — Retzer[1]) ist durchaus null. — Schreivogel[2]) sehe ich äußerst wenig. Er ist hier wie in Jena, leer und unzufrieden. — Dagegen sehe ich einen seiner Bekannten, einen gewissen Bast[3]), der ein sehr guter Grieche ist, oft, und durch ihn kann ich mir einen lebendigen Begriff von dem Cirkel der Alxingerschen Anhänger machen, so wie er bei Alxingers[4]) Leben gewesen ist. Hiernach zu urtheilen, bedaure ich nicht, ihn nicht mehr selbst zu sehen. Wenn auch hie und da Witz mit untergelaufen seyn mag, so ist alles doch ungeheuer niedrig, roh und grob gewesen. — Unstreitig wissen Sie schon, daß der arme Hederich[5]) hier seinen Tod gefunden hat.

---

[1]) Johann Friedrich Freiherr v. Retzer (1755—1824), Dichter und Schriftsteller, seit 1783 Bücherzensor.

[2]) Über Schreyvogel s. oben Nr. 16 vom 1. Oktober 1796.

[3]) Friedrich Jakob Bast (1771—1811), Diplomat und Hellenist, seit 1798 darmstädtischer Legationsrat in Paris, wo ihn Humboldt wiedersah.

[4]) Johann Baptist Alxinger (1755—1797), Sekretär des Hoftheaters in Wien und Dichter.

[5]) Hederich wird schon im Briefe Schillers an Humboldt

Ich erfuhr es erst hier. Er ist zur Zeit des Anrückens der Franzosen Feldchirurgus hier geworden, hat ein Nervenfieber bekommen, und ist zwar davon geheilt worden, hat aber, weil er sich auf einem achtstündigen Spaziergang unmäßig erhitzt hat, einen Rückfall bekommen, an dem er gleich den folgenden Tag gestorben ist.

Als ich Ihnen das letztemal schrieb [1]), hatte ich, glaub' ich, Ihren Brief vom 6ten August [2]) noch nicht bekommen. Er hat mir eine herzliche Freude gemacht, und innigst bin ich Ihnen für das verbunden, was Sie mir über mich [3]) und meine Reise sagen. Wohl ist es außerordentlich wahr, Mangel an Lebendigkeit und vorzüglich an Unabhängigkeit der Phantasie ist leider nur zu sichtbar in mir. Allein im Grunde ist damit auch die Unvollkommenheit

---

vom 29. November 1795 (Leitzmann Nr. 42) als damals in Jena sich aufhaltend erwähnt und von Leitzmann, der einen Schreibfehler annahm (S. 397), irrig auf den Major und Kommandanten von Jena Franz Ludwig Albrecht v. Hendrich gedeutet. Von mehreren in der Jenaer Matrikel vorkommenden Persönlichkeiten dieses Namens ist Friedrich Lebrecht Hederich aus Krautheim, der seit dem Sommersemester 1789 in Jena studierte, der Zeit nach die passendste.

1) Der aus Dresden vom 25. August datierte Brief (Kalender S. 48) ist nicht mehr vorhanden.

2) Der nicht mehr vorhandene Brief ist von Schiller im Kalender S. 47 unter dem 7. August eingetragen, vermutlich also erst an diesem Tage abgegangen.

3) Am gleichen 6. August hatte sich Schiller auch Körner gegenüber eingehend über Humboldts Geisteseigenschaften geäußert, Briefe Bd. V, Nr. 1234.

meines ganzen Wesens, und wie ich aus einer sehr tief eingehenden Erfahrung weiß, das eigentliche Unglück meiner Existenz ausgesprochen. Es ist eigentlich ein doppelter Mangel: die Einbildungskraft ist nicht unabhängig und der Verstand nicht alleinherrschend. Dieser im eigentlichsten Sinn tantalische Zustand quält mich schlechterdings unaufhörlich. Unternehme ich eine Verstandesarbeit, so bin ich im Abstrahiren nicht tief, im Analysiren nicht streng, im Raisonniren überhaupt nicht systematisch und trocken genug; wage ich an etwas Poetisches zu denken, so sind mir die Flügel gelähmt und die Sehnen wie zerschnitten. So lange ich nun bloß lebe, empfange, zurückgebe, genieße und wirke, so geht es ganz gut; vielmehr unterstützt mich diese Zwitterhaftigkeit, ich kann andern eben dadurch manchmal viel seyn, und werde immer mehr im Ganzen, und wirklich auch nicht mit Unrecht scheinen, als ich im Einzelnen bewähren kann. Allein wenn ich daran denke, etwas hervorzubringen, so sehe ich mich in einem wirklich sehr unangenehmen Gedränge. Wo ich zu diesem Endzweck beobachte, verliere ich über der Genauigkeit die Anschaulichkeit und über diese jene, und ebenso geht es da, wo ich das Beobachtete hinstellen will. Zwar bin ich gewiß, daß es eine Manier für mich giebt, und daß dieß die einzige ist, durch die ich je dahin gelangen könnte, in meiner Zeit auch für eine spätere zu zählen — aber ich verzweifle diese mir eigen machen zu können. Ich müßte mein Objekt nemlich nie anders, als

zugleich mit meinem Subjekt, aber doch so darstellen, daß es darin nicht verloren gienge — und darin sitzt eben der Knoten. In allem was ich noch bisher geschrieben habe, habe ich das wirklich gethan, aber so, daß selbst meine Freunde nur kaum alles sahen, und die andern weder lernten, was ich sagen wollte, noch was ich selbst bin. So z. B. giebt es niemanden, der eine größere naturhistorische Treue, eine trocknere Wahrheit suchen kann, als ich bei Beobachtung und Schilderung des Menschen; hat das jemand bei meinen Horenaufsätzen gesehen, und hat er es auch nur sehen können? Eigentlich ist mir kein Unrecht geschehn, wenn man mich schwärmerisch, dunkel, verwirrt genannt, wenn man selbst geglaubt hat, es sey nur ein Haschen nach originell klingenden Phrasen. Die Sache ist nur die, daß ich die Dinge nicht so hinschreiben konnte, wie sie sich in meinem Kopfe gestalteten, und es doch nicht über mich gewinnen konnte, sie anders darzustellen. Auch liegt das nicht bloß im Stil, es liegt vielmehr daran, daß mir noch Grundgedanken fehlen, solche bis auf die ich in allem meinem Denken nur immer komme, die ich aber selbst noch nicht durchschaut habe. Bin ich dieser einmal Meister, oder vielmehr werde ich es je, dann, und nur dann erst kann etwas mit mir werden. Dieß ist es eigentlich, was mich tröstet. Das Talent des Stils, wenn ich auch dahin kommen sollte, manches gut zu schreiben, werde ich nie erlangen; dieß fehlt mir einmal. Ich habe keine

Leichtigkeit, sobald ich schreibe, nicht einmal immer — so wenig das auch vielleicht selbst Sie bemerkten — wenn ich spreche. Schon in Geschäften habe ich das ehmals gefühlt. Immer fand ich Schwierigkeit einer Sache einen Ausdruck, eine Form zu geben, und immer am meisten, je leichter die Sache war. Läge es also recht eigentlich am Stil, so würde ich geradehin verzweiflen. Da aber der Fehler noch in den Sachen ist, so hoffe ich eher. Um auf das zurückzukommen, was Sie berühren, so ist es sehr wichtig, daß ich gerade jetzt mehr und viel zu viel auf die Seite des Begriffs neige, dem Genuß, dem Leben im Augenblick, dem Beschäftigen der Phantasie weniger ergeben bin, als sonst. Was die intellektuelle Seite davon angeht, so hat sich dieß vorzüglich bei meinem Berliner Aufenthalt entwickelt, und mehrere zum Theil zufällige Umstände sind dazu zusammengekommen. Was unter diesen die Hauptsache ausmacht, ist die dringende Begierde, und der feste Vorsatz, der vorzüglich da in mir entstand, etwas außer mir, ein eigentliches Werk, ein Werk für andre hervorzubringen, wollte ich dieß, so mußte ich entweder mich selbst außer mich selbst versetzen, mich außer mir darstellen, oder — konnte ich das nicht — simpel aus mir selbst, freilich mit Zurücklassung meines Besten, auswandern. Daß ich beinah dahin gekommen wäre dieß Letztere zu thun, machte die Entfernung von Ihnen, das Lesen einiger Englischer bloß leichter und klarer Schriftsteller, und zum Theil auch Genz Umgang, der,

so geistreich er auch sonst ist, doch für Werke der Phantasie nicht Empfänglichkeit genug besitzt. Vieles von dieser Umstimmung ist in den Abhandlungen sichtbar, die ich gerade in dieser Zeit machte, und von denen noch eine (die ich Sie auch an sich zu behalten bitte) in Ihren Händen ist. Zwar bin ich mit diesen Arbeiten, wie ich gern gestehe, noch jetzt nicht unzufrieden, was die Darstellung betrift, halte ich sie vielmehr sogar für das Beste, das ich gemacht habe, aber ich kann auch nicht läugnen, daß sie mir oft eine große Trockenheit, Weitschweifigkeit und eine gewisse leere Feierlichkeit, die das Bekannte mit Aufwand vorbringt, verrathen. Stellenweis kommt dann manchmal wieder die ältere, damit wunderbar contrastirende Manier zurück. Jetzt bin ich nun überzeugt, daß ich schlechterdings nichts Bessers thun kann, als Ihrer Ermahnung zu folgen, das Lebendigste in Absicht der Phantasie, und das Tiefste in Absicht auf den Geist in mir rege zu machen, und wenn ich, woran ich jetzt eigentlich nicht denke, dahin komme, etwas selbst auszuarbeiten, doch schlechterdings nicht das Höhere und Bessere der bloßen Klarheit und Bestimmtheit aufzuopfern.

Schade nur ist es, daß gerade das Land, das mir in dieser Hinsicht allein vortheilhaft seyn konnte, mir jetzt verschlossen ist. Denn es ist leider! nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß wir den Plan auf Italien werden aufgeben müssen. Allen Nachrichten nach, deren man doch hier so viele und sichre haben kann, ist schon der Weg dahin, nemlich

der von der Oesterreichischen Gränze bis nach Florenz oder Rom so unsicher, daß es mit einer Familie nicht zu wagen ist ihn zu machen, und noch weniger wäre an eine ruhige Existenz dort zu denken. Sie werden sagen, daß sich dieß voraussehn ließ. Dieß war indeß seit den Friedenspräliminarien doch nicht ganz der Fall, und in jeder Rücksicht ist es immer ein Gewinn, diese Gegenden so gesehn zu haben, daß es nicht nothwendig ist, dahin zurückzukommen. Was würden Sie dazu sagen, wenn wir den 1. 8br. nach Paris gingen? Ganz beschlossen ist es noch nicht, aber es geht uns sehr in Gedanken herum. Hier bleiben wir auf keinen Fall über den 1sten 8br. hinaus.

Unendlich begierig bin ich jetzt, wieder Nachricht von Ihnen zu bekommen. Ihr letzter Brief [1]) hat mich doch über Ihre Gesundheit nicht ganz ruhig gelassen. Geben Sie mir ja bald die Gewißheit, daß die damalige Unpäßlichkeit nicht von Folgen gewesen ist, und dann lassen Sie mich, ehe ich Deutschlands Gränzen verlasse, auch noch Ihr Lied [2])

---

[1]) Vom 7. August (Kalender S. 47), verloren.

[2]) Gemeint ist Schillers nicht zur Ausführung gekommener Hymnus „Deutsche Größe", dessen erhaltene Skizzenblätter Bernhard Suphan im Auftrage der Goethe-Gesellschaft in Nachbildung herausgegeben und „ungefähr auf Frühlings Anfang 1801" datiert hat (Weimar 1902). Im Gegensatz hiezu hatte A. Leitzmann deren Datierung schon 1905 im „Euphorion", Bd. XII, S. 3—25, auf das Jahr 1797 angesetzt. Die obige Stelle unseres Briefes

vernehmen, nach dem Sie mir eine so große Erwartung erregt haben. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich danach sehne. Es ist eine Gattung, die Ihnen unnachahmlich gelingen muß, und die ich vorzugsweise liebe.

Ich selbst habe weder in Dresden noch bisher hier etwas gemacht, das irgend von Bedeutung wäre. Nur seit ein Paar Tagen ist es mir gelungen, wieder mit Glück am Agamemnon zu arbeiten. Ihn hier zu beendigen, kann ich nicht hoffen, indeß käme ich doch sehr gern um ein gutes Stück weiter. Auch den Chor für die Horen[1]) habe ich nicht vergessen, nur bin ich bis jetzt noch immer nicht dazu gekommen.

Haben Sie das Lycäum gesehn, es soll ja ein Aufsatz über Forster von Schlegel drin seyn[2]), der mir außerordentlich gelobt wird. Einen ähnlichen soll er über Garve im Manuscript fertig haben, in dem er den armen Mann als das Muster der Mittelmäßigkeit darstellt[3]), und auf ähnliche Weise

---

bildet eine glänzende Bestätigung der scharfsinnigen Kombination Leitzmanns; vgl. hiezu dessen eigene Feststellung im „Euphorion“, Bd. XVII (Leipzig und Wien), S. 605 f.

[1]) Dieser Plan ist sonst nicht nachzuweisen.

[2]) „Georg Forster, Fragment einer Karakteristik der deutschen Klassiker“, von Friedrich Schlegel, im „Lyceum der schönen Künste“, Ersten Bandes erster Theil, S. 32—78. Berlin 1797.

[3]) Dieser Aufsatz ist Manuskript geblieben, da Schlegel ihn durch Schleiermachers Aufsatz im „Athenaeum“, Bd. III (Berlin 1800), S. 129—139 weit übertroffen fühlte.

will er alle Deutsche Classiker bearbeiten. Wie glücklich ist jetzt der, den er zu diesen nicht zählt. — Diese Notizen sind mir von Berlin gekommen.

Göthe ist, wie ich aus der dritten Hand durch Gerning [1]) höre, der itzt hier ist, in Zürich und bleibt noch 4 Wochen dort. Ich werde ihm dorthin schreiben [2]). Sein Herrmann soll jetzt, wie ich höre, fertig gedruckt seyn. Ich habe erst bis zum 8ten Bogen.

Leben Sie nun wohl, lieber theurer Freund! Die Li umarmt Sie und Lolo herzlich mit mir, und mein Bruder grüßt Sie freundschaftlichst und wünscht Ihnen viel Geduld beim Durchblättern seines Buchs [3]). Von Herzen adieu! Ihr

Humboldt.

23. 1797 Oktober 24.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 15. September, Kalender S. 49; am 30. Oktober bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 52.

München, 24.ften 8br. 97.

Verzeihen Sie mir ja, mein theurer Freund, daß ich Ihnen in so unendlich langer Zeit nicht geschrieben habe; allein ehe ich nicht an den Ort

---

[1]) Johann Isaak Freiherr v. Gerning (1767 – 1837) in Frankfurt a. M., später homburgischer und darmstädtischer Geheimer Rat, 1818 homburgischer Gesandter in London.

[2]) Humboldt schrieb schon am folgenden Tage (5. September) an Goethe (praes. Zürich 21. Sept.), Bratranek S. 41—43.

[3]) Vgl. oben im Brief Nr. 18 vom 25. Juni 1797.

unsrer Bestimmung komme, darf ich nicht darauf rechnen, ordentliche Muße zum Schreiben zu finden. Solange muß ich mich schon begnügen, Ihnen nur dann und wann ein Zeichen des Lebens und einige zerstreute Nachrichten zu geben. Dieser Ort unsrer Bestimmung ist fürs Erste noch immer Paris. Es sind freilich genug Umstände, die uns die Ruhe in Paris gleichfalls verdächtig machen. Allein kein einziger, der wichtig genug schiene, den Plan darnach abändern zu müssen. In Basel werden wir im Stande seyn, gewissere Nachrichten einzuziehen, und dort wird also unser letzter Entschluß gefaßt werden. Sollten wir verhindert seyn, nach Frankreich zu gehen, so bleiben wir den Winter, aller Wahrscheinlichkeit nach in der Schweiz, vermuthlich in Zürich.

So wenig erfreulich die Nachrichten waren, die ich Ihnen über unsre Gesundheit aus Wien geben mußte, so gute kann ich Ihnen jetzt mittheilen. Die Li hat sich in den letzten Wochen unsres Wiener Aufenthalts und während unsrer vierzehntägigen Reise hieher überaus gut befunden, und ist von allen ihren gewöhnlichen Anfällen vollkommen frei gewesen, und ebenso ist es auch mit dem kleinen Jungen [1]) gegangen. Die älteren Kinder und ich sind natürlich ohne allen Anstoß geblieben.

---

[1]) Theodor, geboren am 19. Januar 1797 in Jena, gestorben am 26. Juli 1871 in Berlin, Erbherr auf Ottmachau, vermählt mit Mathilde v. Heineken.

Unsre Reise bis hierher ist mehr unterhaltend, als interessant gewesen. Wir haben in jeder beträchtlichern Stadt einen kleinen Aufenthalt gemacht, sind hie und da um einige schöne Gegenden zu sehen von der Straße abgewichen, und von Stunde zu Stunde so beschäftigt und den Abend so ermüdet gewesen, daß Sie nur darin, mein Theurer, die Ursach meines langen Stillschweigens suchen müssen. Etwas Einzelnes, etwa ein Gemählde oder ein andres Kunstwerk ausgenommen, bei einer so schnellen Reise genau zu erforschen, gar mehr in das Weniger vor Augen liegende zu dringen, daran ist natürlich nicht zu denken. Allein es ist schon, vorzüglich für mich ein Gewinn, eine solche Menge verschiedner Gegenstände durch seine Phantasie gehen zu lassen, und oft auch Eindrücke zu empfangen, die einem bis dahin noch durchaus neu waren. So habe ich ein Paar sehr interessante Stunden in einem Salzbergwerke bei Berchtolsgaden[1]) zugebracht. Es ist dieß der bequemste Bergbau, den ein Reisender besuchen kann. Man geht trocknen und geraden Fußes in die Gänge hinein, steigt inwendig nur einige bequeme Treppen, und kann sich, wie die Li wirklich that, sogar auf einem kleinen Wagen von Bergleuten ziehen lassen. Sie würden recht gelacht haben, wenn Sie unsern unterirrdischen Zug gesehn hätten. Es sah einer unterirrdischen Cärimonie bei irgend einer griechischen Geheimnißfeier ähnlich.

---

[1]) Berchtesgaden.

Wir alle mit weißen Hemden über unsrer Kleidung, jeder eine Kerze in der Hand, und die Li in gleichem Talar und auch mit einer Kerze versehn, auf ihrem rothüberzogenen Wagen, und dieß alles in den engen Gängen, deren Wände von den Krystallen des Salzes hie und da in tausend verschiednen Lichtern schimmern. Dieser Anblick des Gesteins ist in der That sehr schön. Man haut nicht bloß Gänge, sondern ganze große Hallen, von mehrern hundert Schritten im Umkreis und 15 bis 20 Fuß Höhe in den Berg, läßt dann Wasser hinein, und aus diesem sich darin mit Salz schwängernden Wasser wird dann das Salz gekocht. Der Salzstein ist mit dünnen Streifen braunen oder rothen Thons durchzogen, und so macht er mannigfaltig gekrümmte Banden und Linien, oft wie der schönste Achat. An andern Stellen schimmert er wieder mehr in kleinen körnigten Kristallen, und an andern endlich macht er dem andern schwarzen Gestein Platz, so daß der Anblick immer wechselt. Der Director des Salzwerks hatte uns einige Hallen mit Kerzen ausstecken lassen und diese unterirrdische Illumination, die die Größe der Halle, in der man stand, mehr ahnden ließ, als zeigte, that eine sehr gute Wirkung. Einzig aber war das Schauspiel für uns, das er uns dadurch gab, daß er vor unsern Augen einige Schüsse thun ließ, den Felsen zu sprengen. Es war in einer weiten Höle, wo unten die Schüsse angebracht wurden, und wir oben so saßen, daß wir den Platz wie von einem Amphitheater übersahen. Von unten zu uns hin gingen

ein Paar Treppen hinauf. Schon anfangs war es sehr pittoresk das Arbeiten der Bergleute mit ihren kleinen Lampen zu sehen. Als aber die Schüsse gesetzt waren, wurden alle Lichter ausgelöscht und es war nun vollkommne Stille und Finsterniß. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mahlerisch schön es sich dann ausnahm, so oft ein Schuß losging, erst das Pulver wie eine Fontaine sprudelnd brannte, und dann der Fels mit einem schrecklichen Krachen sprang, und die einzelnen Stücke prasselnd herunterstürzten. Das Hin und Herlaufen der Bergleute, ihre Erwartung und ihre Geschäftigkeit, was man alles nur momentweise sah, solange das Pulver entzündet war, belebte die Scene, und machte das Ganze ordentlich einem Schauspiel ähnlich. — In eben dieser Gegend sahen und befuhren wir auch einen überaus schönen See, den sogenannten Königssee. Er ist ganz mit Gebirgen umgeben, von denen die meisten jetzt schon tief hinunter Schnee haben, und welche dem Wasser die schönsten und mannigfaltigsten Ufer geben, die ich lange gesehn habe. Eine ähnliche gleichschöne Gegend hatten wir schon kurz vorher noch im Oesterreichischen besucht. Die Lage von Salzburg, in dessen Nachbarschaft alle diese Gegenden sind, ist überhaupt außerordentlich schön. Mein Bruder, der dort den Winter mit Haeftens[1]) zuzubringen denkt, wird dort ein prächtiges Frühjahr genießen.

---

[1]) Reinhard v. Haeften (1773—1803), aus dem clevischen Zweig des uralten geldrischen Rittergeschlechts der

Von Menschen ist mir nichts nur irgend Merkwürdiges aufgestoßen. Im Ganzen hat die Bairische Nation einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Ihre starke, kraftvolle Bildung und ihre ofne, und bedeutende Physiognomie muß jeden, vorzüglich den, der eben von Wien kommt, sehr frappiren. Dazu kommt noch das schöne Ansehn des Bairischen Militairs, das äußerst gut gehalten und besser angezogen ist, als ich irgend eins je sah. Mir haben auch einige Theaterstücke, Agnes Bernauerin [1]), Otto von Wittelsbach [2]) u. s. f., die ich als Kind sehr liebte, und für die ich noch einige Schwachheit habe, eine günstige Meynung für Baiern eingeflößt, die noch immer jetzt mit im Spiele seyn mag. Alles Politische, Religiöse und selbst Moralische ist sonst freilich hier erstaunlich zurück.

v. Chastillon gen. de Cocq stammend, Leutnant im Infanterieregiment Grevenitz Nr. 57, und seine Schwester waren mit Alexander v. Humboldt aus dessen Bayreuther Zeit intim befreundet, vgl. K. Bruhns, „Alexander von Humboldt", Bd. I (Leipzig 1872), S. 166 f. In der von A. Fahne „Geschichte der Kölnischen, Jülichschen und Bergischen Geschlechter", Th. II (Köln und Bonn 1853), S. 221 aus dem Archiv des holländischen hohen Rats vom Adel mitgeteilten Stammtafel heißt er übrigens nicht Reinhard, sondern Bernhard Samuel Christian. Die gelegentlich anzutreffende Schreibung des Namens „Hanften" beruht lediglich auf einem Lesefehler.

[1]) Vaterländisches Trauerspiel von Joseph August Graf v. Törring-Cronsfeld (1753—1826), München 1780.

[2]) Schauspiel von Joseph Marius Babo (1756—1822), München 1782.

Hier in München bin ich während der vier Tage meines Aufenthalts viel mit dem Kriegsminister, dem Grafen Rumford [1]), einem gebohrnen Amerikaner umgegangen, der ein merkwürdiger Mann ist, und dessen Einrichtungen, die vorzüglich in Armen und Fabrikanstalten bestehen, auch Ihre Aufmerksamkeit gereizt haben würden. Sein ganzes Bestreben geht eigentlich immer dahin irgend einen Zweck mit dem geringsten Aufwand von Mitteln zu bewirken, und hierin ist er in der That einzig. So speist er 1200 Arme täglich mit einer Suppe [2]), die, wie ich selbst kostete, sehr gut ist, und für diese ganze Anzahl Menschen, wenn man alle mögliche Kosten, Lohn der Mägde, Reparatur der Küche u. s. f. rechnet, doch täglich nicht mehr als 1 Pfund Sterling, 7 Schilling kostet. Gekocht wird diese Suppe mit 12 Kreuzer Holz täglich.

Sie sehen, mein lieber Freund, daß ich Sie mit Allerlei unterhalte, wenn es anders eine Unterhaltung zu nennen ist. Aber wenn ich nicht schreibe, was mir gerade zuerst in die Feder kommt, so weiß ich schon im Voraus, komme ich ganz und gar

---

1) Benjamin Thompson Graf Rumford (1753—1814), der Gründer des Englischen Gartens in München, lebte später in England und zuletzt in Frankreich.

2) Die berühmte Rumfordsche Suppe; vgl. über sie Rumfords Essays, political, economical, and philosophical, 3. ed., vol. I (London 1797), S. 189 ff.; übersetzt in seinen „Kleinen Schriften politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts", Bd. I (Weimar 1797), S. 245 ff.

nicht dazu. Sie müssen mir also bis ich irgendwo — seys in Paris oder in der Schweiz — fixirt bin, schon verzeihen. Auf dieß Fixirt-seyn freue ich mich sehr, soviel Unterhaltung mir auch die Reise gewährt. Ich habe große Lust zu arbeiten, und mancherlei Plane. Komm ich nach Frankreich, so hoff ich besonders thätig zu seyn, meinen Aufenthalt dort für meine wissenschaftlichen Endzwecke zu benutzen.

Wie geht es Ihnen, mein lieber theurer Freund? Wie begierig bin ich das zu hören, wieviel gäbe ich darum, einmal einen Tag bei Ihnen zu seyn. Wie innig werde ich mich einmal dieser Rückkunft freuen. Schreiben Sie mir doch auf alle Fälle nach Basel, abzugeben in der Deckerschen Buchhandlung. Ich verlasse Basel schwerlich vor dem 9, 10ten 9br. und trift Ihr Brief auch später ein, so wird er mir nachgeschickt.

Von Göthe höre ich schlechterdings nichts. Ich hatte ihm von Wien aus nach Zürich geschrieben[1]), aber er hat mir nicht geantwortet. Ich habe die Hofnung, ihm noch in der Schweiz zu begegnen, beinah aufgegeben.

Leben Sie herzlich wohl! Die Li grüßt Sie und Lolo. Ihr Humboldt.

Schicken Sie uns doch den Musenalmanach nach Basel.

---

[1]) Am 5. September (praes. Zürich 21. Sept.), vgl. die vorletzte Note zum Brief Nr. 22. Schiller teilte am

24. 1797 Dezember 7.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 30. Oktober, mit dem er den Musen-Almanach für 1798 übersandt hatte, Kalender S. 52; am 11. Dezember abgegangen und am 28. Dezember bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 55.

Paris, 7. Xbr. 97. nr. 1[1]).

Endlich, mein theurer Freund, sitze ich zum erstenmale nach langem Umtreiben wieder allein in einer eignen Stube, an meinem eignen Caminfeuer und dieser erste Moment häuslicher Behaglichkeit sei Ihnen geweiht! Schon so lange sehnte ich mich, mich wieder in nähere Verbindung mit Ihnen und Göthe zu setzen, aber ich war der flüchtigen und abgebrochnen Zeilen überdrüssig, ich wollte erst dann wieder anfangen, wenn ich ruhig schreiben und sicher fortfahren könnte, nun aber können Sie auch gewiß auf ein richtiges Erscheinen meiner Briefe rechnen. Nach der Entfernung, in der wir jetzt leben, scheint mir ein Zwischenraum von vier Wochen so gerade recht zwischen zwei Briefen, und dieß ist also die *längste* Pause, die Sie nun erwarten dürfen. Eine längere, darauf können Sie sicher rechnen, wäre Schuld der Post, nicht die meinige.

---

30. Oktober, an dem er den vorliegenden Brief Humboldts empfing (Kalender S. 52), Goethe einiges aus diesem mit, Briefe Bd. V, Nr. 1269.

[1]) Humboldt begann in Paris wieder seine Briefe an Schiller zu numerieren, setzte dies indes nur bis zu seiner Nummer 7 (richtiger 8) vom 12. Juli 1798 fort. Erst in Italien 1802 begann er dann wieder eine neue, dritte Nummernreihe.

Die Existenz, die wir hier in unsrer Wohnung gefunden haben, ist so ruhig und still, daß ich manchmal Mühe haben werde mich zu überzeugen, daß ich in Paris bin. Wenn Sie einen Plan von Paris bei der Hand haben (ich weiß, daß Sie es lieben, die Localitäten zu kennen) so suchen Sie Sich im faubourg St. Germain die rue de Verneuil auf, und in dieser gerade der rue St. Marie gegenüber liegt unser Haus. Es ist dieß ein ruhigeres, luftigeres und gesünderes Quartier als die entgegengesetzte Seite der Seine und doch sind wir im Grunde selbst von den besten Schauspielen nicht allzuweit (für Paris nemlich) entfernt. Unsre Wohnstuben gehen hinten auf freie Höfe hinaus, und so können wir uns vollkommen reiner Luft und hellen Lichtes erfreuen. Wir haben zugleich Gelegenheit im Hause selbst kochen zu lassen, und so sind wir beinah wie in Jena (nur freilich unendlich isolirt in der ungeheuren Stadt) eingerichtet. Ich erwähne dieser Dinge mit Fleiß, da sie auf meine Stimmung einen mächtigen Einfluß ausüben. Ich muß das Gefühl haben, fest und häuslich établirt zu seyn, wenn mir irgend eine Thätigkeit gelingen soll. Mit unsrer Gesundheit ist es auf der Reise sehr gut gegangen; seit mehreren Jahren hat sich die gute Li, die Sie beide herzlich umarmt, nicht so wohl befunden. Hier geht es weniger gut. Sie hat [sich] seit mehr als 8 Tagen schon an rheumatischen Uebeln, woran aber vielleicht nur unser erstes Absteigequartier und die Kamine Schuld waren, übel

befunden. Jetzt geht es schon besser, und ich habe eine recht frohe Aussicht für den Winter. Fällt ja etwas vor, so haben wir an dem Doktor Grapengießer[1]), den Sie ja wohl einmal in Jena sahen, und der jetzt hier ist, einen eifrigen und kenntnißvollen Arzt.

Eigentlich sind wir schon sehr lange hier. Schon den 18ten 9br. kamen wir hier an. Aber diese drei Wochen verliefen so schnell mit dem Suchen des Quartiers und den ersten Einrichtungen, daß wir darin nur wenig zu uns selber kamen. Der letzte Theil unsrer Reise war nicht mehr sehr angenehm, unglücklicherweise gerade der durch die Schweitz nicht. Wir hatten meist schlechtes Wetter, und kaum gelang es uns noch einige schöne Tage zu benutzen. Diese gewährten indeß auch vorzüglich der Li, der dieser Anblick ganz neu war, ein großes Vergnügen, vor allem die schöne Alpenkette bei Zürich. Göthen trafen wir leider nicht mehr, allein die Spuren seines Andenkens erheiterten uns einen sonst sehr verdrießlichen Tag. Wir fuhren bei ganz dunklem fatalen Wetter von Rapperswyl, am Ende des Zürcher Sees, nach Zürich und aßen den Mittag

[1]) Karl Johann Christian Grapengießer aus Mecklenburg (1773—1813), später konsultierender Arzt König Friedrich Wilhelms III., 1813 Chefarzt eines Kriegslazaretts und als solcher am Typhus gestorben. Am 8. Mai 1796 hatte Humboldt ihn, der im Begriff sei, eine Reise nach Italien, Frankreich und England zu machen, an Goethe empfohlen. Goethe-Jahrbuch Bd. VIII, S. 65. Frankfurt a. M. 1887.

in einem Dorfe am See. Ganz ohne daß wir es ahndeten entdeckte es sich da, daß der Wirth ein Onkel von Meyer sey und daß Göthe dort mehrere Wochen gewohnt habe[1]). Wir besuchten seine Stube, den Altan, von dem er eine herrliche Aussicht genossen haben muß, erkundigten uns viel nach seinem Thun und Befinden, und aus den Reden des sehr verständigen Wirthes glaubten wir schon da das Daseyn einer neuen Arbeit zu bemerken, die Sie uns nun im Tell verkündigen[2]). Nur um 8 Tage haben wir uns verfehlt, und hätte er mir auf meinen Brief von Wien aus[3]) geantwortet, so hätte ich mich sicherlich so einrichten können, ihn noch zu finden. — Am Rheinfall, an dem wir lange verweilten, habe auch ich gar sehr Ihres Tauchers gedacht. Wohl ist er von Punkt zu Punkt wahr, und ich habe bewundert, wie Ihnen

---

[1]) Johann Heinrich Meyer (1760—1832), Hofrat und Direktor der Zeichenschule in Weimar; er war am 20. September auf der Rückkehr aus Italien in Zürich mit Goethe zusammengetroffen; das Dorf am See, wo sie wohnten, war Stäfa.

[2]) Am 14. Oktober 1797 hatte Goethe Schiller geschrieben, ein poetischer Stoff habe sich hervorgetan, der ihm viel Vertrauen einflöße; er sei fast überzeugt, die Fabel vom Tell werde sich episch behandeln lassen, Briefe Bd. XII, Nr. 3663. Schiller fand in seiner Antwort vom 30. Oktober die Idee sehr glücklich und verbreitete sich weiter darüber, Briefe Bd. V, Nr. 1269.

[3]) Humboldts mehrfach erwähnter Brief vom 5. September.

diese Schilderung, ohne alle intuitive Kenntniß gelungen ist. — Die Reise durch Frankreich hieher war nicht weiter interessant. Der Weg von Basel bis hier berührt keinen einzigen wichtigen Ort, und keine einzige schöne Gegend; indeß ist es ein fruchtbares, sehr gut bebautes Land, und dieß und die Kultur und Humanität der Bewohner — an die man bei uns nicht gewöhnt ist — macht einem den Weg dennoch angenehm. — Bei dem hiesigen Aufenthalt ist schlechterdings auf keinen Fall etwas zu besorgen. Nicht allein, daß jetzt hier eine vollkommne Ruhe herrscht, so ist auch mit Sicherheit abzusehn, daß dieser Zustand nun daurend seyn wird, und auf jeden Fall hat der Fremde, der nicht die Unklugheit begeht, sich in Händel zu mischen, die ihn nichts angehn, auf keine Weise etwas zu besorgen. Wer, wie ich, so harmlose Dinge als alte Literatur und ästhetische Grillen treibt, kann überall ruhig seyn, vorzüglich aber jetzt hier, wo die Polizei außerordentlich gut, und doch weder durch Formalitäten, noch durch Aufsicht lästig ist, wo Fremde mit der ausgezeichnetesten Humanität behandelt werden, und wo wirklich ein lebendiges und wahres Interesse für Wissenschaft und Gelehrsamkeit herrscht.

Ich gestehe es gern, daß Paris einen unendlich vortheilhaften Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich mir außerordentlich darin gefalle, und daß ich gewiß bei meiner Abreise ungern aus einer Welt scheiden werde, die ein so buntes Gemisch verschieden-

artiger Elemente, soviel Stoff für das mannigfaltigste Interesse in sich enthält. Besonders in dem jetzigen Augenblick findet man hier vereinigt, was man sonst nirgends antrift, und für mich zählt schon bloß die Menge der Menschen, aus den verschiedensten Gegenden, die Zusammenkunft mannigfaltiger Talente in der Gesellschaft und die rege Bewegung in welcher dieß alles in und durch einander wirkt. Sollten Sie darin vielleicht ein zu einseitiges Interesse des Verstandes finden, so müßten Sie einmal auf einer der SeineBrücken oder in den Tuilerien stehen, um durch den Anblick dieser Schönheit der Stadt auf einmal auch Ihre Phantasie begeistert zu fühlen. Ich habe in der That nie einen Punkt gesehen, der soviel Größe, Pracht und Schönheit auf einmal in sich vereint. Denken Sie Sich nur den beträchtlich breiten Fluß, den das Auge auf der einen Seite, so weit es nur trägt, verfolgen kann, über den Fluß drei wirklich schöne und kühne Brücken, an dem einen Ufer der prächtige Quais mit den weiten großen Gebäuden, den reichen Läden und Ausstellungen aller Art, auf der andern vorzüglich das Louvre in seiner Größe und Einfachheit, dann die Thuilerien mit ihrem prächtigen Eingangsplatz, den schönen Terrassen, vielen Statuen, hinter den Thuilerien der große Revolutionsplatz, hinter diesem die Elisäischen Felder und nur Wald und Garten soweit man sehn kann; denken Sie zu diesem Local die Menge der Menschen, den ewigen Wechsel

der Scene; und ohne noch der Erinnerungen zu erwähnen, die sich bei diesen Orten, diesen Namen von selbst herbeidrängen, frage ich Sie ob leicht irgend eine Ansicht in einer andern Stadt die Einbildungskraft so zu begeistern im Stande ist? Vorzüglich liegt das Eigne dieses Effects und der Charakter dieser Ansicht darin, daß auf der einen Seite alles Gewühl, alles Widrige und Gehässige einer unermeßlichen Stadt, auf der andern die freie Natur ist, und daß sich die Stadt nach und nach für das Auge in die letztere verliert. Jenseits des pont neuf nach dem pont St. Michel zu sieht man nichts als schmale, schlechte, hohe Häuser mit ungeheuren Feuermauern, kleinen und vielen Fenstern, enge dichtgedrängte Gassen, gothische Bauart, nach und nach an den Quais werden die Gebäude schöner und größer, die Straßen weiter, bis am Ende das Auge, wenn es den Fluß verfolgt, auf den freien Horizont und die schönen Wälder jener großen Spaziergänge trift. Unwiderstehlich wird der Blick durch das Interesse, das eine solche Menschenmasse immer mit sich führt, in die Mitte der Stadt hingerissen, und wiederum so gern und willig rettet er sich in die freie und liebliche Natur. Ich habe oft gesagt, daß wenn mir Paris je misfallen sollte, ein Spaziergang auf den Terrassen der Tuilerien mich gewiß wieder damit aussöhnen würde.

Von Sachen habe ich hier noch nicht sehr viel gesehen; einige Schauspiele, das Museum und eine Sammlung französischer Alterthümer, wie man es

nennen könnte, ausgenommen, eine Sammlung nemlich der Statuen und Denkmäler, die man in verschiednen Epochen der Revolution aus den Schlössern, Kirchen, Gewölben u. s. f. weggenommen hat, und nun zusammenstellt und chronologisch ordnet. Das Museum wird vorzüglich alle Gemählde enthalten, deren nun ein so reicher Schatz hier zusammengekommen ist. Ob die Statuen auch darin aufgestellt werden sollen? weiß ich nicht. Auf alle Fälle wäre, nicht wegen der Kleinheit des Saals (denn er ist immense) aber wegen der Menge der Sachen, nur für wenige Raum. Es ist eine ungeheuer lange Gallerie im alten Louvre, in der man jetzt beschäftigt ist, die Gemählde zu ordnen und aufzustellen. Man ist sehr eifrig damit beschäftigt und täglich wird darin gearbeitet. Dieß macht, daß man gleichsam einer neuen Schöpfung zusieht, und sehr häufig neue Dinge entdeckt, die vorher noch verborgen standen. Es sind göttliche Raphaels und vorzüglich auch Rubens da. Doch habe ich es noch zu wenig studiren können, um Ihnen etwas Ausführliches darüber zu sagen.

Auch in den Schauspielen war ich bis jetzt nur wenig. Von diesen müssen Sie Sich nur in gewisser Art viel vorstellen. Das Hervorstechendste ist hier nach Aller Geständniß der Tanz in der Oper. Es giebt vorzüglich zwei Ballets, Psyché, und Telemach, von denen jedermann bezaubert ist[1]).

---

[1]) „Psyché. Ballet-pantomime en 3 actes". Von P.-G. Gardel, Musik von E.-L. Miller. Wurde vom 14. De-

Die Li sah bald nach unsrer Ankunft Psyche und war entzückt davon. Jetzt da ich in Ruhe bin, sehe ich recht bald eins oder beide und dann verspreche ich Ihnen eine detaillirte Schilderung davon. Von der Musik kann ich Ihnen nichts sagen. Soviel höre ich, daß der Gesang sehr schlecht seyn soll. Was ich bis jetzt vorzüglich sah, ist die ernsthafte Comödie, und diese ist nun im höchsten Grade — französisch, aber in dieser Gattung auf einem Theater hier sehr gut. Fast alle Stücke, die man giebt, Farcen ausgenommen, sind fortwährende Moralen in Alexandrinern; diese finden bei dem Publicum einen unbegreiflichen Beifall, und werden von den Schauspielern am besten gespielt, so gut in der That, als es nur irgend möglich ist. Wie diese trockne Art zu moralisiren, bei der kein Gedanke neu, selten nur der Ausdruck kraftvoll, und höchstens obgleich dieß fast immer der Vers gut gearbeitet und durch einen gewissen Kontrast auf Effect berechnet ist, so großen Beifall erlangen kann, ist mir immer ein Räthsel. Es bestätigt mir aber immer mehr, daß im Französischen Nationalcharakter der Verstand die Hauptrolle spielt. Dieß zeigt sich auch in den

zember 1790 bis zum 10. April 1829 nicht weniger als 1161 mal aufgeführt. — „Télémaque dans l'île de Calypso. Ballet héroïque en 3 actes". Von Gardel, Musik von Miller. Wurde vom 23. Februar 1790 bis zum 30. August 1826 im ganzen 416 mal aufgeführt. Vgl. Th. de Lajarte, „Bibliothèque musicale du théâtre de l'Opéra, catalogue historique, chronologique, anecdotique", tome 1, S. 366 f. u. 369. Paris 1878.

Schauspielern. Alle passionirte Stellen mislingen ihnen, wenigstens unserm Gefühl nach, dagegen declamiren sie alle raisonnirenden und vorzüglich die im Ton der strafenden Satire sehr gut. Indeß hängt dieser Geschmack des Publicums noch mit andern Seiten zusammen. Vieles davon ist Vorurtheil und alte Regel, die Komödie muß einmal moralisch seyn; dann aber scheint es mir auch wieder ein Nationalzug zu seyn, daß, wenn sie einmal aus dem Gesuchten, Conventionellen, Heroischen ins Natürliche übergehn wollen, sie ins Moralische und nicht gerade in die geistvollste Moralität verfallen. Sollte Ihnen dieß nie bei der Lectüre von Diderot aufgefallen seyn? Aus seiner Abhandlung über das Theater, die ich in Wien erst las, habe ich mir darüber merkwürdige Stellen aufgezeichnet[1]). Freilich mag nun auch in einer Stadt wie die hiesige, oft der Fall vorkommen, daß der Zuschauer in der Erinnerung der Geschichte seines Tags bei sich oder seiner Familie, es gern sieht, daß der Dichter ihm so in den Busen greift, und so mag sein Beifall zwar ziemlich materiell, aber immer ehrlich genug seyn. — Nichts wird wahrscheinlich mich von der ganzen Französischen Bühne so sehr für sich gewinnen, als das, was mir auch ihr im höchsten

[1]) Diderots Abhandlung „De la poésie dramatique“ erschien zuerst in seinen „Oeuvres de théâtre“, 2 vol., Amsterdam (Paris) 1759; in der von J. Assézat besorgten kritischen Ausgabe seiner „Oeuvres complètes“ findet sie sich im tome VII (Paris 1875), S. 299—394.

Grade eigen scheint, die kleinen Stücke, die nichts als aneinandergereihte Conversationsscenen sind. Von dieser Art sah ich neulich eins, das mich unglaublich amüsirte. Hier sind Dichter, Schauspieler und Zuschauer alle durchaus an ihrem Platz, und so ist es natürlich, daß auch alles gelingt. — Das eigentliche TragödienTheater (théatre de la rue de Louvois) ist seit dem 18. fructidor geschlossen, weil die Direction auf der Bühne Aristokratische Grundsätze gezeigt hat[1]. Dieß hat eigentlich die besten

[1] Das von Alexandre-Théodore Brongniart in der rue de Louvois No. 8 erbaute Theater, das nacheinander théâtre des amis de la patrie, théâtre d'émulation, théâtre français de la rue de Louvois und seit 1805 théâtre de l'Impératrice genannt wurde, war am 1. Juli 1793 eröffnet worden. Seine von Humboldt erwähnte Schließung am 18. Fructidor (4. September) 1797 erfolgte auf Grund der Verordnung des Directoire exécutif vom 25. Pluviose an IV (14. Februar 1796), nach welcher solche Theater geschlossen werden sollten, „sur lesquels seraient représentées des pièces tendant à dépraver l'esprit public et à réveiller la honteuse superstition de la royauté“ (!), im Bulletin des lois de la république française, an IV, No. 178. Am 17. Floréal an IX (7. Mai 1801) wurde das inzwischen nach den Plänen von Peyre und Clément umgebaute Haus wieder geöffnet, am 12. Juni 1808 aber, als das théâtre de l'Impératrice nach dem Odéon übersiedelte, neuerlich geschlossen. Als dann das Gebäude der Opéra in der rue de Richelieu infolge der am 13. Februar 1820 daselbst stattgefundenen Ermordung des Herzogs von Berry abgerissen wurde, fand die Opéra bis zu der am 16. August 1821 erfolgten Eröffnung ihres neuen Hauses in der rue Le Peletier Unterkunft im théâtre Louvois; schließlich diente

Schauspieler besessen. Diese werden gewiß anderswo wieder sich vereinigen, allein dieß kann bei der allgemeinen Eifersucht dieser Menschenklasse gegeneinander ziemlich lang noch dauern. Jetzt giebt man nur auf schlechten Theatern Tragödien. Ein neues Stück eines gewissen Le Merciers[1]) (nicht des bekannten Mercier[2]) Agamemnon hat großes Glück gemacht, doch unverdienterweise, wie man sagt. — Von Ihnen hört man hier nicht selten sprechen. Ihre Räuber sind in einen Robert, chef des brigands[3]) umgeformt, der zu einer gewissen

---

dieses der Opéra als Dekorationsmagazin. Vgl. J.-A. Dulaure, „Histoire physique, civile et morale de Paris", 7. éd., tome IV (Paris 1839), S. 143 f.; Pierre Larousse, „Grand dictionnaire universel du XIXe siècle", tome XV (Paris 1876), S. 61; Arthur Pougin, „Dictionnaire historique et pittoresque du théâtre" (Paris 1885), S. 546—549, 558 und 717.

[1]) Louis-Jean-Népomucène Le Mercier (1771—1840), Mitglied des Instituts. Die Uraufführung seines „Agamemnon, tragédie en 5 actes et en vers", erfolgte am 24. April 1797.

[2]) Louis-Sébastien Mercier (1740—1814), Mitglied des Instituts.

[3]) Jean-Henri-Ferdinand La Martelière, eigentlich Schwindenhammer (1761—1830), vollendete 1786 seine Bearbeitung der „Räuber", die 1792 unter dem Titel „Robert et Maurice ou les brigands" aufgeführt wurde. Im Jahre 1793 erschien das Werk im Druck unter dem Titel „Robert, chef de brigands" und im gleichen Jahre die von ihm gedichtete Fortsetzung „Le tribunal redoutable ou la suite de Robert, chef de brigands". Im Jahre 1799 ließ er eine Übersetzung weiterer Dramen Schillers als „Théâtre de Schiller" erscheinen.

nicht guten Zeit der Revolution viel Glück gemacht hat. Mir ist diese Misgeburt (denn dazu ist es gewiß geworden) noch nicht zu Gesichte gekommen. Haben Sie damals das Unglück gehabt wild und roh behandelt zu werden, so droht Ihnen nun eine vielleicht noch schlimmere Gefahr in eine recht eigentlich französische Tragödie in Alexandrinern und selon toutes les regles umgeschaffen zu werden. Ein junger Dichter, Jolly, hat sich Ihren Karlos von einem Deutschen meiner Bekanntschaft übersetzen lassen, und ist nun daran, darnach ein Stück zu machen. Er hat den guten Vorsatz nicht eher anzufangen, als bis er mit dem Plane ganz in Richtigkeit gekommen ist, und will mir die Ehre anthun, diesen Plan meiner Prüfung zu unterwerfen. Er ist ein angenehmer Mensch im Umgang, ein guter und heitrer Kopf, und besitzt das Talent recht gute und glückliche Verse zu machen. Aber zur Tragödie fehlen ihm offenbar die Kräfte. Indeß hat er schon eine Tragödie gemacht, die ich aber noch nicht sah[1]). Bis jetzt hat er mir bloß ein Manuscript einer ziemlich matten Uebersetzung von Gesners erstem Schiffer mitgetheilt. — Ihr Plan zu einem Theaterkalender[2]) gefällt mir sehr wohl Er existirt bis

[1]) Joseph Joly (1772—1840), père de la congrégation de l'Oratoire, Schriftsteller und Übersetzer. Eine von Joly gemeinsam mit seinem Ordensbruder Rattier verfaßte Komödie „Sophocle et Aristophane“ wurde 1797 in théâtre Louvois aufgeführt. Handschriftlich ist von ihm eine Tragödie „Elfride“ vorhanden.

[2]) In dem Brief vom 22. Dezember an Friedrich Gottlieb

jetzt nicht und ist doch in jeder Rücksicht Bedürfniß. Sehr gern will ich mir Mühe geben, Ihnen hier einen tauglichen Correspondenten zu schaffen. Einen andern aber, als der bloß statistische Nachrichten liefert, werden Sie selbst wohl nicht erwarten, hier zu finden. Solange ich hier bin, und dieß sind doch sicherlich 6 Monate, vielleicht auch ein Jahr, erbiete ich mich sehr gern selbst zu diesem Geschäft. Meine Frau und ich gehn doch beide oft ins Theater und da die Li sich auf die Musik versteht, so ist zugleich dafür gesorgt. Ich könnte Ihnen eine Liste der Theater, der vorzüglichsten neuen Stücke, der berühmtesten Schauspieler schaffen; ferner, wenn Sie es wollten, mein Urtheil über die Wahl der Stücke, das Spiel und den Tanz im Ganzen und hie und da im Einzelnen, und den Geschmack des Publikums. Ich könnte dieß alles entweder selbst in einige kleine Aufsätze bringen, oder Ihnen nur fragmentarisch mittheilen, und Ihnen die Redaction überlassen. Da Sie mit 1799. anfangen wollen, könnten Sie eine solche Uebersicht des hiesigen Theaters für 1798. einrücken. Beiläufig muß ich Ihnen aber hiebei erinnern, daß es nicht leicht eine theurere Schriftstellerei als die über das hiesige Theater geben kann. In die guten ist es nicht möglich unter 1 Laub-

---

Unger (Briefe Bd. V, Nr. 1286) verbreitet sich Schiller näher über den Plan. Vgl. auch seinen Brief vom 30. April 1798 an Friedrich Cotta (ebenda Nr. 1338). Körner äußerte sich am 12. Februar 1798 beifällig über das „Plänchen", Briefwechsel Th. IV, S. 70.

thaler zu gehn, eine kleine damit verbundene Abgabe für die Armen und den Wagen noch nicht gerechnet. Sie sind wohl so gütig mir, wenn Sie dieß genehmigen, Ihre Gedanken über die Punkte, die Sie eigentlich in Ihrem Kalender abhandeln wollten, ausführlicher mitzutheilen.

Für den Almanach[1]) danke ich Ihnen herzlich. Er hat uns, seitdem wir ihn besitzen, schon manche frohe Stunde gemacht. Ich hatte in meiner Ungeduld, ihn zu sehen, zugleich ihn mir von Cotta verschrieben und so fand ich in Basel zwei Exemplare. — Unter Ihren Beiträgen kann ich nicht läugnen, daß der Taucher und der Handschuh für mich immer den Preis behalten. Aber Körners Urtheil über den Ibycus kann ich schlechterdings nicht unterschreiben[2]). Trocken könnte ich dieß Stück in keinem Verstande und in keinem noch so kleinen Grade nennen. Mir ist es gleich nach jenen bei weitem das Liebste, und so oft ich es auch jetzt schon gelesen habe, so kehre ich doch immer noch dazu zurück. Es liegt eine Größe und Erhabenheit darin, die Ihnen wiederum ganz eigen ist. Vorzüglich von der Erwähnung des Theaters an, ist die Schilderung göttlich. Das Gemählde des Amphitheaters und der Versammlung ist so lebendig, groß, und klar, schon die Namen der Völker versetzen in

[1]) Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1798.

[2]) In Körners Brief an Schiller vom 27. September, Briefwechsel Th. IV, S. 51—53. Vgl. zu Körners Urteil die Äußerungen Schillers in seinen Briefen an Körner

jene glückliche Zeit, daß ich kaum etwas Prächtigeres für die Phantasie kenne. Und nun der Chor der Eumeniden, wie er in seiner furchtbaren Größe auftritt, des Theaters Rund umwandelt, und endlich, selbst dann noch schauerlich verschwindet. Hier ist die Sprache zugleich Ihnen so individuell und der Sache so angemessen, daß ich mir nicht läugnen kann, bei diesem Chor eigentlich noch mehr und noch etwas Höheres gefühlt zu haben, als bei dem Griechischen des Aeschylus, so nah Sie auch diesem geblieben sind. Schon diese Sprache, diese Versart, selbst der Reim macht, daß sich das, was sonst nur modernen Werken eigen ist, mit dem Antiken gattet. Die Erhabenheit für Phantasie und Herz, die dem Griechischen Ausdruck so eigen ist, gewinnt jetzt noch, dünkt mich, einen Zuwachs mehr für den Geist. Es wäre schwer im Einzelnen zu zeigen, worin dieß liegt. Aber es muß doch in einer kleinen Nüance sentimentaler Behandlung versteckt seyn. So sind z. B. die schönen Zeilen: „und wo die Haare lieblich flattern, Um Menschenstirnen freundlich wehn" von dieser Art. Diese Erinnerung an den Contrast dieser Ungeheuer mit der Lieblichkeit

---

vom 2. Oktober, Briefe Bd. V, Nr. 1259, und vom 27. April 1798, ebenda Nr. 1336; letzterem zufolge teilte aber auch Goethe Körners Urteil, das Schiller selbst „für gar nicht ungegründet" hielt, in keiner Weise. Körner äußerte sich nochmals ausführlicher zur Sache in seinen Bemerkungen zum Musen-Almanach für 1798, aus seinem Nachlasse abgedruckt in Briefwechsel Th. IV, S. 96—113 (vgl. dort S. 109 u. 110).

der Menschennatur, diese Reflexion die den Dichter in sich zurück führt, hätte der alte Dichter nicht gemacht. Der Reim mag hier auf eine sonderbare Weise zugleich mitwirken. Man kann nicht läugnen, daß der Aeschylus überhaupt, besonders aber seine Eumeniden, etwas Steifes, Hartes und Grelles haben. Der Reim mischt nun, wenn Sie mir es verzeihen wollen zu sagen, gleichsam etwas Gothisches hinzu, und so wird bei einer glücklichen Behandlung das Fremde, Sonderbare und Schauderliche vermehrt. Vielleicht aber bringt auch nur diese völlige Uebertragung des Antiken in eine uns ganz eigenthümliche und uns angebohrne Manier, uns den Gegenstand näher, stimmt nur uns besser, und vermehrt nur dadurch subjectiv den Effect. Ich kenne nichts Dankbareres für die Kenntniß und Ausbildung der Eigenthümlichkeiten verschiedener Zeiten und Nationen, als eine solche Manier, die fremde Ansicht, den fremden Ausdruck so ganz in ein uns eigenthümliches Gewand zu hüllen. Bei allem andern und eigentlichen Uebersetzen geht man immer mehr aus seinem eignen Charakter heraus, als man das Fremde in denselben hinüberzieht, es ist daher immer mehr oder weniger bloß eine gelehrte Arbeit, und hilft unmittelbar vorzüglich nur der Sprache, weniger dem Charakter. Für mein Gefühl wenigstens ist mir das sehr deutlich. Jede bloße Uebersetzung läßt mich kalt, da so eine eigentliche Umwandlung des Fremden in die eigne Natur bis in das Innerste der Seele eingreift. Ihnen aber vorzüglich gelingt

es, Griechische Stoffe in diesem Kostüme zu behandeln; in den Göttern Griechenlands und Ihrer Uebersetzung der Iphigenie sind Stellen, die gerade eben dieses Verdienst besitzen und eben diese Empfindung hervorbringen. Dieß Stück im Ibycus ist daher, dünkt mich, meisterhaft und läßt dem strengsten Tadel nichts übrig. Sollte ich hingegen an diesem Gedicht etwas tadeln, so wäre es der Anfang. Die Erzählung des Mords des Dichters scheint mir nicht gedrängt genug und stellenweis zu matt. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir ists, als wären Sie anfangs nicht gleich in der energischsten Stimmung gewesen, oder als hätten Sie Sich die Arbeit da zu leicht gemacht. Zu den matten Stellen rechne ich S. 269. „So muß ich hier — — erscheint" und auf derselben Seite: „Erkennt — — — die Züge, die ihm theuer sind". Mit dem Polykrates kann ich den Ibykus schlechterdings nicht in Eine Klasse setzen; beide sind für mein Gefühl wesentlich verschieden. Am Polykrates, den ich sehr liebe, tadle ich eigentlich nichts; ich sagte nur damals [1]), und das finde ich auch noch, daß er mir zu sehr bloße Erzählung ist, daß er nicht genug auf eine bestimmte Wirkung ausgeht, und darum auch eine zu schwache macht, die Phantasie sehr angenehm umspielt, aber das Herz ziemlich kalt und den Geist unbeschäftigt läßt. Der Mangel, den ich ihm finde, liegt also im Inhalt. Der Ibycus hat dagegen

[1]) An zwei Stellen seines Briefes vom 9 Juli 1797, oben Nr. 19.

einen außerordentlichen Gehalt; er ergreift tief; er erschüttert; er reißt hin und man muß immer wieder zu ihm zurückkehren. Auf der andern Seite aber scheint es mir, daß das Détail vielleicht hätte sorgfältiger gearbeitet seyn können; da der Polykrates hingegen gerade dadurch, durch seine rasche, bilderreiche, lebendige Diction in hohem Grade glänzt. Indeß scheinen auch Sie mir beide Stücke zu Einer Gattung zu zählen und sie, da Sie sie angegriffen glauben, gemeinschaftlich zu vertheidigen, und dem Taucher und dem Handschuh scheinen Sie weniger Werth beizulegen. Ich wünschte hierüber wohl mich näher mit Ihnen zu verständigen. Ueberraschend schön sind noch im Ibycus die Uebergänge, und die schwierige Erzählung der Entwicklung ist Ihnen sehr gut gelungen. — Von Ihren beiden übrigen Romanzen ist mir der Ritter Toggenburg die liebste. Schilderung und Ton sind charakteristisch und machen dadurch Effect. — Der Eisenhammer ist mir zu sehr Ballade. Ich weiß ihm nicht gerade einen Tadel, aber es ist nicht die Gattung, die ich liebe. — Sehr sanft und schön ist das Geheimniß, und von Ihnen erinnere ich mich bisher nichts Aehnliches gesehn zu haben. Es ist auch äußerst hübsch versificirt. — Die Worte des Glaubens liebe ich vorzüglich. Sie sind so kräftig von Gehalt, und gehen auch so rüstig in Ton und Vers einher. — Der Obelisk u. s. f. sind hübsche Einfälle; besonders spaßhaft ist die Brücke und wird viele sehr intrigiren, die sich nicht werden überzeugen können,

daß sie Sie verstanden haben. — Von Göthens Beiträgen schreibe ich ihm selbst einmal ausführlicher. Der Gott und die Bajadere trägt auch bei mir den Preis davon. Doch liebe ich auch die Braut von Korinth sehr. Sie kleidet die Nordische Gespensterwelt so schön in Griechische Anmuth. An Mignon ist treflich, so wie auch der neue Amor, den ich schon durch Jacobi kannte [1]). Die Li hat ein besondres Gefallen am Zauberlehrling und es ist wahr daß der alte Besen charmant ist. — Schlegels Zueignung ist, wie Sie ganz richtig sagen, über alles, was er bisher geliefert hat. Es spricht wahre Empfindung darin, und doch ist das Ganze so sehr in seinem ihm eignen Ton, daß man es nicht verkennen könnte. Der letzte Vers [2]) hat mich aber doch lachen machen. Wirklich scheinen sie sich vorgenommen zu haben, allen Taufzeugnissen und Chronologien zuwider ewig der Liebe Jugend zu feiern, und wenn man 40 weibliche Jahre so artig und jugendlich zu behandeln weiß, als er und sie, so darf niemand daran zweiflen, daß sie diese Kunst verstehn. Psychologisch merkwürdig bleibt es mir indeß immer, daß ein Mensch, wie es doch bei Schlegel sicherlich ehrlich der Fall ist, von dieser Liebe leben kann. Es wäre unerklärlich, wenn er nicht seine Eitelkeit so fest zugleich damit verwebt

---

[1]) Dies Gedicht war im Dezember 1792 in Münster im Hause der Fürstin Gallitzin entstanden, durch die es Jacobi zugekommen sein wird.

[2]) „Wir werden stets der Liebe Jugend feyern."

hätte. — Die entführten Götter sind ein wenig lang, aber doch sonst recht gut. — Den Prometheus kann man, einzelner gut gesagter Stellen ungeachtet, wirklich nur aus Pflicht lesen [1]), und Arion ist unausstehlich kalt und trocken. — In der Liebe auf dem Lande [2]) ist wirklich ein tiefer Sinn und ein eigner Geist, und es gehörte nicht wenig dazu, diesen so in ein so sonderbares und groteskes Gewand zu kleiden, ob er gleich darin eigentlich nun doppelt hervorsticht. — Dem Schmid [3]) kann ich keinen rechten Geschmack abgewinnen; mehr gefällt mir der Keller [4]). Doch ist er so fürchterlich inkorrekt. Solche Hexameter sollte am wenigsten ein junger Dichter sich erlauben. Auch ist das Ganze doch zu sehr Nachahmung der Götheschen Elegien. — Die Imhof [5]) hat einige recht hübsche Sachen, die ich noch nicht kannte. Doch thut es mir eigentlich um ein Talent in diesem Maaße immer leid. Es kann eigentlich

[1]) Auch Goethe hatte schon am 25. September 1797 über A. W. v. Schlegels „Prometheus" an Schiller geschrieben: „Den Prometheus hat Meyer nicht auslesen können, welches denn doch ein übles Zeichen ist." Briefe Bd. XII, Nr. 3658.

[2]) Von Goethes Jugendfreund Lenz.

[3]) Siegfried Schmid aus Friedberg (1774—1859), zuletzt österreichischer Rittmeister a. D. in Pest, gest. in Wien.

[4]) Heinrich Keller (Schriftstellernamen: H. J. Burke, F. H. Thelo, Heinrich v. Itzenloe), 1771—1832, Dichter und Bildhauer.

[5]) Anna Amalie v. Imhof, später verehelichte v. Helvig (1776—1831).

nur eine kleine Zeit gehen. Es hat seinen Kreis zu schnell vollendet und muß sich dann nur selbst wiederholen. Sie sollte sich auf das Uebersetzen und wo möglich größerer Stücke legen. — Sind die beiden „Louise ...“ unterzeichneten vielleicht von der Frau? Guidos Aurora gefällt mir darunter vorzüglich[1]).

Soviel über den Almanach. Von mir und meinen Beschäftigungen kann ich Ihnen noch wenig sagen. Ich glaube, daß ich Ihnen von Wien aus schrieb[2]), daß ich dort meinen Agamemnon um eine Scene wenigstens weiter brachte. Ich denke ihn nun hier, und wenn es gut geht, bis Ende Januars etwa zu vollenden[3]). Außerdem aber werde ich schwerlich etwas hier arbeiten, es müßten denn kleine Aufsätze über hiesige Gegenstände oder Recensionen über neue französische Produkte seyn. Zwar liegen mir meine philosophischen Ideen sehr am Herzen, und für sie soll mir der hiesige Aufenthalt gewiß nicht unnütz verstreichen. Allein zum eigentlichen Schreiben dürfte ich doch schwerlich kommen. Ich muß hier die Gegenwart benutzen. Dieß ist offenbar

---

[1]) Verfasserin ist nicht Karoline v. Wolzogen, die „Frau“, sondern die Weißenfelser Dichterin Luise Brachmann (1778—1822).

[2]) Brief vom 4. September 1797, oben Nr. 22.

[3]) Das Werk erschien erst im Jahre 1816 bei Gerhard Fleischer dem Jüngeren in Leipzig unter dem Titel: „Aeschylos Agamemnon metrisch übersetzt“; in den von Albert Leitzmann herausgegebenen „Gesammelten Schriften“, Bd. VIII (Berlin 1909) S. 117—230. Vgl. ebenda S. 222—229 über die Entstehungsgeschichte des Werkes.

wichtiger und es ist hinlänglich, wenn ich auch nur mit bereicherter Erfahrung, allenfalls mit Materialien für künftige Arbeiten zurückkomme. Ein sonderbares und trauriges Gefühl giebt mir die Einsamkeit, in der ich mich mitten in Paris und seitdem ich Dresden verließ, trotz aller mannigfaltigen Bekanntschaften befinde. Ueber gewisse und gerade die angelegensten Ideen nicht nur mit niemand reden zu können, sondern auch so gewiß zu seyn, daß niemand weit und breit ist, der nur irgend Sinn, nur irgend Lust oder Fähigkeit hätte sie zu verstehen! Fände ich hier wirklich nur Einen in dieser Rücksicht interessanten Menschen, d. h. nur Einen selbstthätig philosophischen Kopf, so würde es mir ein großer Genuß seyn, unsre Ideen an einer so fremden Eigenthümlichkeit zu prüfen. Aber daran verzweifle ich ganz, wenigstens bis jetzt stieß mir auch nur von fern nichts von der Art auf. Besonders aber fehlt es an einem gewissen Eifer und einer Betriebsamkeit, auch das Fremde sich zu eigen zu machen, an der Ahndung, daß es leicht besser seyn könnte, als das Eigne. — Dennoch glaube ich, würde ich den Mangel dieses geistigen Genusses nur wenig fühlen, der Reichthum an Stoff zu Reflexionen würde mich leicht vergessen lassen, daß es an Mitteln, die gemachten mitzutheilen fehlt, wenn sich nicht bei mir mit diesem Gefühl zugleich das Entbehren der Freundschaft verbände. Allein wie sehr ich Sie vermisse, lieber theurer Freund, vermag ich Ihnen nicht zu sagen. Ich denke unendlich oft an die

Zeiten, die wir mit einander verlebten, jeder gehaltvollere Gedanke in mir erinnert mich so lebhaft daran; aber fast noch öfter fühle ich die Freude vorher, die ich empfinden werde, wenn ich zum erstenmal wieder zu Ihnen zurückkomme, und wir uns nach einer langen Trennung wieder vereinigt sehen. Schreiben Sie mir bis dahin ja recht oft, schreiben Sie mir ganz wie sonst von Ihren Arbeiten, Ihren Ideen. Ich erschrecke noch ordentlich, als Sie einmal anstanden, mir das Manuscript vom Wallenstein nach Italien nachzuschicken. Sie müssen es, dächte ich, fühlen, wie willkommen mir gerade vorzugsweise das seyn muß, wovon es rund um mich her auch nicht die mindeste Ahndung giebt. In der That rechne ich es zu den Vorzügen meines hiesigen Aufenthalts, daß mir die Deutsche Natur in ihrem Adel und ihrer Vortreflichkeit erst hier recht klar werden wird. — Ich werde meine Briefe sorgfältig numeriren und drunter immer genau den Tag des Abgangs bemerken. Thun Sie das Gleiche. Die Briefe gehn sehr sicher. Nur geschieht es meistentheils, daß die abgehenden und ankommenden Briefe auf der Post eröfnet werden — eine Vorsicht, die man der Regierung in jetziger Zeit nicht verdenken kann. Auch ist keine Heimlichkeit dabei. Denn man empfängt die ankommenden fast gewöhnlich offen. Wenigstens war es vor einer oder zwei Wochen so. Mir ist es sehr einerlei, ob meine Briefe gelesen werden, und Ihnen ist es unstreitig ebenso. Verspäten thut es das Abgeben

nicht. Die Adresse, die ich Ihnen neulich durch Körners schickte, ist etwas weitläuftig. Versuchen Sie einmal folgende unmittelbare: au Citoyen Humboldt, à Paris, rue de Verneuil, faubourg St. Germain, vis à vis la rue St. Marie, nr. 824. — Theilen Sie diesen Brief, wenn Sie wollen, Göthen [1]) und Körnern [2]) mit. Ich schreibe beiden selbst recht bald. — Wir umarmen beide recht herzlich Sie und die gute Lolo. Adieu! — Schreiben Sie mir doch ob die Horen fortgehn?

Ich kann nicht frankiren; thun Sie es auch nicht.

Abgeschickt 11. Xbr. 97.

25. 1798 Januar 20.

Am 18. Februar 1798 bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 58. Der Brief kreuzte sich mit dem verlorenen Schillers vom 29. Januar, Kalender S. 57.

Nr. 2.

Noch immer, mein theurer Freund, bin ich ohne Nachricht von Ihnen und Körner und doch sehe ich mit so herzlicher Ungeduld Nachrichten von Ihnen entgegen [3]). Ich lebe soviel in Gedanken mit Ihnen, daß ich so gern auch einmal wieder einen Laut von Ihnen zurückbekäme. Ich hoffe noch

---

[1]) Schiller an Goethe am 29. Dezember, Briefe Bd. V, Nr. 1293.

[2]) Schiller an Körner am 24. Januar 1798, Briefe Bd. V, Nr. 1304.

[3]) Schiller hatte Humboldt zuletzt den verlorenen Brief vom 30. Oktober, der die Sendung des Musen-Almanachs für 1798 begleitete, geschrieben (Kalender S. 52).

immer, daß ein Brief jetzt für mich unterwegs ist, und ein Brief von Jena nur länger, als ich es mir denke, unterwegs ist. Ich bin recht neugierig, da ich bis jetzt noch gar keine Erfahrung darüber gemacht habe, zu sehen, wie lange ein solcher Brief laufen muß. — Uns geht es noch immer recht gut hier. Wir sind nun vollkommen eingewohnt, und das Einzige, was ich täglich bedaure, ist nur von Ihnen allen so fern zu seyn. Sonst verfliegen die Tage und Wochen und Monate nur zu schnell. Mit der guten Li ist es freilich abwechslend schlimmer und besser gewesen. Jetzt ist es eben das letztere, und ich hoffe bei dem nun mächtig herannahenden Frühling soll es dießmal von Bestand seyn. Die Kinder sind so wohl, als nur immer möglich und ich habe bis jetzt auch nicht den mindesten Anstoß von Unpäßlichkeit erfahren. Ich lebe ziemlich häuslich. Die sogenannten großen Gesellschaften sind hier, wie überall sehr unbedeutend. Spiel, Tanz, Essen, das ist alles. Auch sind sie nicht einmal häufig. Es giebt fast nur kleine Cirkel, oder eigentliche Feste, bei denen, nach einem ganz neuen Geschmack des Aufwandes, ungeheuer theure Decorationen z. B. jetzt im Januar Verzierungen ganzer Säle mit natürlichen Blumen sind. Man ist daher auf Besuche, die man einzeln macht, oder kleine Diners bei Freunden eingeschränkt. Den Abend besuche ich ziemlich oft die Theater, und den Vormittag arbeite ich meist in meiner Stube. Meine Bekanntschaften sind bei weitem dem größten Theil

nach Gelehrte und Künstler und einige wenige, nicht leicht zugängliche ausgenommen, habe ich von diesen nun die meisten gesehen. Aber einige, und gerade die mir die wichtigsten wären, fehlen mir noch, wie es denn überhaupt jetzt gar nicht leicht ist Bekanntschaften zu machen. — Sehr viel Freude macht mir die hiesige Comödie, die vortreflich ist, und meinem Gefühl nach, die Tragödie in Absicht der Stücke und der Schauspieler weit hinter sich zurückläßt. Einige Vorstellungen haben mir Veranlassung gegeben, wieder viel über diese schwierige Gattung nachzudenken, aber über keine kann ich noch so wenig mit mir einig werden. Ueberhaupt wird es Sie wundern, aber doch ist es wahr, daß ästhetische Gegenstände mich seit ich hier bin, am anhaltendsten beschäftigen. Sie sind gewiß nicht gerade die, auf welche Paris jetzt zunächst führt, aber wer sich, wie ich, nicht mit Politik abgiebt wird durch den Mangel alles Geschmacks an ächter Philosophie doch dahin zurückgetrieben, und was mich betrift, so fühle ich immer mehr und mehr, daß meine Neigung sich ganz und gar zu der ästhetischen Kritik hinwendet. Ob ich auch gerade dazu einen entschiedenen Beruf habe? ist eine andere Frage, und deren Beantwortung mich oft in Verlegenheit setzt. Auf der einen Seite läßt sich zwar allerlei dafür sagen, aber auf der andern fürchte ich sehr, daß es mir an einer gewissen Objectivität der Kritik fehlt. Bei allen Dingen ist es weniger meine Art, ein Product nach den Regeln, nach denen es

hervorgebracht seyn sollte zu prüfen, als dasselbe in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit dessen zu beurtheilen, dem es angehört, und so gut ich mir auch zugestehe, daß ich gerade dadurch einen richtigeren und allgemeineren ästhetischen Takt habe, als andre, so ist doch diese Methode eigentlich unläugbar einer guten Kritik verderblich. Was mir aber dabei beruhigend scheint, ist daß dieser Fehler durch Fleiß und Anstrengung vermieden und ersetzt werden kann, da hingegen der entgegengesetzte ein eigentlicher, und zwar ein unersetzlicher Mangel wäre. Hier herrscht über nichts ein so gänzliches und ununterbrochenes Stillschweigen, als über die Theorie der Kunst. So viel ich auch hie und da angeklopft habe, so scheint niemand nur den Mangel, ja, was mir noch mehr der Fall scheint, die Nothwendigkeit davon zu fühlen; und doch wissen Sie, wie wenig das ist, was bisher Französische Schriftsteller für dieß Fach gethan haben, und ich kann Ihnen versichern, daß ich im Gespräch keinen hier gefunden habe, der weiter gewesen wäre. Unläugbar aber sieht man dieß auch der Französischen Poesie an. Denn ich kann wohl sagen, daß das genauere Studium derselben hier mich selbst besser und klarer, als ich mich je sonst dessen erfreute, auf das wahre Wesen der Kunst und Poesie gebracht hat. Gerade, weil ihr das, wodurch sie sich als eigentliche Kunst legitimiren müßte, die Objectivität und Idealität, die reine Wirkung auf die Einbildungskraft, bis auf wenige Stellen ihrer genievollsten

Dichter, fast ganz fehlt, und sie auf der andern Seite soviel von dem oratorischen und malerischen Schmuck besitzt, dessen Uebergewicht immer nur eine Afterkunst verräth, so zeigt sie mehr, als eine andre, gerade den ächten und hohen Kunststil, den sie nur so selten erreicht. Ich kann nicht anders, als mit Freude bemerken, daß wir Deutsche hierin auf einem unendlich besseren Wege sind, ob ich gleich auch unpartheiisch gestehn muß, daß ein gewisser Grad der Vollendung, zu dem man hier gekommen ist, uns gewiß noch lange, wenn nicht immer fehlen wird. Dieß bemerke ich z. B. auf eine so auffallende Weise an den Schauspielern der tragischen Bühne [1]), denn mit denen der komischen halten die unsrigen in keiner Rücksicht eine Vergleichung aus. Die Tragödie wird bei uns offenbar natürlicher und wahrer, ja, was anfangs auffallend scheint, edler gespielt, als hier. Denn so heroisch und decent auch hier jeder Schauspieler auftritt, sobald er den Teppich betritt, der hier, so wie bei den Griechen der Kothurn, die Tragödie bezeichnet; so ist der Ausdruck der Leidenschaft, sobald sie zu irgend höhern Graden steigt, doch allemal so heftig, und

---

[1]) Vgl. hierzu Humboldts seinem Brief an Goethe vom 18. August 1799 (Bratranek S. 83 – 115, Nr. 24) entnommenen Aufsatz „Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne" in Goethes „Propyläen", 3. Bandes 1. Stück (Tübingen 1800), S. 66—109; neu herausgegeben von Albert Leitzmann in Humboldts „Gesammelten Schriften", Bd. II (Berlin 1904), S. 377—400.

artet in ein solches Werfen der Hände und Füße, eine solche Anstrengung der Stimme und Gesichtsmuskeln aus, daß er unfehlbar gemein wird. Ich bemerkte dieß schon neulich in meinem Briefe an Körner bei Gelegenheit der Ballete. Seitdem ich nun mehr Trauerspiele gesehn habe, habe ich mich überzeugt, daß die pantomimischen Schauspieler hierin nur die tragischen nachahmen. Aber wenn man bei uns in diesem Stück auf einem besseren Wege ist, so ist die Schauspielkunst dennoch hier in einer größeren Vollendung. Die Schauspieler haben ihre Rolle unendlich besser studirt, jeder Moment, jede Stellung ist berechnet und überlegt, sie sind und erscheinen mehr als Künstler. Bei uns sieht man dagegen bloß improvisiren, und leider ist es nicht immer das Genie, das improvisirt. Was die hiesige und unsre Schauspielkunst sehr sichtbar unterscheidet, ist daß was bei uns ins Sentimentale, in das Gebiet der Empfindung und der Gesinnungen hinübergezogen wird, hier bloß ins Sinnliche und Leidenschaftliche gespielt wird [1]). So sah ich neulich

[1]) Es ist sehr interessant, daß schon nahezu zwölf Jahre früher ein Kenner des Theaterwesens, der bekannte Gothaer Reiseschriftsteller Heinrich August Ottokar Reichard (1751—1828), auf Grund persönlicher Eindrücke während einer im Sommer 1786 nach Paris und Straßburg gemachten Reise im wesentlichen ähnlich, wie später Humboldt, über das französische Theater geurteilt und namentlich auch die Überlegenheit der Deutschen im „hohen“ Trauerspiel, der Franzosen im feinen Lustspiel hervorgehoben hat, vgl. seine „Kleinen Reisen“, Bd. V (Berlin 1788),

Racines Phèdre von der besten hiesigen Schauspielerin (der Raucourt [1]) wirklich unnachahmlich gut gespielt. Aber schlechterdings hätte man die ganze Rolle, Vers für Vers, gleich gut in seiner Art auf eine andre ganz verschiedne Manier spielen können, und ich kann nicht läugnen, daß ich ihr Spiel das ganze Stück hindurch unwillkührlich in mir in eine solche andre Manier gleichsam übersetzt habe. Ich müßte Gebehrden und Ton vor Ihnen hinstellen können, um mich Ihnen ganz verständlich zu machen. Aber kurz kann ich es nicht anders geben, als daß die Raucour alles nach außen

S. 287—295. Reichards Erörterungen sind abgedruckt und kommentiert in meiner Schrift „Straßburger Reiseeindrücke vor hundert Jahren". Straßburg 1882. S. 9—14. Und ähnlich, wie Reichard und Humboldt, urteilte der noch nicht sechzehnjährige Arthur Schopenhauer, der sich vom 27. November 1803 bis zum 27. Januar 1804 mit seinen Eltern in Paris aufhielt und in seinem (noch ungedruckten) Tagebuch schrieb: „Je mehr ich die kleinen Komödien und komischen Opern im Faydeau" (théâtre Feydeau, als théâtre de Monsieur 1789 eröffnet, 1801 mit dem théâtre Favart vereinigt und seitdem théâtre de l'Opéra-Comique genannt) „und Vaudeville" (théâtre du Vaudeville, 1792 eröffnet) „sehe, desto mehr finde ich Geschmack daran: Die französische Sprache und die Acteurs scheinen zu diesen Stücken gemacht; an die höchst unnatürliche rauhe Declamation der französischen Tragiker werde ich mich aber nie gewöhnen". Vgl. W. v. Gwinner, „Schopenhauers Leben", 3. Ausgabe (Leipzig 1910), S. 21.

[1]) Françoise Clairien dite Saucerotte dite Raucourt (1753—1815), seit 1772 am Théâtre-français Vertreterin der heroisch-tragischen Rollen.

hin, auf die sinnlichen und äußeren Verhältnisse der Wirklichkeit bezog, da es möglich gewesen wäre, alles eben so zurück auf sich, auf die sentimentale und innere Stimmung eines idealischen Charakters zu beziehen. So machte sie ihre Leidenschaft (und dazu freilich führt der Dichter selbst sie nothwendig hin) zu etwas durchaus Sinnlichem, zur eigentlichen Krankheit; so sprach sie alle Stellen, wo sie z. B. mit ihrem Vertrauten, von ihrer Leidenschaft zurückkommend, sich selbst über dieselbe äußert, vorzüglich in den Stellen, wo sie sich nach augenblicklichem Wahnsinn erholt, mit einem heftigen, gewissermaaßen rauhen Ton, der nur Verdruß und Unmuth über ihre Verirrung, und deren äußere Folgen, gar nicht die tiefe Empfindung ihres ganzen Seelenzustandes ausdrückte; und so spielte sie überhaupt mit der Heftigkeit und Wildheit, welche dem innigen, mehr melancholischen Gefühl gänzlich zuwiderläuft. Wenn ich mich deutlich ausgedrückt habe, so geht dieser Unterschied in eben dieser Art viel weiter, als daß er sich bloß auf das Theater erstreckte. Hang zu Ideen — im Kantischen Sinne des Worts — ist unendlich selten, und wenn man ja im Gespräch an diesen Begriff stößt, so hat man schon der Sprache nach, große Mühe sich verständlich zu machen. Da ich einmal Kants erwähne, so kann ich doch nicht vorbeigehn, daß auch hier einen dieß Gespenst der Metaphysik verfolgt. Kants Name ist nicht unbekannt und eigentlich ist man hier er-

staunlich neugierig, etwas von ihm und seinem System zu hören. Indeß sieht man deutlich, daß es nur, um ihn zu widerlegen, seyn würde. Denn unläugbar haben die Berichte deutscher Reisender den metaphysischen Nationalstolz rege gemacht. Sie können leicht denken, daß ich weder den Kitzel, wie einige Deutsche hier, habe, mich hinter Kantischen Mysterien zu verhüllen und mir dadurch ein falsches Ansehn zu geben, noch auch von der Sucht angesteckt bin, Proselyten machen zu wollen, und daß ich also gewiß nur gezwungen Metaphysik rede. Allein schon ein Paarmal bin ich wider Willen dazu genöthigt worden. Ich winde mich denn freilich so gut ich kann hindurch, um, ohne der Wahrheit zu schaden, das Auffallende zu vermeiden, und wunderbar ist es, wie sie alsdann auf die verschiedenste Weise zu dem Resultate kommen, daß es doch mit der ganzen Sache nicht viel sey. So z. B. halte ich mich wohl darauf, daß Kant gezeigt hat, daß alle die ins Transcendente hinausgehenden Ansprüche der Metaphysik nichtig und eitel sind, daß er zuerst dieß auf eine vollkommen bündige Weise bewiesen und die Gränzen innerhalb welcher nun die Vernunft sich mit Glück versuchen kann, mit Sicherheit bestimmt hat. Alsdann erwidern sie, daß sie über jene anspruchvolle Metaphysik schon längst hinaus sind, aber welcher große Gehalt, und wieviel Neues in dem Letztern, der festen Gränzbestimmung und der Abwehrung aller noch möglichen Einwürfe liegt, das würde es wenigstens sehr

schwer halten, sie fühlen zu lassen. Neulich aber bin ich auf eine recht unschuldige Weise doch genöthigt worden, Stich zu halten, und mich in eigentlichen Streit einzulassen. Ich sollte nemlich auch einen Begriff von Kant geben, und da ich dieß auf die einfachste Manier dadurch thun zu können meynte, daß ich die Hauptfrage aller Metaphysik über die Möglichkeit synthetischer Wahrheiten établirte, so kam ich unter andern auch auf den Satz daß die ganze reine Mathematik, die auch durchaus a priori ist — Aber hier wurde ich unterbrochen, und man stritt mir geradezu, daß die Geometrie a priori und nicht bloß aus der Erfahrung (also analytisch) abgezogen sey. Ob ich gleich mit einem außerordentlich guten Kopf — mit Garat[1]) — zu thun hatte, und mir alle mögliche Mühe gab, so konnte ich nicht darüber zu Stande kommen. Freilich ist nun auch dieß ein schlimmer Punkt um ihn durch Streit zu entscheiden. Es kommt bloß darauf an, ob man den Raum — wie er that — für einen bloß discursiven erst nach den Dingen im Raum in uns gekommenen, oder ob man ihn, wie Kant, für einen a priori und als Form wenigstens schon vor den Dingen in uns vorhandenen Begriff nimmt. Hierüber muß eigentlich mehr ein metaphysischer Sinn, als ein Streit, entscheiden, und mit Worten läßt sich nicht mehr viel

[1]) Dominique-Joseph Garat (1749—1833), Staatsmann und Präsident des Institut de France, 1816 wegen allzu revolutionärer Gesinnung von diesem ausgeschlossen.

aufklären, wenn jemand behauptet, dasjenige sei aus der Erfahrung entstanden, was wirklich nur bei Gelegenheit derselben zum Bewußtseyn kommen konnte, ob es gleich an sich erst alle Erfahrung möglich macht. Dasmal trug also, ohne daß ich es hindern konnte, die Französische Metaphysik einen vollkommenen Sieg über den armen Kant davon. Mir sind solche Streitigkeiten darum noch lästiger, weil ich gar kein metaphysisches Buch hier habe, und man hier etwas Interessanteres reden kann. Sollten sie mich ferner behelligen, so werde ich ihnen, wie ein Medusenhaupt, das Ich und das NichtIch vorhalten. Versteinern sie dann nicht, so ist es nicht meine Schuld. Ueberhaupt wird es das Beste seyn, zu lehren, daß gar nicht mehr Kant, sondern ein viel ärgerer der wahre Prophet ist [1]. — Sie sehen daß ich meine Deutschheit in

---

[1]) Gemeint ist Fichte, dessen in einer Reihe von Schriften seit dem Jahre 1794 niedergelegte Wissenschaftslehre ihren Ausgangspunkt vom „Ich" und dem ihm schlechthin entgegengesetzten „Nicht-Ich" nahm. Daß Humboldt hierbei Fichte, den künftigen „wahren Propheten" an Stelle Kants, zugleich, wenn auch wohl mehr ironisch als ernst, als einen „viel Ärgeren", d. h. Gefährlicheren als Kant bezeichnet, erklärt sich aus der Wertung, die Fichte schon damals vielfach als radikalem Rationalisten, ja von seinen ersten politischen Schriften her sogar als Revolutionär zuteil geworden war. — Mit Beziehung auf Humboldts obige Ausführungen schrieb Goethe, dem Schiller den vorliegenden Brief am 27. Februar gesandt hatte (Briefe Bd. V, Nr. 1319), am 28. Februar an diesen: „Die Franzosen

Paris nicht ablege. Wirklich fühle ich sie auch vielmehr durch den Kontrast hier wachsen; mögen nur die gütigen Götter, daß es im guten Verstande sey. Bei Gelegenheit des Deutschen muß ich Ihnen doch Vossens Urtheil über den Herrmann sagen, das er Vieweg, Göthens Verleger, der jetzt hier ist, geäußert hat. Er hat gesagt, er habe anfangs geglaubt, dieß Gedicht werde seine Luise ganz vergessen machen; dieß sey zwar nicht der Fall, allein es habe einzelne Stellen, für die er seine Luise gern ganz hingeben würde. An dem Versbau lasse sich freilich noch immer viel tadeln, indeß sey es kein Wunder, daß er, der nun eine so große Uebung besitze, dieß besser verstehe, und immer seyen diese letzten Göthischen Hexameter bei weitem besser, als alle seine vorigen. So Vossisch dieß Urtheil ist, und so ganz der totale Unterschied beider Gedichte darin übersehn ist, so ist es doch ein so completes Lob, als man aus Vossens Munde nur erwarten konnte. Auch hat es mich für seine eigne Billigkeit gefreut. — Was sagen Sie dazu, daß endlich das Reich unter sich zerfallen ist, und Friedrich Schlegel und Reichard ganz auseinander sind?[1]) — Der andre

---

muß Humboldt, wenn sie ein theoretisch Gespräch anfangen, ja zu eludiren suchen, wenn er sich nicht immer von neuem ärgern will", Briefe Bd. XIII, Nr. 3745. Vgl. auch Humboldts Brief an Schiller vom 23. Juni 1798, unten Nr. 27.

[1]) Vgl. hierzu Schiller an Goethe am 2. Januar 1798 (Briefe Bd. V, Nr. 1294): „Dieser Tage las ich zu meiner

Schlegel, höre ich ja, verläßt Sie, um Körnern heimzusuchen. — Sie sehn, daß ich nicht ohne alle Nachricht von Ihrem Leben bin. — Aber dennoch, mein lieber, theurer Freund, geben Sie mir bald die, nach denen mein Herz sich so innig sehnt! Die Li umarmt mit mir Sie und Lolo und Karolinen. Göthen grüßen Sie herzlich, und leben Sie wohl! H.

Abgegangen 20. Januar. 98.

---

großen Lust im Intelligenzblatt der Litteratur-Zeitung eine Erklärung von dem jüngern Schlegel, daß er mit dem Herausgeber des Lyceums nichts mehr zu schaffen habe. So hat also doch unsre Prophezeiung eingetroffen, daß dieses Band nicht lange dauren werde!" Gleichzeitig schrieb Goethe am 3. Januar an Schiller (Briefe Bd. XIII, Nr. 3704): „Friedrich Schlegel hat in ein Stück des Lyceums, da das Journal in Berlin gedruckt wird, wo er sich jetzt befindet, als es an Manuscript fehlte, ohne Reichardts Vorwissen, einen tollen Aufsatz einrücken lassen, worin er auch Voß angreift und worüber sich dann die edlen Freunde brouillirten." Schlegels Aufsatz betitelte sich „Kritische Fragmente" und steht im „Lyceum der schönen Künste", ersten Bandes zweiter Teil (Berlin 1797), S. 133—169; die Stelle über Voß (S. 164) lautet: „Voß ist in der Louise ein Homeride: so ist auch Homer in seiner Übersetzung ein Voßide." Seine Erklärung, daß er mit dem Herausgeber des Lyceums „nicht mehr in Verbindung stehe", datiert vom 28. November 1797 und findet sich in der Nr. 163 des „Intelligenzblattes der Allgemeinen Litteratur-Zeitung" vom 16. Dezember, Spalte 1352.

26. 1798 April 19.

Am 12. Mai bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 61. Der Brief kreuzte sich mit Schillers verlorenem vom 27. April, Kalender S. 60. Humboldt hat ihn nicht numeriert; er müßte die Nummer 5 tragen, da Humboldt dem Brief nr. 2 vom 20. Januar (oben Nr. 25) noch zwei verlorene, bei Schiller am 5. März (Kalender S. 59) und am 15. April (ebenda S. 60) angekommene Briefe hatte folgen lassen.

Paris, 19. April, 98.

Endlich, mein theurer Freund, kann ich Ihnen schicken, was ich Ihnen schon vor mehreren Wochen versprach [1]). Wenn Sie auch, wie es leicht der Fall seyn kann, errathen haben, was den Gegenstand dieser Arbeit ausmacht, so haben Sie Sich gewiß nicht so vieler Bogen versehen, und in der That ist diese Länge auch ganz und gar gegen meine anfängliche Erwartung gewesen. Da ich Ihnen doch heute nicht leicht über etwas andres schreiben möchte, so lassen Sie mich Ihnen ein Paar Worte über diese Arbeit sagen.

Ich kann nicht läugnen, daß ich sie Ihnen zugleich mit Schüchternheit und Freude übergebe, mit der Schüchternheit, mit der man dasjenige begleitet, was einem wirklich werth ist, mit der Freude, mit

[1]) Es war das Manuskript von Humboldts Schrift „Ueber Göthes Hermann und Dorothea", die dann als erster Teil seiner „Ästhetischen Versuche" 1799 bei Vieweg in Braunschweig erschien; neu herausgegeben von Albert Leitzmann in Humboldts „Gesammelten Schriften", Bd. II (Berlin 1904), S. 113—323. Über Entstehung und Aufnahme der Schrift vgl. ebenda S. 402—405.

der man in einen Kreis, in dem man selbst nicht seyn kann, wenigstens einen Theil seines Selbst, seine Gedanken und Einfälle schickt. Mehr als irgend eine andre Arbeit hat mir, das kann ich mit Wahrheit gestehen, diese Freude gemacht, nicht, daß ich sie gerade vorzüglich gelungen glaubte (ich sehe zu gut wie viel ihr noch mangelt) aber weil mir die Stunden, wo sie mich am angelegentlichsten beschäftigte, immer wie eine Zeit vorkamen, die ich an Ihrer Seite, in Ihrem Gespräch verlebte, weil sie mir mitten in dem fremdartigen Zirkel, der mich umgiebt, und der mich nur darum anzieht, weil er mir fremd ist, jenes bessere und meinen innersten Neigungen angemessenere Daseyn versinnlichten, weil mich selbst das Nachdenken über diese Gegenstände mein günstiges Geschick segnen lehrte, in unsrer Heimath geboren zu seyn, zugleich mit Ihnen und Göthe zu leben, und Sie und Ihre Liebe zu besitzen. Lachen Sie nicht, mein theurer Freund, über diese Extase, in die mich meine Deutschheit versetzt! Wären Sie hier, wie ich, sähen Sie, wieviel anders es hier ist, oder vielmehr, wie hier so gar nichts von dem ist, dessen Sie Sich bei Sich erfreuen, fühlten Sie besonders wie es mir vorkommen müßte, wenn ich, wie die Franzosen wirklich sind, so mit dicken Mauern von allem, was nicht ich selbst wäre, geschieden, leben müßte, wenn ich nichts verstehn könnte, als was ich nur selbst mit der Muttermilch eingesogen hätte — wahrlich Sie müßten kein Körnchen Deutscher Feierlichkeit haben,

wenn Sie nicht auch in eine wahrhaft pathetische Stimmung gerathen sollten. Aber ich kehre zu meiner Schrift zurück.

Sie werden finden, daß sie vorzüglich einen dreifachen Zweck hat: 1. das eigentliche Wesen der Kunst ins Licht zu stellen; 2. von Göthe's Eigenthümlichkeit Rechenschaft zu geben; 3. die Natur der epischen Dichtung zu ergründen, und zu zeigen, daß sie und die lyrische eigentlich die einzigen großen Hauptklassen sind, unter die sich alle übrigen bringen lassen. Wie ich diese Zwecke erreicht habe, darüber zu urtheilen, lege ich nun in Ihre und unsrer Freunde Hände. Wenn mir etwas gelungen ist, wenn ich das, was in dem Künstler in den Momenten seiner Begeisterung vorgeht, nicht ganz verfehlt habe, so bin ich es allein dem Glücke schuldig, Sie und Göthe oft und lange beobachtet zu haben. Denn ich kann wohl sagen, daß ich mit großer Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen bin, und nichts (was sich auf Erfahrung gründen mußte) hingeschrieben habe, ohne nicht bestimmte Erfahrungen dafür bei mir in Gedanken zu haben. Das vollkommene Gegenstück zu dieser Arbeit würde eine ähnliche über Ihren Wallenstein seyn. Aber die wäre auch bei weitem schwieriger. Schon in dieser habe ich es nicht vermeiden können, wenigstens die Stelle anzugeben, wo Sie stehen. Es ist im 19. Abschnitt (S. 50) auf den ich Sie besonders zu merken bitte. Auch auf Wieland bin ich (d. h. nur auf eine ähnliche Natur, und ohne ihn selbst auch

nur zu bezeichnen) gekommen. Denn wenn man nur auf die Unterschiede Acht giebt, welche die Deutschheit und vielleicht geringeres Genie macht, so findet, was ich von Ariost sage[1]), auf ihn vollkommene Anwendung. Nur Klopstock habe ich (obgleich er unser einziger eigentlicher Epischer Dichter ist) auf meinem Wege gar nicht gefunden. Aber das beweist mir nur noch mehr, was Sie so richtig von seiner musikalischen Natur gesagt haben[2]). Denn ich hatte es nur mit der bildenden und redenden, nicht mit der musikalischen Kunst zu thun.

Was die Ideen betrift, so habe ich nie etwas geschrieben, wobei ich mir alles, was ich nun endlich festsetzte, so vollkommen deutlich gemacht hätte. In so fern wird diese Arbeit mir bleibender Gewinn seyn. Was ich bisher schrieb, hatte den wunderbaren Effect, daß es, statt meine vorherigen Ideen zu ordnen und aufzuhellen, mir nur noch mehr dazu erweckte, über die ich doch im Grunde gleich ungewiß und schwankend war.

Vielleicht hat aber der Vortrag dadurch verloren. Er ist zwar, glaube ich, schwerlich dunkel, aber er ist vielleicht zu weitläuftig und eintönig.

---

[1]) In den Abschnitten XXI—XXIII und XXV, „Gesammelte Schriften“ Bd. II, S. 162—167 und S. 169—171.

[2]) In der Abhandlung „Die sentimentalischen Dichter“ im zwölften Stück der „Horen“ von 1795, S. 30; abgedruckt (unter dem Titel: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“) in Schillers „Kleineren prosaischen Schriften“, Teil II (Leipzig 1800), S. 103; in der Säkular-Ausgabe seiner Werke, Bd. XII (Stuttgart und Berlin 1905), S. 209.

Aber ich erwarte lieber Ihr Urtheil, als ich selbst ein ungewisses und zweifelhaftes fälle. Sagen Sie es mir ja, mehr oder minder ausführlich, wie Sie Zeit und Laune haben. Ganz ohne Theilnahme, hoffe ich, sollen diese Blätter Sie nicht lassen [1]).

Göthen habe ich sie, ob sie gleich ihn selbst betreffen, nicht unmittelbar geschickt, weil ich es lieber mag, daß Sie erst sehen und urtheilen, und ihn, je nachdem es Ihnen vorkommt, vorbereiten. Ich kann diese ernste Zuversicht nur zu Ihnen haben, da Sie schon so viel Nachsicht an mir geübt haben.

Jetzt noch über den öffentlichen Gebrauch. Sie wissen, daß ich es anfangs für die Horen bestimmte, und auch noch möchte ich das. Wie ist aber das möglich? Es ist dreimal so lang als ein Horenstück. Schwer ist mirs aufs Herz gefallen, daß ich Sie vielleicht inducirt habe, Sich darauf zu verlassen, und Sie nun in Verlegenheit setze. Aber es ist mir so unter den Händen im Umarbeiten gewachsen, daß ich vorher nicht urtheilen konnte. Stücke daraus möchte ich schlechterdings nicht gedruckt wissen. Einer solchen Arbeit schadet das sehr.

Die Hauptsache ist nun erst Ihr und Göthe's Urtheil zu erfahren. Es fragt sich erst, ob Göthe es gern sieht, daß es, und daß es ganz so, wie es da ist gedruckt wird. Da es sein Werk betrift so richte ich mich hiernach streng nach ihm. Hernach

---

[1]) Schiller würdigte die Schrift ausführlich in seinem Brief an Humboldt vom 27. Juni (Leitzmann Nr. 62).

bitte ich Sie mir zu sagen, ob Sie den Druck, ohne weitre Umarbeitung, für rathsam halten, oder ob die Arbeit Fehler hat, die diese nöthig machen. Sind es kleine Dinge, so ändern Sie diese wohl selbst ab. Daß Sie Freiheit zu allem haben, brauche ich nicht erst zu sagen. Sind Sie für den Druck, so wie ich nach der Art, wie ich die Sache jetzt ansehe, so hat mir schon Vieweg geäußert, daß er es nehmen will, und so ist da also keine Schwierigkeit. Sobald ich Ihre Meynung weiß, schreibe ich Ihnen über das andre weiter. Mein Brouillon (eine Abschrift habe ich nicht) ist bis auf Kleinigkeiten gleichlautend. Sie brauchen nur die Nummern zu citiren, wenn Sie mir über einzelne Stellen schreiben. Diese Abschrift behalten Sie natürlich. Körnern wünschte ich, daß Sie es, wenn Sie und Göthe es gelesen haben, mittheilten [1]). Ich lasse es durch einen Reisenden an Cotta gehn; der es Ihnen schicken wird. Die etwanigen Kosten bitte ich Sie auf meine Rechnung zu schreiben.

Sie werden Sich mit Recht wundern, daß ich in den ersten Monaten hier einer Arbeit, die ich in Jena gleich gut machen konnte, so viel Zeit ge-

[1]) Goethe und Schiller lasen, wie ersterer Humboldt in seinem vom 16. Juli datierten Dankschreiben (Briefe Bd. XIII, Nr. 3843), das jedoch nach dem Briefverzeichnis (ebenda S. 434) erst am 20. Juli abgieng, mitteilte, den größten Teil der Schrift während Goethes Aufenthalt in Jena im Mai miteinander; den Schluß las Goethe allein. Vgl. auch Schillers Briefe Bd. V, Nr. 1346. Körner erhielt die Schrift erst Anfang 1799 (ebenda Bd. VI, Nr. 1433).

widmet habe. Aber ich konnte mir nicht helfen, ich hatte mich einmal eingelassen. Dann habe ich auch hier dabei doch nicht alles versäumt, und jetzt ist es mir nicht unlieb, die ersten Monate, wo man sich leichter irrt, nicht so ex professo beobachtet zu haben. Jetzt aber will ich mit großem Ernst bloß an hiesige Dinge gehn, und darum wäre es mir auch nicht lieb, wenn ich vor dem Druck noch einmal auf eine ernstliche Weise zu dieser Arbeit zurückkehren müßte.

Das Inhaltsschema habe ich zu Ihrer Bequemlichkeit beigelegt[1]). Leben Sie von Herzen wohl. Wir sind alle ziemlich gesund! Ihr H.

Die Li umarmt Sie und Lolo.

27. 1798 Juni 23.

Am 8. Juli (nicht am 7., wie bei Leitzmann S. 440 steht) bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 64. Der Brief kreuzte sich mit demjenigen Schillers (Leitzmann Nr. 62), der vom 27. Juni datiert ist, nach Kalender S. 63 und 64 jedoch erst am 29. Juni abging.

nr. 6.[2]) Paris, 23. Junius 98.

Seit unendlich langer Zeit, liebster Freund, habe ich keine Nachricht von Ihnen[3]), und bin doch um

---

[1]) Diese Anlage fehlt.

[2]) Da Humboldt an Schiller nach seinem fünften Pariser Brief vom 19. April (oben Nr. 26) noch einen verlorenen, bei Schiller am 2. Juni angekommenen (Kalender S. 62) geschrieben hatte, müßte der vorliegende Brief als nr. 7 bezeichnet sein.

[3]) Schillers letzter Brief datierte vom 27. April (Kalender S. 60).

so begieriger darauf, als Sie Ihrem letzten Briefe nach, nicht wohl waren, und ich von dieser Unpäßlichkeit, wenn sie vielleicht länger gedauert haben sollte, eine sehr unangenehme Störung für Ihren Wallenstein fürchte. Auch bei uns geht es gar nicht gut. Ich und die Kinder sind zwar recht wohl, aber die arme Li leidet wieder. Sie hütet sogar jetzt das Bett seit ein Paar Tagen, und ich weiß noch nicht recht, was daraus werden will. Indeß hoffe ich sind es doch bloß die alten Zufälle unter veränderter Gestalt. Uebrigens leben wir nach unsrer alten Weise fort. Ich bin so fleißig und thätig, als es diese Störungen erlauben, und finde noch immer recht viel Interesse an dem hiesigen Aufenthalt.

In den letzten Wochen habe ich viel mit Sièyes [1]), der jetzt als Gesandter nach Berlin gegangen ist, Umgang gehabt. Dies hat wieder die Gespräche über Metaphysik in Gang gebracht, und ich habe es nicht vermeiden können, ein feierliches Colloquium mit allen Metaphysikern, die es hier giebt, versammelt zu haben. Ich hatte, um dagegen auch nicht ganz allein zu erscheinen, Brinckmann [2])

[1]) Emmanuel-Joseph comte de Sieyès (1748 - 1836), der bekannte Staatsmann der Revolution.

[2]) Karl Gustav Baron v. Brinkman (1764—1847), Staatsmann und schwedischer und deutscher (Pseudonym: Selmar) Dichter, 1792 schwedischer Legationssekretär in Berlin, 1798 als solcher nach Paris, 1801 wieder nach Berlin versetzt, 1807 Gesandter daselbst, 1808—10 Gesandter in London, 1811 nach Stockholm zurückgekehrt.

und einen gewissen Perret, der bei Fichte in Jena studirt hat [1]), mitgenommen. Die Conferenz dauerte 5 Stunden, und ging, wie alle dieser Art aus einander. Man verstand sich nicht einmal, geschweige denn, daß man sich bekehrt hätte. Indeß gelang es mir doch, ihnen die Kantischen Ideen näher zu bringen, als es je geschehen war. Es wurde mir sogar leicht, da ich mit ihrer Art zu philosophiren mich vorher genau bekannt gemacht hatte, und mich nun eng an ihre Ideen anschloß. Sie beschuldigten mich sogar sehr naiv, den Kant französirt zu haben. So unfruchtbar indeß auch diese Bemühungen für die Sache geblieben sind, so wenig unwichtig sind sie mir gewesen, und vielleicht ist es doch auch uns unsererseits gelungen, ihnen mehr Achtung für unsre Philosophie einzuflößen. Sich eigentlich zu verständigen, ist unmöglich, und das aus einem sehr einfachen Grunde. Sie haben nicht allein keine Ahndung sondern auch nicht den mindesten Sinn nur für etwas, das außerhalb der Erscheinungen liegt; der reine Wille; das eigentliche Gute; das Ich; das reine Selbstbewußtseyn, alles dieß ist für sie ganz und gar unverständlich. Wenn sie sich derselben Worte bedienen, so nehmen sie sie immer in einem andern Sinn. Ihre Vernunft ist nicht unsre; ihr Raum nicht unser Raum; ihre Einbildungskraft nicht die unsrige. Im philosophischen und ästhetischen

[1]) Nach der Jenaer Matrikel wurde Claude-Camille Perret aus Dijon am 21. Oktober 1793 als Student der Philosophie eingeschrieben.

Raisonnement dreht sich alles einzig nur darum, daß produktive Einbildungskraft, theoretische und praktische Vernunft, und mithin eben so Sinn, Geist und Gemüth für sie ganz leere Worte sind. Da aber alle diese Wörter eine zwiefache Bedeutung haben, eine bloß logische, wo sie eine von vielem Einzelnen abgezogne Form sind, und eine metaphysische, wo sie eigentlich erst einen Gehalt (nemlich durch das Bewußtseyn des Ichs, dessen unmittelbare Thathandlungen sie gleichsam sind) bekommen, so versteht man sich ewig unrecht, weil sie immer nur die logische Bedeutung im Kopf haben, und wir immer mehr hinein legen. Sie kennen keine andern Operationen als empfinden, analysiren und raisonniren. Wie die Empfindung selbst entsteht, daran denken sie nicht, und geben doch auch nicht zu, daß sie dies, als außer unsern Vernunftschranken, liegen lassen. Es ist nichts so merkwürdig, als ein kleines Capitel in Condillacs traité sur les animaux über den Instinct und die Vernunft zu lesen [1]). Gerade auf eben die Weise und aus eben den Gründen verkennt er die letztere und den ersteren.

---

[1]) Die Schrift des Abbé Étienne Bonnot de Mably de Condillac (1715—1780) „Traité des animaux“ erschien zuerst gesondert Amsterdam und Paris 1755; in den verschiedenen, seit 1798 erschienenen Ausgaben seiner „Œuvres“ bildet sie mit seinem berühmten „Traité des sensations“ (zuerst London und Paris 1754) zusammen den dritten Band. Das von Humboldt angezogene Kapitel „De l'instinct et de la raison“ ist das fünfte der zweiten Abteilung.

Weil er in der Vernunft nicht mehr, als ein bloß logisches Raisonniren finden kann, so kann er sich auch bei dem Instinkt nicht an weniger begnügen; und weil die Menschen nur empfinden, und ihre Empfindungen analysiren können, so müssen die Thiere dies gleichfalls thun, und der Biber macht sein Haus nicht, weil es einmal seine Natur so ist, sondern weil er sich aus seinen Empfindungen solche und solche Combinationen einer bequemen Wohnung herausraisonnirt.

Wie ist es nun möglich, aus dieser Reihe hinaus in die andre, total verschiedne hinüberzugehen? besonders aber, wie ihnen Sinn für etwas beizubringen, woran es geradezu fehlt? — Nie habe ich es so sehr, als hier, empfunden, daß Fichte Recht hat zu sagen, daß, ob einer ein Philosoph ist, oder nicht? nur durch einen Versuch entschieden werden kann, daß es einen Punkt giebt, wo es sich augenblicklich zeigt, ob einer der Abstraktion fähig ist, ohne die alle Philosophie nur völlig leer ist [1]).

---

[1]) Die obigen Anführungen mit bezug auf Fichte finden sich zwar in dessen Schriften weder in der nämlichen Zusammenfügung noch mit den gleichen Worten, aber sie geben einige prägnante Sätze seiner Wissenschaftslehre dem Sinne nach und andeutungsweise wieder. So spricht Fichte wiederholt von einem „Experiment", einem „Versuch", den der Philosoph anstellen muß. (Vgl. Johann Gottlieb Fichtes „Sämmtliche Werke". Herausgegeben von J. H. Fichte. Bd. I, S. 454 u. 456. Berlin 1845.) Der Philosoph hat von der absoluten und „ursprünglichen" Selbsttätigkeit des

Unglücklicherweise ist es aber unendlich schwer, diesen Punkt demjenigen auch nur gehörig zu zeigen, der nicht von selbst fähig ist, ihn zu erreichen. Ich habe alle Wege versucht, die ich kenne, aber mit keinem hat es mir recht glücken wollen.

Ich kenne nemlich nur zwei, einen hypothetischen indirekten, und einen direkten. Den ersteren, wissen Sie, nimmt immer Kant. Aber von der Seite habe ich es hier nicht einmal gern versuchen mögen. Es giebt da kein Factum, als die Existenz allgemeiner und nothwendiger und doch synthetischer Grundsätze, die Existenz der Mathematik. Nun aber erkennen sie die ganze Mathematik, als bloß analytisch an, und man kommt auf keine Weise, wie man sich auch

---

Ich, welches Subjekt und Objekt zugleich ist, auszugehen (ebenda S. 458—463); das „Anschauen seiner selbst im Vollziehen des Actes, wodurch ihm das Ich entsteht", diese durch Abstraktion von allem Sein vermittelte Tathandlung ist die „intellectuelle Anschauung" (S. 463—465), ist „der einzige feste Standpunct für alle Philosophie" (S. 466). „Darum ist alle Philosophie, die nicht von dem Puncte, in welchem Subject und Object vereinigt sind, ausgeht, nothwendig seicht und unvollständig, und vermag nicht zu erklären, was sie erklären soll, und ist sonach keine Philosophie", S. 528. In seinem Brief aus Rom vom 6. Juli 1803 an Johann Gottfried Schweighäuser, den früheren Hauslehrer der Humboldtschen Kinder, (abgedruckt in A. Laquiante, „Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt, lettres à Geoffroi Schweighaeuser", Paris et Nancy 1893, S. 69 f.) entwickelte Humboldt gleichfalls die oben skizzierten Hauptsätze der Wissenschaftslehre Fichtes.

herumdrehen mag, nur um Einen Schritt auf dieser Stelle vorwärts.

Der direkte von dem moralischen Gefühl, dem Bewußtseyn des von allen Folgen unabhängigen Rechts scheint leichter. Aber er findet hier weit weniger noch, als jener Beifall. Ihre Moral ist ein bloßes Berechnen des größern Vortheils, und es ist schrecklich zu hören, wie materialistisch alle ohne Ausnahme über diesen Punkt reden. Man kann sich nicht enthalten, von solcher Verkehrtheit in moralischen Begriffen Schlüsse auf ihren Sinn für Freiheit und Recht überhaupt zu machen. So sind auch hier alle Zugänge verschlossen. Das Meiste, was ich hier noch bewirkt habe, ist, daß der, welcher unter ihnen der geduldigste ist, mich doch so weit begriffen hat, daß er den reinen Willen gleichsam als einen Instinct der Vernunft ansieht.

Diese ganze Art zu raisonniren ist in Deutschland den eigentlichen Popularphilosophen vollkommen ebenso eigen, und es wäre in so fern hiebei nur für Frankreich zu verwundern, daß es hier auch nicht einzelne Männer zu geben scheint, die sich höher erheben. Allein es ist doch mehr. Diese ganz unmetaphysische und bloß logische Art zu philosophiren liegt tiefer im Charakter der Nation, und dies schließe ich vorzüglich daraus, daß ein offenbarer Vorzug ihres Verstandes eng damit zusammenhängt — ich meyne nemlich die Klarheit, die genaue Präcision, die sie überall fordern, die Unmöglichkeit ihrer Natur, sich über diese Dinge Illusion zu

machen, und sich tiefere Wahrnehmungen einzubilden, als sie wirklich haben[1]). Es ist mir am Ende immer noch lieber, einen Franzosen zu sehen, der von seinem eigentlichen Ich auch nicht einmal eine Ahndung hat, als einen Deutschen, der wie so mancher gutmüthige Lehrling, das reine Ich in allen Fingerspitzen zu fühlen glaubt. Wenn, wie wir doch glauben, unsre Philosophie die richtigere ist, so muß sie, es kann kaum fehlen, dennoch am Ende durchdringen, und dann wird sie in ihren Köpfen weniger Schaden anrichten, als in den unsrigen.

Wenn ich jetzt von französischen Metaphysikern gesprochen habe, so habe ich stillschweigend immer Sièyes ausgenommen. Er ist offenbar ein tieferer Kopf, als alle andern. Er äußert Dinge, die geradezu wie Kant und Fichte klingen, gesteht die Unzulänglichkeit aller französischen Philosophie ein, und hat mir namentlich gesagt, daß in keinem französischen Buche nur zwei Zeilen gesunder Moral stünden. Aber er hat seine Ideen nicht aufs Klare und in Einen Zusammenhang gebracht, und ist zu stolz, und ungeduldig um etwas Fremdes auch nur anzuhören, viel weniger anzunehmen. Er ist einer

---

[1]) Humboldt äußert ähnliche Gedanken über die Verschiedenheit des deutschen und des französischen Nationalcharakters in bezug auf Kunstgefühl, Geist der Sprache und Art zu philosophieren in dem zu unserer Nr. 25 angezogenen Aufsatz „Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne“ in Goethes „Propyläen“, Bd. III, Stück 1, S. 92—94; in den „Gesammelten Schriften“, Bd. II, S. 391 f.

von den seltenen Menschen, von denen man beinah mit völliger Wahrheit sagen kann, daß sie mit der entschiedensten Denk- und Charakterkraft weder zum Denken noch zum Handeln gemacht sind, und dies bloß, weil sein ganzer Charakter leidenschaftlich ist, — nicht daß ihn diese oder jene Leidenschaft wirklich beherrschte, aber weil alles was in ihm aufkommt den Typus der Leidenschaft, der ausschließenden Heftigkeit, an sich trägt. Könnte er sich nach Deutscher Art, entschließen, für sich, für wenige Leser, für die Nachwelt, ein System aufzuführen, so würde er unstreitig etwas Großes liefern. Aber dazu ist er zu sehr Franzose. Die Idee des Publicums um ihn her ist gleich da, und so ist alles Schreiben ein Theil des öffentlichen Lebens. In diesem aber zieht er sich gleich empfindlich in sich selbst zurück, sobald er sieht, daß seine Ideen nicht überall, und nicht ganz Eingang finden. Wenn er im Stande ist, etwas Großes zu ersinnen, so hat er nicht die Festigkeit es zu behaupten und auszuführen, und die Empfindlichkeit, die ihn hieran hindert, hindert ihn auch am ruhigen und reifen Finden der Wahrheit. Auch tragen seine Gedanken alle das Gepräge einer solchen schnellen und reizbaren Heftigkeit an sich; er ist vorzüglich witzig, aber nicht auf eine leichte, und gefällige Weise, sondern mehr scharf und beißend, er dringt in die Tiefe, aber es sind Blitze, die plötzlich ins Innere der Sache schießen, nicht ein langsames mit ausharrender Anstrengung begleitetes Eindringen. In der Revo-

lution ist er unendlich wichtig gewesen; er hat die hauptsächlichsten Basen der Constitution, das Repräsentativsystem, die Einheit der Republik, und die Eintheilung des Landes gegründet, und seine Ideen sind ein reicher Vorrath gewesen, aus dem andere, mit und ohne seine Absicht, geschöpft haben. Aber er hat fast nichts Einzelnes und dies nicht selbst durchgesetzt. Er hat eine sehr schöne und sprechende Physiognomie und sein ganzes Aeußeres, selbst wenn der Gehalt dessen, was er sagt, nicht gerade groß ist, flößt eigentliche Achtung ein. Er ist wenigstens überall kraftvoll und eigenthümlich. Was ihn noch auf eine auffallende Weise auszeichnet, ist daß er eine gewisse jugendlich-männliche Stärke erhalten hat, und gar keine Spuren von Schwächung durch Ausschweifungen an sich trägt, eine Sache, die sonst hier so gewöhnlich ist, daß der Beobachter sie in der That nicht, als bloß einzelne Ausnahme, übergehen darf.

In dem Perret, von dem ich Ihnen vorher sprach, bemerkte ich ein sonderbares Phänomen. Er weiß sehr gut mit Deutscher Philosophie Bescheid, und ich habe ihn nirgends auf etwas Falschem ertappt. Aber er kann über diese Dinge schlechterdings nicht Französisch denken, und wenn er darüber reden muß, drückt er sich in seiner Muttersprache schwieriger und ungewandter als wir aus.

Sie können denken, daß ich metaphysische Gespräche dieser Art fliehe, so sehr ich nur kann, allein wenn ich es nicht kann, so suche ich jetzt nur den

moralischen Materialismus feiner zu machen, und dem intérèt, den sie immer im Munde führen, die Selbst-Achtung oder das Gefühl des Schönen unterzuschieben. Aber leider ist der ästhetische Sinn gleich stumpf, und der Geschmack an einem Kunstwerk wird ebenso mit dem Geschmack an einer guten Schüssel, als eine tugendhafte Handlung mit einer bloß eigennützigen verwechselt [1]).

Aber genug für heute. Die Li umarmt Sie herzlich. Wie innig sehnen wir uns oft in diesen schönen Sommertagen nach Ihnen und Jena zurück. Die Jahre, die ich dort verlebte, werden mir ewig theuer seyn, und hoffentlich kehren ja wieder ähnliche zurück. Gedenken Sie auch unserer manchmal und leben Sie herzlich wohl. Tausend Grüße an Göthe.

Alexander ist hier, und geht im Herbst nach Aegypten.

Ist mein Aufsatz angekommen, und wie sind Sie damit zufrieden? [2])

---

[1]) Vgl. zu den vorstehenden Ausführungen die frühere Mitteilung Humboldts über seine Pariser metaphysischen Wortkämpfe im Brief an Schiller vom 20. Januar, oben Nr. 25. Goethe, dem Schiller (wohl noch während dessen Aufenthaltes in Jena vom 4. bis 9. Juli) Humboldts vorliegenden Brief mitgeteilt hatte, äußerte sich auch diesmal zur Sache, indem er letzterem in dem bereits erwähnten Dankbriefe vom 16. Juli (abgesandt am 20.) schrieb: „Sie haben, wie ich aus einem Briefe an Schiller sehe, der Kantischen Philosophie mitten in Paris energisch genug gedacht“ (Briefe Bd. XIII, Nr. 3843).

[2]) Obwohl dem Briefe die Unterschrift fehlt, scheint er doch vollständig erhalten zu sein.

28. 1798 Juli 12.

Antwort auf Schillers Brief vom 27. Juni (Leitzmann Nr. 62); am 25. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 64.

nr. 7.[1]) Am 8. Julius habe ich Ihren
Brief vom 27. Junius empfangen.

Paris, 12. Julius 98.

Ihr Brief, liebster Freund, hat mir eine außerordentliche Freude gemacht, für die ich Ihnen nicht genug danken kann. Ihr günstiges Zeugniß[2]) über eine Arbeit, die mir schon durch die anhaltende Beschäftigung, die sie mir gegeben hatte, werth geworden war, hat mich mit Muth und Kraft zu neuen Versuchen ausgerüstet. Ich hatte, seit ich meine Schrift an Sie abschickte, mein Urtheil über dieselbe gänzlich suspendirt; ich hatte mein Brouillon nicht einmal angesehn, und da es der zerstreuenden Gegenstände, die mich hier umgeben, nicht wenige giebt, so war sie mir fremd geworden. Aber ich kann nicht läugnen, daß mir ihr Schicksal darum nicht weniger am Herzen lag. Die Ideen, die sie enthält, schienen mir wahr und wichtig, sie hatten sich überdies während der Zeit, daß sie mir klar geworden

---

[1]) Nach dem in der ersten Note zum vorigen Brief Nr. 27 Gesagten müßte es richtig nr. 8 heißen. Mit diesem Brief hörte Humboldt wieder auf zu numerieren.

[2]) Andern gegenüber urteilte Schiller weniger günstig über die Schrift, so am 25. Mai 1798 und am 10. Februar 1799 an Körner (Briefe Bd. V, Nr. 1346 und Bd. VI, Nr. 1433); am 1. März 1799 an Goethe (Briefe Bd. VI, Nr. 1437).

waren, mit so vielen andern wieder verbunden und so fruchtbar weiter entwickelt, daß ein großer Theil meines jetzigen Denkens nothwendig mit ihnen stehen oder fallen mußte. Dennoch konnte ich mich nicht enthalten, auch Mistrauen in ihre Richtigkeit zu setzen. So bloß auf sich selbst beschränkt, so allein in einer durchaus heterogenen Masse, so in einer Lage, wo man immer Recht haben muß, weil man sich nur allein selbst versteht, ist es so leicht ein System zu erbauen, das entweder unrichtig, oder doch nur von einer eingebildeten Wichtigkeit ist.

Ueber beides haben Sie mich auf eine wahrhaft unerwartete Weise beruhigt. Sie haben meiner Arbeit gerade das Lob ertheilt, was mir unter allen das liebste ist, das Lob, daß ich mein Geschäft geendigt, die Beurtheilung dieses Gedichts auf eine erschöpfende und befriedigende Weise zu Stande gebracht habe. Aber was mir noch bei weitem wichtiger ist, ist Ihre Uebereinstimmung mit den Grundsätzen die ich über die ersten und wichtigsten Fragen der Aesthetik aufgestellt habe. Erst jetzt habe ich Muth in dieser Bahn weiter fortzugehen, und an der Ausführung eines Plans zu arbeiten, an den ich bis jetzt immer nur mit Schüchternheit dachte.

Zugleich hat mir Ihr Brief neue Erfahrungen über mich selbst gegeben, und ehemalige bestätigt. Ich bin fester, als je überzeugt, daß, wenn ich irgend Einen intellectuellen Beruf in der Welt habe, es der der Kritik ist, und wenn ich auf

irgend eine Tugend Anspruch machen kann, es die Gerechtigkeit ist. Es ist mir ein überaus merkwürdiges Zeugniß über mich selbst gewesen, daß im Raisonnement meine Idiosynkrasie mich niemals einseitig machen kann, ob sie mir gleich (was wirklich auf eine merkwürdige Weise wahr ist) im Empfinden fast beständig den Kreis verengt. Bei dieser Anlage darf ich noch die kühne Hofnung nähren, mit anhaltendem Nachdenken, mit ausgebreitetem Studium, mit emsigem Aufsuchen der verschiedensten Menschen, Länder, und Sitten, endlich den Schlüssel zu dem Geheimniß jeder menschlichen Größe zu finden, endlich die Formel zu entdecken, durch die man jeder Eigenthümlichkeit ihr Urtheil fällen, und jeder ihre Richtung vorschreiben kann.

Zwar habe ich nicht vergessen, was Sie in Ihrem Briefe auch über das bloße Beurtheilen von Kunstwerken sagen. Sicherlich giebt es kein anderes Gefäß, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als diese Einbildungskraft selbst, und eben so ist es eigentlich mit jeder andern geistigen Virtuosität. Jede ist im eigentlichsten und strengsten Verstande ein wahrer Zeugungsact, eine Thathandlung der innern und ursprünglichen Kraft. Um diese zu begreifen, muß man sie selbst gleichsam nachmachen, d. h. man muß dieselben Kräfte in Bewegung setzen, deren außerordentliche Energie sie hervorgebracht hat. Dazu kann der Philosoph und seine Entwicklung weder die Fähigkeit, noch die Neigung verleihen; aber er kann, wo beide vorhanden sind, die

Richtung bestimmen, indem er zu der wahren Ansicht führt, giebt er den eigentlichen Ruhepunkt an, von welchem aus der Hebel jener von ihm unabhängigen Kräfte mit Erfolge wirken kann. Dem Künstler selbst kann daher seine Lehre nicht sonderlich helfen; wenigstens nicht bei der Hervorbringung selbst; höchstens könnte sie noch seinen Geist allgemein vorbereiten, seinen Geschmack im Ganzen bilden und leiten. Aber sie dient denjenigen, welche die Werke der Kunst genießen, und denen sie nicht, wie jenem, Genie und Begeisterung entbehrlich machen; sie kann z. B. der Poesie nicht glücklichere Dichter, aber geweihtere Zuhörer schaffen.

Nur muß die Theorie sich freilich sehr sorgfältig hüten, mechanisch zu erklären, was schlechterdings nur ein freies Wirken ist, und sich niemals dem vergeblichen Wahn überlassen, das Phänomen ganz und gar erschöpft zu haben, und um dies zu vermeiden, ist freilich eine ganz eigne und vielumfassendere Methode nothwendig, als man der Kritik gewöhnlich vorschreibt.

Ihr Brief hat es mir erstaunlich deutlich gemacht, daß es außer der philosophischen Theorie der Kunst noch eine eigentlich technische giebt, und ich bin auf das, was Sie hierüber mit Göthe abgemacht haben, unendlich begierig. Da ich nie selbst ausgeübt, so habe ich, wie ich frei gestehe, von diesem Theil eigentlich keinen Begriff, und ich wüßte nicht Eine einzige Regel, viel weniger eine Art System derselben, anzugeben, die, wie Sie es nennen,

ein Kunstgriff des Handwerks heißen dürfte. Schon ein Paar Beispiele wären vielleicht genug, mich in ein ganz neues Feld zu versetzen.

Je mehr ich mich freue, daß Sie im Ganzen mit meiner Schrift zufrieden sind, desto lebhafter fühle ich die mannigfaltigen Mängel, die sie noch hat. Wieviel gäbe ich darum, wenn ich jetzt einige Wochen mit Ihnen verleben könnte. Wie viel könnte sie da noch gewinnen. So werde ich mich begnügen müssen, nur einige Flecken wegzuwischen, und das Uebrige der Nachsicht des Lesers zu empfehlen.

Soviel ich auch aus Ihrem Urtheile sehe, hat sie im Ganzen zwei und allerdings bedeutende Fehler: die Wahl eines so hohen Gesichtspunkts, daß, wie Sie sehr gut sagen, von dort kein Weg zum Gegenstande herabführt, und die zu große Ausführlichkeit im Stil.

Das Erste liegt zu tief, als daß sich bei der gegenwärtigen Arbeit etwas daran ändern ließe. Ich bin noch schlechterdings nicht einmal mit mir selbst einig, ob es etwas ist, das sich einmal auch bei künftigen abändern ließe, ohne gerade die Eigenthümlichkeit zu vertilgen, durch welche sich gerade meine individuelle Ansicht der Dinge auszeichnet. Aber das Factum ist offenbar. So oft ich noch über Menschen oder Bücher gesprochen habe, ist es mir begegnet, daß man meine Behauptungen zu allgemein, zu wenig durch Beispiele aus der Erfahrung gerechtfertigt findet; manchmal sehe ich auch deut-

lich, daß im Gespräch der andre mich erst dann versteht, wenn er meinem Ausdruck einen weniger allgemeinen unterschiebt, wodurch er aber freilich auch meines Erachtens der Sache immer ihre wahre Spitze abknickt. Den gleichen Vorwurf hat man meinen Horenaufsätzen gemacht. Demungeachtet giebt es keinen Menschen auf der Welt, der in seinen Behauptungen sich so auf Thatsachen stützt, der für jede so viele Beispiele bei der Hand hat als mich. Aber ich fühle selbst die ungeheure Kluft zwischen diesen Beispielen und meinem Satze so sehr, daß ich mich im eigentlichsten Verstande schäme, sie anzuführen. Zum Theil begreife ich wohl, woher dies rührt. Ich habe allemal den Totaleindruck des Gegenstandes im Kopfe, und zwar so wie ich ihn aufgefaßt habe, also auf eine anschauliche und lebendige Weise. Auf diesen paßt mein Satz geradezu, da ist schlechterdings kein Zwischenraum, viel weniger eine Kluft, aber Beispiele anführen, heißt diesen Totaleindruck zugleich zerreißen und von einem lebendigen frischen Bilde in eine trockne und todte Zeichnung verwandeln. Ein andrer Grund dieses Uebelstandes liegt in der Verschiedenheit meiner und der Schilderungen andrer. Ich gehe immer auf die innern Stimmungen der Seele, und immer auf das Allgemeinste aus. Ich fühle daß in jedem Menschen alles in Einem Punkte zusammenstrebt, daß es Einen Punkt giebt, aus dem sich seine Gestalt, sein Thun, seine Werke, sein Leben, seine Jugend und sein Alter, kurz sein

Wesen in allen Modificationen und allen Zeiten seines Daseyns zugleich und harmonisch übersehen läßt, und diesem Einen Punkte gehe ich überall nach. — Ich bin überzeugt, daß der Fehler dennoch immer noch in einer unrichtigen Methode liegt, allein da ich jene Vorzüge nicht aufgeben darf, so ist es die Frage, ob es mir je gelingen wird, ihn hinlänglich zu vermeiden.

Ich erinnre mich, daß ich in einem Horenaufsatz für ich weiß nicht welchen sehr transcendenten Satz einen Elephanten zum Beispiel angeführt hatte, über den Sie so sehr lachten. Ich strich ihn damals aus der Stelle weg, aber aus meinem Gedächtniß habe ich ihn nie vertilgen können. Noch täglich finde ich Veranlassung, mich an ihn zu erinnern.

Sie haben daher Unrecht, liebster Freund, Sich hierüber anzuklagen; so wie Sie Sich dagegen auch Unrecht thun, daß Sie Ihren Einfluß auf diese Arbeit verkennen. Die ganze Definition der Kunst, ja diese Ansicht selbst, ist Ihr unstreitiges Eigenthum.

Der andre Fehler, der Mangel an Kürze und Kühnheit im Vortrag, ist mir gleich unangenehm. Er giebt auch denen, die in die Sache selbst nicht eindringen, einen leichten Tadel in die Hand, und macht daß selbst bei den andern die eigentlich wichtigen Sätze nicht genug Effect hervorbringen, sich nicht als das ankündigen, was sie sind. Aber dieser Fehler liegt nicht in einzelnen Stellen, sondern

in der ganzen Anlage der Schrift, und könnte nur durch eine totale Umarbeitung verbessert werden. Allein, da Sie sehr gut bemerken, daß dieser Fehler mir eigenthümlich ist, so ist es sehr die Frage, ob es mir nur überhaupt, wenn ich auch wirklich diese Arbeit übernehmen wollte, gelänge? Da ich mich überdies jetzt unmöglich dazu entschließen könnte, so ist es besser, ich ertrage diesen Tadel mit Gleichmuth und denke an Besserung in meiner nächsten Arbeit. Diese Methode scheint mir überhaupt zweckmäßiger, als das ewige Sitzen über Einer Arbeit, wenn es nemlich, versteht sich, vorzüglich auf die Ideen ankommt, und man Grund hat zu glauben, mit diesen in Richtigkeit zu seyn.

Ich habe Vieweg gleich gestern geschrieben, und ihn gefragt, wann er die Schrift haben muß. Ich wünsche schlechterdings, daß sie zur Herbstmesse, oder wenigstens vor Neujahr erscheine. Bis Ostern hin damit zu zögern, halte ich, da ich nicht mehr im Stande bin, ihr viel zu geben, für durchaus unzweckmäßig. Immer wird also der Termin kurz seyn. Auf alle Fälle aber ändre ich noch die Stellen, die Sie mir anzuzeigen versprechen, und Sie könnten mir jetzt einen sehr großen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir recht bald dies nun zu Stande zu bringen behülflich wären. Ich möchte Sie sogar bitten, Sich in Ihrem Brief bloß auf das einzuschränken, was Sie zu dieser letzten Aenderung nothwendig halten. In 10—12 Tagen geht ein Brief von hier bis zu Ihnen, und wir könnten uns also in

6—8 Wochen ein Paarmal hin und wieder geschrieben haben.

Haben Sie also jetzt die Güte und gehn Sie das Manuscript, das ich nun am liebsten unausgesetzt in Ihren Händen wüßte, noch einmal durch.

Was Ihnen darin so zu ändern vorkommt, daß Sie es auf der Stelle ohne Mühe thun können, das thun Sie ja, ohne es mir nur einmal anzuzeigen. Es versteht sich ja von selbst, daß ich es genehmige.

Was aber eigentliche mühsamere Aenderung ganzer Stellen ist, das haben Sie die Güte mir baldmöglichst und wenn es seyn kann, vollständig in Einem Brief anzuzeigen. Ich antworte dann sobald ich kann, und schicke Ihnen meine Umänderungen. Diese sind Sie so gütig an den gehörigen Stellen einzuschalten, und haben Sie nichts mehr zu erinnern, so könnte das Manuscript dann an Vieweg abgehen.

Die Terminologie werde ich gern noch mehr umschreiben. Geben Sie mir nur ein Paar Beispiele, welche Ausdrücke Sie vorzüglich meynen?

Dann sagen Sie mir doch auch in Ihrem nächsten Brief, ob der Titel, den ich der Schrift gegeben habe, bleiben kann, oder ob man einen wählt, der mehr die darin enthaltnen allgemeineren ästhetischen Ideen anzeigt. In diesem Fall schlagen Sie mir wohl einen vor. Es wäre gut den Titel gleich bestimmt zu haben, weil Vieweg es doch wird wenigstens im Meßkatalogus anzeigen wollen.

Den Absatz über die redende Kunst werde ich deutlicher zu machen suchen. Doch sagen Sie mir wohl auch noch ein Wort über das, was Sie darin undeutlich finden.

Bei der Methode der Eintheilung der Dichtungsarten, und der Entstehung des Epischen Gedichts habe ich das Zusammenwirken der Einbildungskraft mit dem allgemeinen Seelenzustand, wie ich jetzt sehe, zu mechanisch und matt geschildert. Es ist dies eine eigentliche Synthesis, der wahre Akt des Genies. Ich werde da nachzuhelfen suchen.

Ueber den Begriff der Tragödie bin ich, denke ich, mit Göthe und Ihnen einiger, als Sie meynen. Auch ich unterscheide Tragödie und Epos wie gegenwärtige und vergangene Zeit, eben darum aber scheint mir die erste lyrisch. Auch müssen Sie nicht vergessen, daß ich hier nur von der Tragödie, insofern sie vom Epos verschieden ist, spreche, und also ihre plastische Natur mehr zur Seite liegen lasse. Ich werde dies in einer eignen Anmerkung erinnern. Allein hierüber müssen wir uns gegenseitig noch weitläuftiger erklären, sobald wir nur jetzt das eigentliche Geschäft vollendet und das Werk vom Stapel gebracht haben.

Als ich Ihren Brief erhielt, war ich eben im Begriff, Ihnen einige Ideen über die Komödie zu schreiben. Ich habe jetzt viel in dieser Gattung gelesen, und mir den Begriff zu bestimmen gesucht. Keine Gattung der Gedichte scheint mir aber so schwierig in der Theorie. Ich glaube nicht, daß

man auskommt, wenn man nicht mehr als Eine Gattung von Stücken annimmt. Zwei Stücke des französischen Theaters sind mir besonders merkwürdig gewesen, wovon Sie wenigstens das eine gewiß nicht kennen: le Philinte de Molière, par Fabre d'Eglantine [1]), und Piron's Metromanie [2]). Das erstere Stück, aber freilich gespielt, und so vortreflich, als man es sicherlich nur hier sieht, hat mich dem eigentlichen Begriff der hohen Komödie sehr nah gebracht. Im Lesen verliert es beträchtlich. — Doch auch darüber ein andermal. Denn ich hoffe, wir besprechen diese Dinge alle noch recht viel, und bringen noch gemeinschaftlich eine vollständige Aesthetik zu Stande.

Daß der Almanach Ihre Arbeit am Wallenstein unterbricht, ist mir äußerst leid, obgleich er Ihnen auch eine schöne Veranlassung ist, wieder etwas Neues hervorzubringen. Ich wäre besonders begierig, daß Sie ein, wenn mir recht ist, lyrisches Stück endigten, wovon Sie mir im vorigen Jahre einmal, aber nur sehr kurz schrieben [3]).

---

[1]) Philippe-François-Nazaire Fabre d'Églantine (1775 bis 1794), Politiker und Dichter. Das Stück wurde am 22. Februar 1790 zum ersten Male im Théatre-Français aufgeführt.

[2]) Alexis Piron (1689—1773), dramatischer Dichter. Seine Métromanie erschien im Jahre 1738.

[3]) Gemeint ist wohl der nicht zur Ausführung gelangte Hymnus „Deutsche Größe“ (vgl. Humboldts Brief vom 4. September 1797, oben Nr. 22).

Meine Frau ist vor einigen Wochen recht krank gewesen. Sie lebt jetzt auf dem Lande, in St. Cloud, wo es um sehr vieles besser geht. Ich bin mit den Kindern in der Stadt geblieben. Ich habe seit einigen Tagen auf Einmal viel an Kolik gelitten; und noch heute bei diesem Briefe hat sie mich sehr geplagt, was Sie ihm vielleicht auch ansehen werden.

Grüßen Sie Göthe herzlich, und bitten Sie ihn ja mir zu schreiben. Ich wünschte doch sehr, noch genauer von ihm zu hören, welchen Eindruck, das was ich besonders über ihn gesagt habe, auf ihn gemacht hat [1]). Das süßeste Bewußtseyn, das mir meine Arbeit gegeben hat, ist, daß ich auch in einer großen Entfernung, unter sehr heterogenen Umständen, immer derselbe bleibe, und Ihnen beiden immer nah bleibe. Dies Gefühl genieße ich erst jetzt recht, da Sie, wie mir Ihr Brief sagt, es anerkennen.

An Lolo meine freundschaftlichsten Grüße. Der Li nehme ich heute Ihren Brief mit aufs Land. Sie kann Sie also nur in Gedanken durch mich grüßen. Leben Sie innigst wohl, antworten Sie mir recht bald, und nehmen Sie Sich meines Werkchens an. Verzeihen Sie, daß es Ihnen so viele Mühe macht. Aber Sie fühlen welchen

---

[1]) Goethe dankte Humboldt in dem schon mehrfach erwähnten, vom 16. Juli datierten, nach dem Briefverzeichnis aber erst am 20. Juli abgegangenen Schreiben (Briefe Bd. XIII, Nr. 3843).

wesentlichen Dienst Sie mir erzeigen, und interessiren Sich ja auch außerdem für die Sache. Von ganzer Seele Ihr H.

29. 1798 September 5.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 17. August, Kalender S. 64; am 19. September bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 66.

Paris, 5ten September, 1798.

Ja wohl, liebster Freund, wäre es in jeder Rücksicht unendlich schön gewesen, wenn wir uns hätten einige Wochen lang mündlich über meine Schrift besprechen können. Sie glauben nicht, wie sehr ich das Bedürfniß davon, und weit mehr für mein Denken und Fühlen überhaupt, als für solch einen einzelnen Gegenstand empfinde. Ich habe seitdem ich Sie verlassen habe, viele neue Richtungen mehr bekommen, meine alten Ideen haben sich geläutert, bestätigt, enger in einen festeren Kreis zusammengezogen; wie sehr bedürfte ich bei diesem allen des freundschaftlichen Gesprächs, wie würde ich da in wenigen Tagen dadurch weiter vorrücken, als jetzt in ganzen Wochen. Es giebt einige Hauptpunkte, über die ich nicht mit mir einig werden kann, einige Dinge, die ich schlechterdings noch nicht aufzufinden, noch nicht in eine haltbare Form zu fassen weiß, und die doch der Schlüssel zu allen meinen übrigen Raisonnements sind. Allein besteht man zu sehr immer auf denselben Wegen der Unter-

suchung. Im Gespräche mit Ihnen fände ich vielleicht neue Gänge, die mich unerwartet zum Ziel führten.

Sie haben mein Werk unmittelbar zum Druck abgeschickt, und da ich sehr wohl begreife, daß Sie jetzt unmöglich sich ernsthaft damit beschäftigen konnten, so ist es mir insofern recht lieb. Doch kann ich nicht läugnen, daß mich seit dem Empfange Ihres Briefes eine gewisse Furcht über den Erfolg dieser Schrift angewandelt hat. Sie kennen meine Furchtsamkeit im öffentlichen Erscheinen dieser Art, die Sache ist mir noch nicht fremd genug geworden, um ein völlig competentes Urtheil darüber zu haben, und das Einzige, worauf ich mich verlasse, ist daß Sie das öffentliche Erscheinen nicht zugelassen haben würden, wenn Sie glaubten, daß es meinen Namen compromittiren könnte. Ich tröste mich also damit, daß die Billigen die Fehler der Darstellung gegen die Consequenz, die, dünkt mich, doch wenigstens im Ganzen des Raisonnements herrscht, aufheben, jene um dieser willen verzeihen werden. Wenn nur einige erkennen, daß die Theorie der Kunst durch diese Arbeit wenigstens einige Schritte vorwärts gemacht hat, so bin ich vollkommen zufrieden. Auf allgemeineren Beifall, auf eigentlichen Succeß rechne ich so wenig, daß ich Vieweg die ausdrückliche Bedingung gemacht habe, nicht mehr als 500 Exemplare abzuziehn, weil ich nicht möchte, daß er bei meiner ersten eignen Schrift Schaden hätte. Welches indeß nun auch ihr Schicksal seyn möchte, so wird sie, das gestehe ich

offenherzig, mir immer überaus werth bleiben. Ich habe überaus glückliche Stunden bei der Entwicklung dieser Ideen genossen, was mir in Deutschland lieb und theuer war, wurde mir dadurch in die lebendigste Gegenwart gebracht, und wirkte vielleicht gerade der heterogenen Umgebungen wegen, noch stärker und wohlthätiger auf mich ein. Der Druck gewährt mir auf alle Fälle wenigstens den Vortheil, daß meine Freunde sie bequemer lesen können, und so hoffe ich, soll uns diese Arbeit noch oft, mündlich und schriftlich, eine interessante Unterhaltung gewähren.

Vieweg wünschte, daß das Werk im Intelligenz-Blatt der Allgemeinen LiteraturZeitung angekündigt würde. Ich lege Ihnen eine kleine Ankündigung bei, die ich Sie bitte, ungesäumt einrücken zu lassen [1]). Sollten Sie etwas daran zu ändern finden, so thun Sie es ja. Sie wundern Sich vielleicht, daß ich den Titel so sehr verallgemeinert habe, allein Vieweg wünschte es, und es hat das Gute, daß wenn ich in den nächsten Jahren eine ähnliche Arbeit machen sollte, sie sich an diese, als ein zweiter Theil, anschließen kann.

Etwas Neues ist seitdem bei mir leider nicht zu Stande gekommen. Indeß habe ich allerlei neue Plane. Vorzüglich denke ich nun darauf, mir eine

---

[1]) Die Anlage fehlt. Die Ankündigung, unterzeichnet „Friedrich Vieweg der Ältere", erschien im „Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung", Nr. 160, vom 7. November 1798, Spalte 1323.

neue Form des Stils aufzufinden, damit ich mich nicht in der bisherigen zu sehr appesantire. Mein letzter Aufsatz z. B. ist mir bei weitem zu sehr dogmatisch geworden. Wenn aus meinem Stil noch etwas werden soll, muß ich, glaub' ich, oft an Form wechslen, dies wird das einzige Mittel seyn, zu einiger Leichtigkeit zu gelangen.

Was Sie mir vom Wallenstein sagen, freut mich unendlich. Nur leider daß je mehr Sie meine Erwartungen spannen, desto mehr auch ihre Erfüllung hinausgeschoben wird. Wenn Sie aber irgend fertig sind, so schicken Sie mir ihn ja und wenn Sie es könnten, so schicken Sie mir eine Abschrift, die Sie wenigstens nicht sobald zurückzuerhalten brauchen. Verlängern Sie mir den Genuß; es ist nicht unbillig, da er sich unglücklicherweise so beträchtlich verspätet [1]). Um den Almanach sollte es mir unendlich leid thun. Ich fühle gewiß vollkommen, daß das Arbeiten zu einem äußern Zweck und zu einem bestimmten Termin Ihnen selbst widrig und Ihren Productionen manchmal nachtheilig ist. Ich bin aber auch aus Erfahrung überzeugt, daß wenn Sie aller solcher Fesseln ledig sind, manches Produkt ganz und gar nicht entsteht. Gehen Sie einmal selbst alle Ihre prosaischen und poetischen Arbeiten für die Horen und den Almanach durch, und Sie werden gewiß finden, daß mit die schönsten darunter nur auf diese Veranlassung entstanden

---

1) Vgl. hierzu die zweite Note zum nächsten Brief, Nr. 30.

sind. Auch darin weicht Ihre Natur so sehr von der andrer Schriftsteller ab, und zeigt sich so unendlich edler; Sie können Ihrer Stimmung bis auf einen hohen Grad eigentlich befehlen. Eine zu einem äußern Zweck unternommene Arbeit gelingt Ihnen nie minder gut; vielleicht schadet selbst die Unterbrechung einer angefangnen nur wenig; aber beides kostet Ihnen freilich mehr Zeit, und erregt Ihnen augenblicklich eine widrige Stimmung, und diese Nachtheile sind freilich wichtig genug, um eine Aenderung wünschenswerth zu machen. Ueberhaupt aber ist es eine erbärmliche Sache um die Deutsche Schriftstellerei in diesem Augenblick, daß man überzeugt seyn kann, daß, sobald Sie die eigne Herausgabe eines Almanachs aufhören, auch kein guter Almanach mehr erscheint. Es ist wirklich ein sonderbares Phänomen, daß es außer den vortreflichsten Dichtern jetzt nur fast ganz schlechte giebt. Um eine Literatur emporzuhalten, um Institute nicht untergehen zu lassen, die immer gute Formen bleiben, wenn sie auch einmal augenblicklich nicht durchaus gut ausgefüllt sind, um einen gewissen Geschmack allgemein zu verbreiten, ist die bessere Mittelmäßigkeit (denn freilich hat auch die Mittelmäßigkeit Stufen) äußerst gut, und diese ist es gerade, dünkt mich, die uns jetzt fehlt. Es gab eine Zeit, wo unsre Literatur sie wirklich besaß; nehmen Sie Göking, Bürger für so viele seiner Produktionen, Gleim in seinen bessern Zeiten, Hölty, die Stolberge, u. s. f. Daß es jetzt anders ist, ist freilich

ein Zeichen der höhern Foderungen, die man jetzt macht, aber es zeigt auch offenbar eine Einseitigkeit selbst in unserm Geschmack an. Mehr als irgendwo ist in der Poesie Form und Gehalt zu unterscheiden, und wenn gleich nur das Genie beide, wie es eigentlich seyn sollte, verbindet, so muß dennoch auch das bloße Talent noch immer die erstere auf eine allgemein interessirende Weise zu behandeln verstehen. Ist dies der Fall, so fehlt es einer Literatur nie an Stücken, die den Geschmack, in einem ununterbrochnen Strom fortlaufend, auch ununterbrochen unterhalten und bilden, und die Werke der eigentlichen Meister bleiben nun nur die ungewöhnlicheren Erscheinungen, statt daß jetzt bei uns diese eigentlich allein die Poesie ausmachen, und sonst auch so gut als gar nichts vorhanden ist. Herausgeber eines Journals oder Almanachs sollte z. B. ein großer Schriftsteller nie seyn, oder wenn er sich dazu herabließe, so müßte er so vieler geringerer, aber immer noch guter Mitarbeiter gewiß seyn, daß die Arbeit doch wenigstens nie für die Masse auf ihm beruhte. Wenn der Almanach erschienen ist, wünschte ich sehr sogleich ein Exemplar zu erhalten. Ich habe mir deshalb einen Weg eröfnet, da das Schicken mit der Post, wegen der Theure des Portos (ein Almanach kostete unstreitig dadurch 2 Carolinen) fast unmöglich ist. Cotta steht hier mit einem gewissen Henrichs in Verbindung, dem er mit einer schnellen, sichern, und wohlfeilen Gelegenheit (die aber nicht allgemein zu

benutzen ist) Deutsche Zeitungen schickt. Ich habe Henrichs um Erlaubniß gebeten, einen Almanach dadurch zu erhalten. Schicken Sie also nur ein so compendiös als möglich eingerichtetes Exemplar an Cotta, mit dem Auftrag es an Henrichs zugleich mit dessen Zeitungen zu übermachen.

Rétif de la Bretonne[1]) kenne ich persönlich, leider aber zu wenig als Schriftsteller. Ich schreibe Ihnen in meinem nächsten Briefe, (heute fehlt es mir an Zeit) von diesem sonderbaren Genie. Im Umgange würden Sie ihn weniger interessant finden. Er hat, dünkt mich, unläugbare Aehnlichkeit mit Richter, aber die Deutsche Natur zeigt doch wohl auch hier ihren Vorzug.

Grüßen Sie Göthe herzlich. Ich antworte ihm nächstens, und danke ihm indeß herzlich für die schöne Elegie[2]). Die Li ist fast gänzlich wiederhergestellt und umarmt Sie und Lolo. Tausend Grüße an Wollzogens! Von ganzer Seele Ihr

In Eil. H.

---

[1]) Nicolas-Edme Restif (oder Rétif) de la Bretonne (1734—1806), einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit. Ausführlich äußerte sich Humboldt über dieses Original im Brief vom 18. März 1799 an Goethe (Bratranek Nr. 21).

[2]) In der Elegie „Euphrosyne", die Goethe dem wiederholt erwähnten Dankschreiben an Humboldt vom 16. Juli (abgesandt am 20.) beigelegt hatte (Briefe Bd. XIII, Nr. 3843), und die im Musen-Almanach für 1799 (S. 1—15) erschien, verewigte er das Andenken der liebreizenden, am 15. Dezember 1778 geborenen und schon am 22. September

30. 1799 April 26.

Antwort auf Schillers verlorenen Brief vom 4. März 1799, Kalender S. 73; am 14. Mai bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 76.

Paris, den 26. April, 1799.

Unendlich verlangt mich, theurer Freund, nach ausführlichen Nachrichten von Ihnen und vor allen Dingen nach Ihrem Wallenstein. Ich hörte außer dem, was Sie mir davon schrieben, noch nichts weiter weder von dem Stück, noch dem Erfolge der Vorstellung [1]). Ich sehne mich, es selbst zu erhalten und zu genießen, sehne mich um so mehr, als ich sehr lange alle ächt poetische Nahrung entbehrt habe. Lolo macht uns in ihrem Briefe an meine Frau Hofnung, daß Sie mir eine Abschrift schicken werden. Thun Sie dies ja, ich bleibe noch vier bis sechs Wochen hier und dann, wäre ich auch an den Enden Europas, würde ich immer Sorge tragen, es nachgeschickt zu erhalten [2]).

1797 verstorbenen Weimarer Schauspielerin Christiane Luise Amalie Becker, geb. Neumann. Ihre letzte Rolle war die „Euphrosyne" in Karl Friedrich Henslers Singspiel „Das Petermännchen" (Musik von Joseph Weigl) gewesen.

[1]) Am 12. Oktober 1798 wurde „Wallensteins Lager", am 30. Januar 1799 „Die Piccolomini" und am 20. April „Wallensteins Tod" zum ersten Male in Weimar aufgeführt (Kalender S. 67, 72, 75).

[2]) Schiller hatte von Anfang an die Absicht, den „Wallenstein" Goethe, Körner und Humboldt nur ganz fertig zu zeigen (Brief an Körner vom 28. November 1796, Briefwechsel Th. III, S. 397 f). Während Goethe dann aber persönlich den lebhaftesten Anteil am Fortschreiten

Mein letzter Brief an Göthe[1]) wird Ihnen gesagt haben, daß ich im Begriff stehe, Paris zu verlassen, aber mehrere zusammenkommende Umstände haben mich genöthigt, noch hier zu bleiben und wahrscheinlich fällt meine Abreise erst in die Mitte, vielleicht gar das Ende des Junius. Ich gehe in die Pyrenäen und von da nach Spanien und denke eine schöne Reise zu machen. Mein Bruder ist, wie ich ja wohl auch Göthen meldete, in Madrid, reist aber in 14 Tagen etwa von da nach Corunna und schift sich dort nach Mexico ein[2]). Er hat den Plan alle Spanischen Provinzen Amerikas, also den größesten Theil von SüdAmerika zu bereisen und mehrere Jahre abwesend zu bleiben. Es thut mir sehr leid, mich so lange von ihm getrennt zu sehen, allein es ist eine schöne Reise, er ist ganz dazu gemacht, sie, so wie es geschehen muß, zu be-

---

des Werkes nehmen konnte, wurde es Körner erst am 25. März 1799 fertig für 14 Tage übersandt (Briefwechsel Th. IV, S. 133) und Humboldt, der inzwischen lediglich „durch ein englisches Journal . . . eine Idee von der Behandlung der Charaktere im Piccolomini und dem Gang des Stücks“ erhalten hatte (Brief Karoline v. Humboldts an Schillers Gattin vom 15. Juli in L. Urlichs, „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“, Bd. II, Stuttgart 1862, S. 186), bekam den „Wallenstein“ erst nach seiner Drucklegung zu lesen (vgl. die erste Anmerkung zum nächsten Brief Nr. 31).

[1]) Vom 18. März 1799 (Bratranek Nr. 21).

[2]) Alexander v. Humboldt schiffte sich mit Aimé Bonpland am 5. Juni 1799 in La Coruña ein und landete nach mehr als fünfjähriger Reise am 3. August 1804 in Bordeaux.

nutzen, und so theile ich seine in der That außerordentliche Freude. Nach seinen Briefen zu urtheilen, ist er nie glücklicher gewesen. Auf alle Fälle ist dieser Reiseplan besser, als diejenigen, welche er vorher hatte. Die Gegenden, die er sieht, sind wichtig, reich an Merkwürdigkeiten aller Art, und noch fast ganz unbekannt und selbst die Gefahr der Reise ist nicht groß. Die Ueberfarth nach der Havana wird für eine der sichersten Seereisen gehalten, in Südamerika ist weder das gelbe Fieber, noch sonst eine andre epidemische Krankheit, und da er vom Spanischen Hofe aus den dortigen Gouverneuren aufs kräftigste empfohlen ist, so hat er auch von Seiten der Regierung nichts zu befürchten. Durch seine Art, sich zu benehmen, wird er gewiß der Spanischen Eifersucht, über die sonst alle Reisende so sehr geklagt haben entgehen, und so sehe ich nichts, was ihm im Wege stehen könnte. Er hat mir noch aufgetragen, Sie und Göthe aufs herzlichste zu grüßen.

Ich habe mich seit den letzten Wochen vorzüglich mit Vorarbeiten zu meiner Reise beschäftigt. Ich hoffe die Pyrenäen, das ganze südliche Spanien, und vom nördlichen Madrid und Biscaya, Lissabon und auf der Rückreise das mittägliche Frankreich zu sehen. Auf diesem ganzen Wege sind viele interessante Punkte, und vor allem habe ich diese Gelegenheit benutzt, die Sprache und die Literatur dieser Länder zu studiren. Da ich nun schon des Spanischen recht gut mächtig bin, Portugiesisch

zulerne und auch das altProvenzalische nicht versäume, das eigentlich die Muttersprache des neuern Italiänischen, Französischen und Spanischen ist, so kann ich nunmehr diesen ganzen Stamm der südwestlichen Sprachen Europens übersehen, und von ihnen aus Vergleichungen auch zwischen der Literatur und dem Nationalcharakter dieser Völker anstellen. Italien werde ich freilich nicht sehen, und davon wird mir der anschauliche Begriff, ohne den in dieser Art der Menschen- und Nationenkenntniß nur wenig zu machen ist, fehlen. Allein da es mir doch im Ganzen genommen, am meisten auf die Eigenthümlichkeit und den Gegensatz der Französischen, Deutschen und Englischen Bildung ankommt, so hoffe ich die Französische noch besser durch die Vergleichung mit dem mittäglichen Frankreich und Spanien kennen zu lernen, und besser einzusehn, woher sie eigentlich ihre Eigenthümlichkeit gewonnen hat. Es ist wirklich ein wunderbares Problem, wie die Mischung von Ueberbleibseln aus der Römischen Abkunft theils der Sprache, theils der Nation, mit barbarischem Zusatz sich zu einem eignen Ganzen organisirt hat. In beiden ist offenbar vieles, was an den alten Ursprung erinnert, ferner viel Aehnlichkeit mit der neueren Italiänischen und Spanischen, aber dabei schon in älteren Zeiten, schon im 11ten Jahrhundert auch eine so sichtbare Verschiedenheit, besonders so ein geringerer Grad der Phantasie, so ein Vorwalten des Verstandes, daß man durch die schmale Loire zwei verschiedene Nationen getrennt zu sehn

glaubt. Unstreitig rührt dieser Unterschied aus der größeren Verbreitung fremder Völkerstämme im Norden Frankreichs her. Aber da der fremdartige Zusatz, den man wahrnimmt, so wenig germanisch ist, so begreift man eigentlich nicht, wem man ihn zuschreiben soll, besonders da er auf der einen Seite, durch den rauheren Ton der Sprache, den minderen Vollklang der Wörter, die gebundnere Fügung derselben, durch eine bei weitem geringere Fähigkeit (in Nation und Sprache) kunstmäßig gebraucht zu werden, und vor dem reinen und unbestochenen Schönheitssinn zu gelten, allerdings barbarischen Ursprungs zu seyn scheint, auf der andern aber wiederum die Stärke und Derbheit entbehrt, die diesen Nationen eigen war, und ein Raffinement im Denken und Empfinden besitzt, das ihnen schlechterdings fremd war. In der Tat kenne ich keine Nation, deren Charakter so künstlich wäre, als der der Französischen, und wer es nur unternimmt, die Produkte, die recht eigentlich französisch, aber von großem Gehalt sind, z. B. Racine's und Rousseaus Werke zu analysiren, der wird sich wundern auf welcher schmalen Bahn zwischen Natur und Künstelei sich da alles herumdreht. Keinem Ausländer ist es so schwer, als einem Franzosen in seinem Empfindungsgange gleich zu bleiben und ihm darin Genüge zu thun; man wird ihm bald zu kalt, bald zu feurig seyn, bald zu viel, bald zu wenig thun. Denn was sie sensibilité und délicatesse nennen, ist ein so sonderbares Hinüber- und Herüberwirken der

Empfindung und des Verstandes, daß es sehr oft selbst der bloßen Beobachtung entgeht. Zwei Gründe haben offenbar stark mitgewirkt, dies hervorzubringen. Einmal Mangel an Objectivität. Wo die Empfindung sich nicht nach der Natur des Objects, sondern nach einem durch tausend kleine Umstände einmal allgemein fixirten Maßstabe der Beurtheilung desselben richtet, da verliert der Beobachter gleichsam den Compaß, der ihn leiten könnte. Zweitens das aus solch einer kränklichen Subjectivität nothwendig entstehende Einspinnen in sich selbst, in den Kreis seiner Ideen und Empfindungen. Ich wette was man will, daß nie ein ächter Franzose weder den Homer noch den Ossian, weder Shakespeare, noch Göthe, noch Sie, immer selbst nur halb den Petrarca und den Ariost versteht. Einen solchen Charakter nun gar, ohne ihm Unrecht zu thun, geschichtlich gewissermaßen herzuleiten, ihn in seiner möglichen idealischen Erweiterung zu beurtheilen, ist offenbar schwer, und man darf nicht versäumen, dazu jedes Hülfsmittel aufzusuchen; ein solches aber scheint die Vergleichung der so nah angränzenden Nationen und der Sprachen und Literaturen, die ehemals ihre Muster waren, in hohem Grade zu seyn.

Was mich ferner bei meiner Reise gerade in diese Gegenden freut, ist daß ich wie ich den Boden Spaniens betrete, mich in das 16te Jahrhundert zurückgesetzt glauben werde. Spanien hat nicht nur in seinen Sitten, vorzüglich in den mittäglichen

Provinzen noch viel Alterthümliches übrig behalten, sondern es lebt, insofern man mit Spanischer Eigenthümlichkeit und Spanischer Würde noch einen bestimmten Begriff verbindet, nur von seiner alten Größe. Wie Italien hat es nur damals originelle Schriftsteller gehabt, und verderbt jetzt sich und seine Sprache durch unglückliches Nachahmen der Franzosen. Jene Jahrhunderte aber haben, ich gestehe es gern, einen eigenen Reiz für mich. Sie sind die Wiege unserer Cultur, der Uebergang von der antiken zur modernen Bildung, und wenn die Bildung der Menschheit im Ganzen, als Eine fortlaufende Reihe, wenn gleich nicht von Fortschritten, doch von Umänderungen angesehen werden kann, so muß man, um unsre heutige ganz zu verstehen, ihre Quelle dort aufsuchen.

Ein kleiner, aber merkwürdiger Punkt ist noch Biscaya. Es ist wenigstens das einzige Europäische Land, das eine eigentliche Ursprache, älter, als alle übrigen neuern, und die mit keiner andern auch nur entfernte Aehnlichkeit besitzt, erhalten hat. Besonders ist die Grammatik dieser Sprache im höchsten Grade merkwürdig und führt zu interessanten Betrachtungen über die Bildung der Sprachen überhaupt. Wenn ich mit meinen Grübeleien darüber zu einigen Resultaten gekommen bin, denke ich sie Ihnen einmal vorzulegen, und hoffe, es soll Ihnen Vergnügen machen.

Alles dies aber, werden Sie sagen, ließe sich auch zu Hause studiren und meditiren, und so könnten

Sie nur ruhig schon jetzt zurückkehren. — Manchmal kommt es mir selbst so vor. Allein Sie glauben doch nicht, was der lebendige Anblick giebt. Bei meiner Ansicht der Dinge kann ich kaum behaupten, eigentlich viel auf der Reise zu erfahren oder zu lernen, was mir nicht auch bloße Bücher geben könnten; aber das Licht, das über den Gegenstand die wirkliche Gegenwart verbreitet, die Stimmung, die sie selbst dem Beobachter giebt, diese machen doch einen unendlichen Unterschied. Nicht nur einzelne Nüancen gehen bei den bloßen todten Buchstaben verloren, sondern vorzüglich der Zusammenhang des Einzelnen, die Einheit des Ganzen. Um eine Nation in ihren Schriftstellern, in ihren Sitten, in ihren Werken genau zu verstehen, muß man, glaube ich, eine Zeitlang mit ihr umgegangen seyn, und auf das genaueste Verstehen kommt doch am Ende bei ihrer Kenntniß allein alles an.

Spanien ist indeß doch jetzt nur eine zufällige und halb gezwungene Wahl. Italien ist mir verschlossen, und nach England habe ich nicht Lust zu gehen. Es bleibt mir immer, auch von Berlin aus nahe, da Spanien hingegen, wenn ich es jetzt versäume, unfehlbar immer zurückbleibt. Außerdem zieht mich das Abentheuerliche des Landes, die Fremdartigkeit der Sitten, die Unbekanntheit der Literatur und des jetzigen Zustandes der Cultur, nicht wenig endlich, besonders bei einem solchen entsetzlichen Frühlinge, die Wärme des Klimas an. Wir hoffen den Winter in Valencia zuzubringen;

da haben wir eine fast noch südlichere Breite, als in Neapel und entreißen unserm nordischen Leben wenigstens Einen Winter. Die Spanische Literatur fange ich jetzt zu kennen an. Die Sprache ist unläugbar schön, prächtiger Wortklang, ein melodischer Versbau, und erstaunliche Freiheit in den Constructionen. An Schwung und Feuer fehlt es ihren guten Dichtern nicht, wohl aber an Wärme und eigentlichem Dichtergeist. Ihre Einbildungskraft ist nur zu oft ein bloßes Spielwerk des Verstandes oder des Witzes. Es sind meist nur hochtrabende, oder subtile Gedanken. Das Letzte scheint aus der Provenzalpoesie herzustammen, die zwar oft Naivetät und Anmuth, aber auch etwas Trocknes, Magres und Spitziges besitzt.

Haben denn die Deutschen Zeitungen auch des Aufsehens gedacht, das jetzt nun schon beinah seit Monaten Kotzebues Menschenhaß und Reue [1]) hier macht? Es ist wirklich ein Jammer mit anzusehen. Nicht bloß, daß das Haus, so oft man es spielt, immer gestopft voll ist, so muß man es auch noch sonst von allen Seiten her loben hören. „Solche Natur und solche Empfindsamkeit sind bisher un-

---

[1]) Das Schauspiel erschien zuerst Berlin 1789 und wurde nach und nach in sieben fremde Sprachen übersetzt. Über seine Aufführung in Paris handelt auch ein einem Briefe Brinkmans entnommener Aufsatz im „Athenaeum“, Bd. II (Berlin 1799), S. 321 f.; irrtümlich abgedruckt in A. W. v. Schlegels „Sämmtlichen Werken“, herausgegeben von Ed. Böcking, Bd. XII (Leipzig 1847), S. 53.

erhört gewesen. Kotzebue ist der erste, der so zu rühren verstanden hat u. s. f." Den eigentlichen Literatoren muß man freilich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die einzelnen Fehler des Stücks einsehen. Aber daß es eigentlich gar kein Kunstwerk, daß es die bloße und rohe Natur ist, die ihnen diese Thränen abpreßt, das empfinden sie nicht. Mich hat das Stück aufs neue entsetzlich verdrossen. Es ist doch wirklich ein recht sichtbares Zeichen einer unästhetischen Rührung, wenn man sich über die Thränen ärgert, die man vergießt, und es ist eine eigentliche Gewalt, die ein Schriftsteller über einen ausübt, einem solche Thränen abzuzwingen. Das habe ich auch hier bei der Vorstellung wieder erfahren. Es kommen Momente, wo man wider seinen Willen gerührt wird und wo man sich deutlich bewußt ist, daß es keine andre Rührung ist, als die, mit der man die Wunden und die Lumpen eines Bettlers ansieht. Zu dem großen Beifall, den dies Stück erhält, thut auch seine moralische Seite nicht wenig. Man hält es für erstaunlich moralisch, und erinnert sich doch dabei so gern an das Bild des Lasters und der Verderbniß. Dieser Sitteneifer ist in der That ein heiliger Eifer. Als das Stück ein Dutzendmal gegeben war, brachte man eine Parodie in Vaudevillen auf ein kleines Theater. Die Posse war wirklich allerliebst, witzig, leicht, und durch ewig fortgehende Anspielungen überaus unterhaltend. Allein die erste Vorstellung konnte vor Lärmen kaum gegeben werden. Das

Parterre theilte sich in zwei Classen, und die Tugendeifrer gewannen mächtig die Oberhand. Selbst bei den folgenden Vorstellungen fand ich wenige, die nicht, nachdem sie herzlich gelacht hatten, gleichsam um sich mit sich selbst abzufinden, halblaut hinzufügten: cependant cela n'ôte rien au mérite de la pièce. Zugleich hat sich alles, was Hände hat, an die Uebersetzung der Kotzebueschen Stücke gemacht. Einige sind einzeln erschienen, und einer hat eine Uebersetzung der sämmtlichen Werke angefangen, die vorn mit dem Bildniß des Verfassers geziert ist. Ueberhaupt ist das Greifen nach dem Ausländischen, bei der Armuth an eignem Stoff, jetzt sehr groß. Einer hat angefangen Otto von Wittelsbach[1]) umzuarbeiten, und nach Ihren neuen Stücken bin ich schon dringend gefragt worden. Nur ist kein Segen für einen Deutschen dabei, seine Arbeit hinzugeben. Es wird ihm nicht mit großem Honorar gelohnt, und der etwanige Vortheil gewiß durch die Verschlechterung vergällt. Von Ihrem Don Karlos soll eine gute Uebersetzung von dem bekannten Adrien Lezai[2]) im Manuscript vorhanden seyn. Sie ist mir sehr gelobt worden, ich habe sie aber nicht zu sehen bekommen können[3]). Die

---

[1]) Schauspiel von Joseph Marius Babo (1756—1822), München 1782.

[2]) Adrien comte de Lezay-Marnesia (1770—1814), Staatsmann und Publizist, zuletzt Präfekt des Niederrheins in Straßburg.

[3]) Sie erschien unter dem Titel: Don Carlos, infant

Hauptschwierigkeit bei der Verpflanzung unsrer Stücke auf die hiesige Bühne ist immer, daß unsre oft in der Mitte eines Akts eine Scene ändern, was hier schlechterdings nicht geduldet wird.

Ueberhaupt herrschen über das was ein eigentliches Gedicht ist, hier wunderbare Grundsätze. So sagte mir einmal Frau von Stael, die auch über solche Dinge ernsthaft und tiefer nachdenkt, als man es gewöhnlich findet, daß Racine ihrem Urtheil nach der erste Dichter sey, obgleich er ihr nie eine Thräne abgelockt habe, und Shakespeare (den sie Englisch liest) ihre ganze Seele in Bewegung setze. Und so wird überall das Talent des Dichters von diesem Talent zu erschüttern und zu bewegen abgesondert. Es ist darin offenbar etwas sehr Gutes und etwas, das den Engländern z. B. nicht so gewöhnlich seyn mag, die Foderung an die strenge Kunstform. Der Fehler ist nur der, daß sie von dieser nicht bloß einen einseitigen, sondern auch einen falschen Begriff haben, daß sie sie nur in dem Verse, der Harmonie der Diction, und einigen conventionellen Dingen suchen. Weil sie nur das äußere Gewand, nicht die eigentliche Gestalt derselben kennen, so würden sie sie überall vermissen, wo sie nicht so vertraut mit einer fremden Sprache, und so von ihrer eignen Einseitigkeit frei wären, um auch jenes deutlich zu fühlen.

---

d'Espagne, tragédie traduite de l'allemand de Schiller. Paris 1799.

Da jetzt Kotzebue das Interesse für das Drama geweckt hat, so hört man jetzt in Gesellschaften und Schriften allerlei darüber äußern. Ein Gedicht, ein Kunstwerk, wie die Tragödie und Komödie kann es ihrer Meynung nach nie seyn; neulich hat sogar einer mit trocknen Worten, (und einer der ersten jetzigen Dichter) drucken lassen, ein Drama könne nie ein klassisches Werk seyn. — Diese Dinge haben mich veranlaßt mehr über diesen Gegenstand nachzudenken. Es ist wirklich eine eigne und schwierige Sache, wenn man dem Drama seine sichre Stelle zwischen dem Trauerspiel und dem Lustspiel sichern will, wie doch, glaube ich, geschehen muß. Auf den ersten Anblick scheint es eine Aehnlichkeit mit dem Verhältniß des Romans zur Epopöe zu haben. Allein dies verschwindet bei näherer Betrachtung ganz. Da es vorgestellt wird, so muß es eine gebundnere Gestalt, die strengere Form eines eigentlichen Kunstwerks annehmen.

Aber ich breche ab, um nicht in eine ganze Abhandlung zu gerathen. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir recht bald. Ich wollte auf alle Fälle, daß Sie mir unter Brinckmanns Adresse, weil dies auf jeden Fall, wenn ich z. B. früher abreiste, sichrer ist, schrieben. Sie ist à Mr. de Brinckmann, de la Légation Suédoise, à Paris, rue de Grenelle, faubourg Germain, nr. 103. Wenn Sie mir den Wallenstein schicken, so machten Sie es ja wohl so, daß er ihn erbrechen und lesen könnte. Er bittet Sie inständigst darum und zeigt ihn sicherlich

niemand. Lolo, die Wollzogen und Göthe grüßen Sie herzlich. Die Li umarmt Sie alle. Sie befindet sich bei diesem schändlichen Frühjahr gar nicht wohl. Die Kinder sind munter. Leben Sie herzlich wohl und nicht uneingedenk Ihres H.

Der gute Einfluß des Wollzogen auf die Finanzen freut mich unendlich.

Ueber mein Buch und die Aufnahme desselben im Publikum — wenn es überhaupt eine Aufnahme erfährt — sagen Sie mir wohl ein Wort.

31. (1800 Anfang September).[1])

Erst nach dem 10. Oktober abgegangen, vgl. den folgenden Brief Nr. 32 von diesem Tag, in dem Humboldt Schiller die Absendung des bereits vor längerer Zeit geschriebenen Briefes in Aussicht stellt. In Schillers Kalender nicht verzeichnet.

Ich habe mich seit vierzehn Tagen sehr anhaltend mit Ihnen beschäftigt, mein theurer Freund;

---

[1]) Am 15. August hatte Karoline v. Humboldt an Schweighäuser geschrieben, sie hoffe, „ihre Freundin aus Berlin", nämlich Rahel Levin, werde am folgenden Tag ankommen (abgedruckt bei A. Leitzmann, „Rudolf Hagen zum Gedächtniß, Neue Briefe von Karoline von Humboldt", Halle a. S. 1901, S. 40). Die Ankunft muß sich indessen wohl etwas verzögert haben, da Karoline demselben am 2. September schreibt (ebenda S. 41), Rahel sei mit der Gräfin Karoline v. Schlabrendorf „vor 10 Tagen" angekommen, und in diesen Tagen habe sie fast ausschließend „der Wallenstein, den die Berliner Frauen mitgebracht haben", beschäftigt. Das Werk gelangte also etwa zu Anfang der zwanziger Tage des August in die

denn ich habe Ihren Wallenstein gelesen, und wenn ich zu denen gehörte, an welche dieser Genuß am spätesten kam, so bin ich, denk' ich, auch vielleicht der, in welchem er am längsten und anhaltendsten dauert.

Wir redeten oft mit einander über diese Dichtung, da sie noch kaum mehr als entworfen war. Sie sahen sie als den Prüfstein an, an dem Sie Ihre Dichter-Fähigkeit versuchen wollten. Mit Bewunderung, aber auch mit Besorgniß sah ich, wieviel Sie an diesen Versuch anknüpften. Hundertmal ist mir während des Lesens das Ende des Reiterliedes eingefallen: „und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen seyn.“ Sie haben um das Höchste gerungen, und wenigstens was das Poetische betrift — das wird Ihnen schwerlich irgend einer streitig machen — das Höchste erreicht [1]).

Solche Massen hat noch niemand in Bewegung gesetzt; einen so vielumfassenden Stoff noch niemand gewählt; eine Handlung, deren Triebfedern und Folgen, gleich den Wurzeln und Zweigen eines ungeheuren Stamms, so weit verbreitet und so

---

Hände des Humboldtschen Ehepaares, und da Humboldt selbst im Eingang des vorliegenden Briefes sagt, er habe sich „seit vierzehn Tagen“ sehr anhaltend mit dem „Wallenstein“ beschäftigt, so ist unsere Nr. 31 auf Anfang September zu datieren.

[1]) Nicht uninteressant ist es, zum Vergleich mit der nachfolgenden Würdigung die freilich weniger eingehende Körners in seinem Brief an Schiller vom 9. April 1799 (Briefwechsel Th. IV, S. 136—141) heranzuziehen.

vielfach gestaltet zerstreut liegen, niemand in einer Tragödie dargestellt. Sie haben Wallensteins Familie zu einem Haus der Atriden gemacht, wo das Schicksal haust, wo die Bewohner vertrieben sind; aber wo der Betrachter gern und lang an der verödeten Stätte verweilt. Noch kein Kunstwerk hat mich in eine so neue und so consequent zusammenhängende Welt versetzt; keine Gestalten haben mich bisher so bestürmt und verfolgt.

Sie klagten mir oft über die Dürre Ihres Stoffs; aber vielleicht hat gerade diese unläugbare Trockenheit desselben Sie gezwungen, mehr zu thun, als bloß sie zu überwinden. Sie haben sich, das sieht man deutlich, Jahrelang in diesen Stoff eingesponnen, und ihn zur Welt ausgebildet. Warlich. nicht das Machen, aber das Walten des Kunstgeists ist unverkennbar in Ihrem Werk; aber man erstaunt nur mit doppelter Bewunderung, da Sie nun hervortreten und es sich selbst überlassen, zu sehen, in welchem Grade es Natur ist.

Ich habe in Ihren Stücken vorzüglich das Eigenthümliche aufgesucht, das, was mir, nach so langem Entbehren Ihres Umgangs, am lebhaftesten Sie zurückführen könnte. Ich habe es vor allem in der Größe der tragischen Wirkung gefunden. Sie haben in dem Kampf des Menschen mit dem Schicksal unmittelbar die streitenden Mächte selbst eingeführt: die Freiheit und die Abhängigkeit des Menschen, und den Kampf genau so geendigt, wie es der Geist und das Herz billigen und wünschen. Darum er-

halten Sie Sich durchaus auf der gefährlichen Höhe der Tragödie, und nähern sich nirgend dem Drama — eine Verirrung, von der bei genauer Untersuchung nur sehr wenige Dichter frei sind. Ihre Begebenheiten sind nicht, wie im Drama, Folgen einzelner Handlungen, sondern nothwendige Begleiter dieser Charaktere; ihre Hauptcharaktere sind nicht, wie die des Dramas, durch einzelne Leidenschaften, Vorzüge und Mängel, verschieden, sie sind es durch den Griff, den sie einmal für allemal in die Dinge und dadurch in ihr Schicksal gethan, dadurch daß sie eine ganze Gattung von Dingen an sich gerissen, eine andre von sich gestoßen haben, daß sie — der einzig wahre Begriff der zur Tragödie nothwendigen Charaktergröße — eine solche Kraft und Lebendigkeit des Wollens besitzen, daß sie sich die Richtung aus sich selbst und auf einmal vorschreiben, statt dieselbe stückweis von den Umständen zu empfangen.

Aber es ist auch darin noch etwas Eigenthümliches in Ihrem Wallenstein, daß die Empfindung, welche die Katastrophe mit sich führt, nicht bloß eine unglaubliche Klarheit des Blicks auf den Gegenstand zugleich zuläßt, sondern unmittelbar selbst ausstralt. Sie ist nicht Schmerz, nicht Rührung, sondern starres Entsetzen; und das Entsetzen besteht gerade darin, daß die in niederschlagender Helle erscheinende Furchtbarkeit des Gegenstandes das Gefühl, das unaufhörlich seine Kraft mit ihm vergleicht, in sich zurückdrängt. Es ist für die

Empfindung, was das Erhabne für die Einbildungskraft ist, und die einzige Stimmung, die in dem höchsten Grade der Spannung noch poetisch bleiben kann, da die tiefe Rührung leicht in kleinmüthigen Schmerz, und dieser in Dumpfheit übergeht. Durch diese größere Klarheit, die Sie dem Blick über Menschheit und Schicksal gewähren, vollenden Sie nun leichter den Kreis der tragischen Wirkung, und flößen dem Gemüth eine höhere Kraft ein, Freiheit und Schicksal, die es erst so gewaltsam trennen sah, wieder zusammenzuknüpfen.

Offenbar ist indeß dieser Ihr Weg auch der gefährlichste für den Dichter. Man entfernt sich leicht von dem Menschen, wenn man ihn zu hoch über ihn selbst hebt, und unläugbar giebt es noch eine andre Art der Tragödie, welche ich die elegische nennen möchte, und die bloß mit der schmerzlichen Empfindung des abhängigen Loses der Menschheit und der Ergebung in den Willen einer unbekannten Macht endigt. Die Alten kannten keine andre Gattung, und Göthe hat ihr in seinen schönsten Stücken eine neue Schönheit zu geben verstanden. Sein Egmont ist vielleicht die schmelzendste Ausführung derselben. Ich sage mit Fleiß schmelzend, weil mir dies Stück immer, wie eine Musik von Empfindungen vorgekommen ist. Es greift nicht sowohl in den geschäftigen Ernst des Lebens ein, als es in bald lieblichen, bald wehmüthigen und zerreißenden, aber immer sanften Träumen hinschwebt.

Was Sie auf Ihrem Wege gerettet hat — denn ich glaube nicht, daß man Sie irgend mit Recht eines Mangels an der nothwendigen poetischen Wärme zeihen kann — ist die sorgfältige Ausarbeitung Ihres Stoffs in alle seine Theile. Sie umgeben, Sie umstricken, möchte ich sagen, Ihren Zuschauer mit Leben, alles hängt äußerlich, der gewöhnlichen Verknüpfung der Umstände nach, zusammen; innerlich zeigen sich die ächten Quellen, die mächtigsten Triebfedern des Lebens; diese schließen sich unter sich eng zusammen, indeß geht die Handlung fort, wo man hinblicken mag, auf die unmittelbare Größe der bewegten Massen, auf die Strenge des Zusammenhangs der Theile, auf die Stätigkeit der erregten Empfindungen, auf die idealische Höhe der inneren Richtungen — überall findet man sich für das Vergangne befriedigt, und für das Folgende aufs neue erregt. Diese ächt dichterische Ausbildung Ihres Stoffs ist schlechterdings tadellos, und daß Sie gefühlt haben, daß es darauf und allein darauf ankomme, diesem Umstand haben Sie, dünkt mich, Ihr Gelingen zu verdanken. Ja es muß sogar jedem Leser auffallend seyn, daß sich Ihr Stück durch diese Ausbildung auch von den besten andern zu seinem Vortheile unterscheidet. Wenigstens habe ich noch bei keinem so das Gefühl gehabt, daß die poetische Ausbildung des Stoffs — statt nur auf den einzelnen Gebrauch berechnet zu seyn — so sehr über das Stück hinausreichte; da diese Welt einmal geschaffen war, scheint es, hieng es

nur von Ihnen ab, was und wieviel Sie davon zeigen, wo anfangen, wo aufhören wollten? Es ist aber nicht zu sagen, wieviel das Ueberverdienst — wie ich es nennen möchte — auf die Wirkung des Stücks thut. Denn da Sie doch nur streng die einzelne Handlung dargestellt haben, da mir nur sehr unbedeutende Stellen aufgefallen sind, wo ich glaubte, daß Sie Umstände, die Sie Sich zur Vollendung des Bildes hinzudachten, hätten in der Ausführung weglassen können, so scheint nun alles freiwillige Bewegung, durch sich selbst organisirtes Leben.

Es war unvermeidlich nothwendig, einen Stoff, der durch sich selbst der Empfindung so wenig gab, durch den strengen und lebendigen organischen Zusammenhang zu retten; aber es gehörte nur dem Genie an, diese Nothwendigkeit dergestalt zu einem Verdienst zu machen, daß nunmehr derselbe Stoff gerade vorzüglich tragisch erscheint.

Bei der Katastrophe des Wallenstein habe ich deutlich empfunden, daß die Ruhe, die man mit Recht bei keiner poetischen Wirkung vermissen will, nur darauf beruht, daß man jede angeregte Stimmung nur mit voller Kraft bis an ihr Ende durchführe. Nichts kann eigentlich so zerreißend seyn, als der Ausgang Ihres Stücks. Dennoch fühlt sich das Gemüth zuletzt in völliger Harmonie und ausgesöhnt mit dem Schicksal und der Menschheit. Max und Thekla sind der Empfindung gefolgt, der sie ihr Leben anvertraut hatten; das Einzige, was ihnen,

und an ihnen uns werth war, ist auf ewig durch ihren Tod gesichert und geborgen. Wallenstein konnte nicht still stehn und nicht zurückgehn. Ein so gewaltiges Fortstreben der Kräfte mußte fortrollen, bis es zerschellte. Das, was siegend hinter ihm zurückbleibt, kann freilich nur Misbilligung, sogar Verachtung bei uns finden, aber es verbinden sich auch schöne und wohlthätige Ideen damit. Wallenstein war eine so fürchterliche, so gewaltsame Erscheinung, daß die Hofnung friedlicher Ruhe unmittelbar mit seinem Fall eintritt. Die furchtbarste Idee Ihrer ganzen Dichtung, und die ihr zu einem Schauder erregenden Hintergrunde dient, die Uebermacht der Heere, die nicht bloß dieser oder jener Provinz, sondern allem ruhigen Bürger-Daseyn einen endelosen Krieg ankündigt, sinkt mit ihrem Schöpfer dahin. Ein gewaltig übergetretener Strom kehrt in sein Bett zurück, Saaten können wieder grünen, Völker wieder glücklich seyn.

Das ist gerade so groß, daß die Summe alles Menschendaseyns sich in Ihren Stücken so klar und kurz zusammenzieht. Die innere und reine Menschengröße, die sich einer Idee hingiebt, und lieber untergeht, als sie verläßt auf der einen Seite; auf der andern die näher dem Boden verwandte, beschränktere Gemüthsstimmung, die, leichter befriedigte Wünsche nährend, Ruhe, Zufriedenheit und äußeres Glück sucht, und die Sie sehr zweckmäßig nur in Massen, und nicht unmittelbar, sondern nur in dem Contrast der ihr Zerstörung drohenden Kriegsmacht,

und in den weisen Reden Octavios und den begeisterten Schilderungen seines Sohns dargestellt haben. Dieser beschränkteren Stimmung widerspricht jene Größe nicht. Max und Thekla können ebensowohl auf Erden glücklich seyn, als der Erde entbehren. Nicht also Wallenstein, denn sein Geist nimmt keine rein menschliche Richtung. Er begnügt sich nicht an den Gütern, die niemandes Eigenthum sind, und will die nicht theilen, die wenn sie einer besitzt, der andre entbehren muß. Er zählt sich (wie er selbst in den Piccolomini's sagt) den hellgebohrnen Joviskindern zu, und gehört doch (wie er Max nicht abläugnet) der Erde an. Wer, wo und wie es geschehen mag, die Sphären verwechselt, der kann keine gränzenlose Bahn verfolgen, sondern muß früh oder spät untergehen.

Ich hörte einige Leute hier sagen, daß, bei der Vorstellung, das Ende des dritten Acts des Wallensteins den beiden folgenden das Interesse benehme. Ich kann mir aber nicht vorstellen, daß dies Urtheil nur irgend allgemein gewesen sey. Denn so wenig vortheilhaft ich auch vom Publicum im Ganzen genommen denke, und so gewöhnlich es ist, die Menschen von Empfindungen hingerissen zu sehen, die sie erst, recht eigen für sich, zu gewöhnlichen herabgestimmt haben, so ist es doch auch so menschlich, wenn einmal eine Saite mächtig angeschlagen ist, nicht eher ruhen zu können, bis sie ausgetönt hat.

Wallenstein gleicht einer Naturkraft, und jeder tragische Held muß es unfehlbar mehr oder weniger.

Es muß ein gleichsam unreiner fremdartiger Stoff in die Masse kommen, damit eine Gährung entstehe, und das Lautre und Fehllose, das eigentlich auf den Zuschauer wirken soll, sich rein abscheide. Aber Wallenstein ist es dadurch auf eine so große Weise, daß alles Schiefe in ihm und alles Misgeschick außer ihm allein aus seinem Charakter, und in diesem nur aus jenem Verwechseln der Sphären, aus dem Suchen des Unvergänglichen im Vergänglichen entsteht. Er hat nun nicht die Klarheit, welche jeder leidenschaftliche Charakter an sich trägt, und das Schicksal erscheint nicht als eine blinde Gewalt. Sogar er selbst, und dies thut eine erstaunliche Wirkung, sieht bei jedem Schritt klar vor Augen, was er thut; kennt sein Unrecht und seine Gefahr. Aber er hat sich selbst, und wieder durch das übermüthige Gefühl seiner Größe verführt, nach und nach unlösbar verstrickt. Dadurch haben Sie Ihr Stück den griechischen sehr nahe gebracht, wie es überhaupt durch die schöne und weise Mäßigung, die neben der vollen Stärke darin herrscht, und durch die vollendete Reife, trotz seines offenbar modernen Charakters, dem antiken schlechterdings nicht untreu ist.

Ich habe Wallensteins öfteres unschlüssiges Zaudern tadeln hören; mir aber ist es sehr richtig berechnet vorgekommen. Es ist immer nur zugleich die Folge seiner edelmüthigen Scheu vor dem Unrecht, und des Gefühls von Kraft, mit dem er nie von den Umständen und dem Augenblick abzuhängen

glaubt. Daß Wallenstein schnell handeln kann, wo es nur darauf ankommt zu handeln, daran kann niemand zweifeln; daß er zögert, wo er sich zu einer ganzen Reihe von Entschlüssen bestimmen soll, ist in einem nicht affectvollen, ja kaum einmal leidenschaftlichen Charakter, in einem Menschen, der nur ein einziges tiefes Streben, an dem für ihn alles hängt, kennt und an sich grübelnder Gemüthsstimmung ist, natürlich. Der Tadel rührt wohl nur daher, daß die Tadler, wie Illo und Terzky, von der Größe dessen, was er sucht, eigentlich keinen Begriff haben. Er will keine gemeine Empörung, keine gemeine Usurpation, er macht sich — und das ist gerade sein Unglück — kein Blendwerk, er sieht nur zu klar, was rein und edel, und was alltäglich ist. Er will das Größeste und Außerordentlichste in Wirklichkeit darstellen, und greift darum nach einer Königskrone; aber indem er die Hand ausstreckt, fühlt er, daß sie kein Stoff ist, in dem sein Gepräge sich ausdrückt. Darum hat er kein bestimmtes Verlangen, keinen reinen Entschluß. Unglückdrohende Gestirne entfernen nicht sein Handeln von dem entscheidenden Moment, sondern er sucht nur einen Vorwand am Himmel für das unschlüssige Zögern in seiner Brust. Er fühlt wohl, daß, was er will, über die Kräfte der Natur hinausgeht, und in der Unruhe, die ihn umtreibt, geben ihm die unverständlichen Geheimnisse einer chimärischen Kunst eine scheinbare Befriedigung. — Doch ist es mir, besonders bei ein

Paar Stellen vorgekommen, als hätten Sie von dieser Neigung zur Sterndeuterei einen etwas sparsameren Gebrauch machen können.

Die Zeichnung des Charakters Theklas hat mir durchaus eigenthümlich geschienen. So ganz Natur und so bloß die Natur, ist mir nicht nur bei Ihnen, sondern überhaupt nichts vorgekommen. Es ist die volle und reine Kraft der Liebe, die in diesem Busen waltet, und ihr diese Freiheit, diese Stärke und diese Besonnenheit giebt. Das Eigne Ihrer Behandlung liegt in der Strenge, mit der Sie, ich sage nicht bloß alles Ueberflüssige, sondern auch alles, was nur mehr thäte, als den Charakter zu zeigen, zurückgewiesen haben. Nur Sparsamkeit, nur sogar scheinbare Kälte in den Aeußerungen läßt in die Tiefe sehen und in die Tiefe wirken. Thekla ist gerade nur so weiblich, als es ein Weib seyn muß; sie ist nur so Geliebte und Tochter; sie ist, ehe sie das alles ist, und außerdem sie selbst, und kennt nur sich und ihre Bestimmung. „Ich kanns ihr nicht ersparen," sagt sie, und mit der Sicherheit, welche der tiefe Ernst der Empfindung immer giebt, folgt sie ihrer Bahn und verläßt ihre Mutter.

Wie Göthe's Iphigenia und Ihre Thekla, so weist kein alter und kein moderner Dichter einen dritten Charakter auf. Der Platz, den Thekla einnimmt, macht, daß sie noch ernster und feierlicher auftritt. Die Natur erscheint größer und tiefer in ihr, weil sie sich weniger ausspricht, und von einer heldenmäßigeren Leidenschaft beseelt ist.

Die Achtung ihres Vaters gegen sie wirft ein schönes Licht auf ihn selbst zurück. Es scheint mir meisterhaft, daß Sie diesen einzigen Zug aufgespart haben, ihn vor unsern Augen an die Seinigen zu knüpfen.

Eine ganze Masse von Menschen, und zwar als einen einzelnen Charakter, in einem Stück aufzuführen, wie Sie in den Pappenheimern gethan haben, ist unläugbar neu, aber von der größesten Wirkung. Es ist das einzige Menschlich-Große, was sich aus der wilden Masse des Heers hervorhebt, es giebt dem Entschluß Maxens ein entscheidenderes Gewicht, vermehrt den Drang und das Schauderhafte seines Abtretens, und die Treue dieser Menschen gegen ihren Führer schließt sich wunderbar schön an die Treue der Liebe in Thekla an. Die gerechte Sache gewinnt durch diese Menge nicht nur mehr Masse, sondern auch durch ihren Edelsinn die Würde wieder, die sie durch die listige Art, wie man sie zu retten sucht, zu verlieren Gefahr läuft. Maxens und Theklas Gemüthsstimmung, der furchtbare Entschluß, lieber ihr Leben aufzugeben, als das Recht ihrer Empfindungen, verliert das chimärische Ansehn, in das alles Idealische leicht verfliegt, indem eine ungebildete und rohe Menge aus freier Wahl die gleichen Gefühle und das gleiche Schicksal theilt. Diese Pappenheimer — unzertrennlich und durch das edelste Band, durch gleichen Sinn für Recht und Treue, mit Max und Thekla verbunden — bleiben nun

auch das Einzige, worauf in der größesten Zerrüttung, im äußersten Entsetzen der Blick sich heftet, und worauf verweilend das Gemüth wieder Ruhe gewinnt. Einen würdigeren Antheil hat nie ein Dichter einer Volksmasse an einer tragischen Handlung gegeben.

Ueberhaupt aber sind Ihre drei Stücke dadurch durchaus neuer Gattung, daß um eine einzelne Erscheinung in einem einzigen Menschen anschaulich zu machen, Sie den Blick durch ganze große Massen hindurch führen mußten. Wallenstein erschien schlechterdings nur als ein Vermeßner, wenn man nicht durch das ganze Heer, vom Gemeinen bis zum General, die Gründe des Vertrauens sahe, das er haben konnte, dasselbe nach seinem Willen zu führen.

Daß Sie die Herzogin, die in den wenigen Malen ihres Erscheinens eine so trefliche Wirkung thut, nicht mehr zeigen, scheint mir sehr zweckmäßig. Ihr Schicksal, bei ihrem Charakter, hätte zuletzt nur, ohne allen Ersatz das Gemüth des Zuschauers schmerzhaft zerrissen, wenn Sie ihr mehr Antheil an der Handlung verstattet hätten.

Buttlers Charakter ist poetisch vollkommen gerechtfertigt. Er ist ein roher Mensch, aber von ungemeiner Kraft, und von ungemeiner Reizbarkeit für den Begriff der Ehre, in dem er wahre Begriffe und Begriffe des Vorurtheils mischt, dabei tief und versteckt leidenschaftlich. Er glaubt sein Ehrgefühl vom Kaiser beleidigt, und verläßt ihn

aus Rache; er sieht, daß ihn Wallenstein gemisbraucht hat, und seine Rachsucht wechselt jetzt nur von Gegenstand. Dennoch kann ich nicht läugnen, daß mir dieser Buttler der Stein des Anstoßes im Wallenstein ist. Der Theil des Plans, auf dem gar nicht hauptsächlich — denn Wallenstein ist immer, auch ohne das, dem Tode geweiht, und Sie konnten gewiß mancherlei Wege wählen — aber nach der Art, die Sie ergriffen haben, die Katastrophe beruht, befriedigt mich nicht ganz. Buttler ist allerdings ein taugliches Subject, jemand unwiederbringlich dem Tode zu überliefern. Allein seine Umänderung von Wallenstein wider ihn ist mir zu schnell, und der Erfolg nachher, bei seinem doppelten Betragen zu leicht. Allerdings ist seine Umänderung motivirt, und das hinlänglich, aber auf eine Art, die nicht allen Verdacht der Willkühr des Dichters ausschließt, und ob ich schon sonst nicht gleich den Stab über alle Motive dieser Gattung brechen möchte, so sind diese Ihre Stücke doch übrigens davon frei. Eine Treulosigkeit, wie Wallenstein hier an Buttler begeht, ist einem nicht bloß nicht lieb, sondern auch an Wallenstein fremd, und der Gedanke, daß dieser Kunstgriff einmal das einzige Mittel war, sich Buttlers zu vergewissern, nicht hinlänglich befriedigend.

Sey indeß dieser Tadel auch ungegründet, so hätte ich doch gewünscht, Buttler wäre weniger in den beiden letzten Akten auf dem Theater geschäftig. Ein Charakter, wie der seinige, — die unerbittliche

Härte der Erinnyen, ohne ihre innere Gerechtigkeit, aber mit dem Scheine des äußren Rechts — ist der furchtbarste Anblick, den man sich denken kann, und so wenig ich auch eine solche Gestalt aus der Tragödie verbannen wollte, so möchte ich es doch dem Zuschauer ersparen, sie lange zu sehen. Auch die Scene mit den Mördern hätte ich weggelassen, oder beträchtlich abgekürzt.

Dagegen thut Gordon eine vortrefliche Wirkung. Seine Weichmüthigkeit giebt diesen letzten Scenen eine sanftere Rührung, und seine bescheidene Mäßigung bereitet uns nach und nach darauf vor, daß eine so furchtbar aufstrebende Macht, wie Wallensteins seine, nothwendig und mit Recht in Nichts zerfallen muß.

Ueber die Eigenthümlichkeit Ihres Dichtergenies, worüber wir oft mit einander sprachen, glaube ich durch den Wallenstein nunmehr fast genügende Aufschlüsse erhalten zu haben. Man hat Ihnen immer eine vorzügliche tragische Stärke eingeräumt, man hat in allen Ihren Producten wahrhaft dichterische Gewalt über die Empfindung und erhabne Größe der Gedanken erkannt, man hat Ihnen ebensowenig Zartheit und Weichheit abgesprochen, und selbst der Ausdruck des Naiven ist Ihnen sehr gut gelungen. Wenn man tadelte, so war es, weil man Sie manchmal mehr ungeheuer, als groß zu finden glaubte, weil man Ungleichheiten, Höhen und Tiefen, dicht bei einander bemerkte, endlich weil man, welche Wirkung auch Ihre dichterischen Ge-

stalten ganz unläugbar ausübten, doch — gleichsam selbst über diese Wirkung erstaunend — nicht immer in Ihnen die wahre Natur erkannte. Jetzt glaube ich deutlich zu sehen, daß dieser Tadel größtentheils nur daher entstand, daß, weil Sie selbst Sich noch nicht durchaus rein entwickelt hatten, auch der nicht verwerfliche Zuschauer Sie nicht klar ins Auge fassen konnte.

Denn das, dünkt mich, ist der Unterschied zwischen Ihren neuesten Stücken und den älteren, daß derselbe Charakter in jenen weniger ausgearbeitet, — aber ebendarum vielleicht auch stärker und frischer — in diesen fast vollendet erscheint.

Worin sich also Tadel und Lob bei Ihnen vereinigten, das kommt auf ein Uebergewicht der Subjectivität über die Objectivität hinaus, man mochte es nun misbilligend als Mangel an Natur-Wahrheit verstehen, oder nur Ihre Eigenthümlichkeit bestimmend, als einen ungewöhnlichen Proceß, durch den Sie dieselbe, wo Sie sie nicht aus der ersten Hand empfingen, durch Sich selbst gleichsam wiederherstellten.

Daß die Gewalt der eignen und inneren Richtung mehr über Sie vermag, als der äußre Eindruck, ist mir ungezweifelt. Vielleicht auf niemand, als auf Sie, üben Ideen eine so gewisse und ausschließende Kraft aus; nur wenige Menschen sind in dem Grade gerecht, nur äußerst wenige in so großem Verstande gütig, und nur bei den seltensten kann man so sehr auf unverbrüchliche Treue rechnen,

wenn man einen Platz in Ihren Ideen gewonnen hat. — Verzeihen Sie diesen Rückblick auf Ihren Charakter, lieber Freund, aber Ihre Stücke haben mich ebensosehr zu Ihnen selbst, als zu den großen Bildern hingezogen, die Sie zurücklassen.

Dennoch hat man höchst Unrecht gethan, wenn man Sie mehr zum Denker bestimmt glaubte, oder wenn man — denn wohin hat sich nicht das Urtheil verirrt? — in Ihnen eine Vereinigung dichterischer und philosophischer Anlagen, die jede einzeln schwächte, zu sehen glaubte. Ihre Natur hat offenbar eine völlig bestimmte Richtung, und diese ist so rein dichterisch, als es vielleicht je eine gegeben hat.

Das Uebergewicht, das Sie (meiner Meynung nach) in der That charakterisirt, liegt in der Einbildungskraft selbst, es ist das der Kraft ihres fortschreitenden Strebens über das verweilende Vergnügen an der Ausbildung des erzeugten Stoffs. Das Feuer der Ihrigen entzündet sich unaufhörlich von neuem durch eigene Reibung. Sie mögen Gegenstände oder Empfindungen schildern, so stellen sich dieselben bei Ihnen nicht, wie freiwillig und durch gegenseitige Entwicklung an einander. Eine unverkennbare Kraft führt sie herbei, stellt sie zusammen, oder strömt sie, wie aus einer unbekannten Quelle, aus. Denn man sieht nirgends, woher diese Kraft nun stammt, sie hat keinen erklärbaren Entstehungsgrund, und keine erkennbare Absicht — und darin gerade liegt das Dichterische in ihr.

Obgleich alles in uns nur Folge, und obgleich kein Mensch etwas anders ist, als sein untheilbares Wirken im gegenwärtigen Augenblick; so heftet doch die Einbildungskraft die flüchtigen Erscheinungen auch räumlich neben einander, und macht dadurch ebensowohl ein gleichzeitiges Ueberschauen, als ein vorübergehendes Mustern möglich. Es giebt daher auch Menschen, die, mit heftigerer Bewegung, das Neue ergreifen, das sich in ihnen erzeugt, und andre, die, verweilender, mehr den Zusammenhang beachten, an dem es sich abwickelt.

In Ihrer Einbildungskraft ist das beflügelte Forteilen der Zeit hervorstechend vor der Rückwirkung des erzeugten Stoffs. In jedem Augenblick taucht Ein Gegenstand auf, in ihn ist das Vorige, das, als vergangen, schlechterdings hinter uns liegt, verschmolzen, und in dem Dunkel, das ihn noch drückt, liegt das Folgende verhüllt. Jeder Schritt ist eine neue Kraftentwicklung, die, je nachdem Sie der Gegenstand führt, pathetisch, als schmerzhaftes Erzeugen, oder so erhaben, daß darin alles Pathetische verschwindet, als freies Ausströmen der Ueberfülle erscheint. Darum üben Ihre Produkte eine größere Gewalt aus; darum haben sie nicht das sich immer in jedem Augenblick wiederherstellende Gleichgewicht, aber im Ganzen, wenn nun in dem letzten Punkt die ganze Reihe wieder aufblitzt, gleich schönes Ebenmaß, gleich volle Harmonie; darum erscheint das Einzelne minder freiwillig und zufällig, aber das Ganze gehört keiner Absicht an. Jeder Ring

der Kette ist schnurgerade nach dem Gewichte gesenkt, das sie zieht, aber das Gewicht ist unsichtbar, wie der Ring, an dem ihr erstes Glied hängt. Die Folge von Bildern, die uns beschäftigt, stammt aus der bewegten Menschennatur, sie eilt nach der Auflösung dieser Bewegung hin, die sich aber, ohne jemals erreicht zu werden, nur in der Unendlichkeit verliert — mehr fühlen wir nicht.

Jede Dichtung bildet auf einem gewissen Grade der Höhe einen vollendeten Kreis um sich. Die Dichtung der Alten, und die doch gleich originelle Göthe's thun es nach und nach; sie erweitern sich vom Mittelpunkt aus, der Gegenstand wirkt in die Ferne, die Ferne auf ihn zurück. Sie folgen pfeilgerade Einer Richtung, und erst dann schlägt sich der Kreis um den Leser, wann derselbe in dieser Richtung plötzlich angehalten, und durch diese Stockung sich selbst wiedergegeben wird. — So ist es offenbar im Wallenstein. Ehe Wallenstein fällt, reißt nur Er uns fort: ist er gefallen, so wendet sich der Blick zurück und zur Seite, die mannigfaltigen Bahnen der Menschheit, wohin ihr innres Streben sie reißt, wohin ihr äußeres Glück sie einladet — liegen offen da. So ist es auch in den lyrischsten Ihrer Producte, der Freigeisterei der Leidenschaft und der Resignation.

Dem dichterisch bewegten Gemüth offenbart sich nothwendig das Höchste, das es zu fassen vermag, und hier zeigt sich eine neue Verschiedenheit der Ansichten und der Köpfe. In Ihnen entscheidet

hier wieder die innere, rein aus sich selbst schaffende Kraft; diese bricht durch und macht sich Licht. Daher ist immer Klarheit in Ihnen, nicht die stille und ruhige, die aus der Ordnung entsteht, in der sich die Gegenstände selbst freiwillig lagern, sondern eine mächtige, neben und über einem scheinbar verwirrenden Getümmel und selbst hervorgehend aus der Kraft seiner Reibung. Ebendaher ist auch das Letzte in Ihnen nie der Stoff, nie das unmittelbare Leben, sondern der Gedanke, der Geist, der darin, verstanden, oder unverstanden, waltet.

Das Letzte, worauf die Dichtkunst führt, ist immer, wie sie selbst, etwas Unauflösbares, Unerklärbares; es kommt nur darauf an, wo man den Knoten faßt, ob näher, in der Erscheinung selbst, oder weiterhin in ihrem räthselähnlichen Sinn. Zu dem letzteren gehört natürlich eine höhere Kraft des Geistes. Denn wenn man eine Erscheinung in Gedanken, in ihre Bedeutung, auflöst, so ist, unmittelbar, alles klar und verständlich, und man muß erst den Gedanken wieder in die Tiefe verfolgen, um auf das Dunkel zu stoßen, das nun kein Licht weiter aufhellt, weil es die rein vorgelegte Aufgabe des Menschendaseyns ist, die aufzulösen man sich selbst überspringen müßte.

Dahin nun gelangen Sie, wie jeder ächte Dichter, immer; aber Sie wissen auf diesem Punkt einen Bund zwischen der Einbildungskraft und der Vernunft zu schließen, durch den es erscheint, daß nicht das Vermögen der Sinne, sondern die Kraft

des Gedankens durch die Phantasie, auf einem ihm unbekannten Wege zu einem Ziel geführt werde, das ihm allein unerreichbar gewesen seyn würde. Sie zeigen die Unendlichkeit, indem Sie geradezu die Kraft wecken, deren Wesen es ist, der Unendlichkeit nachzustreben, und überraschen uns, indem Sie es durchaus als Dichter (allein durch Phantasie) thun, was in Ihnen ein außerordentliches Vermögen voraussetzt, und in uns eine ungewöhnliche Bewegung hervorbringt.

Diesem Streben, auch dem Dunkel noch Funken des Lichts abzugewinnen, haben Sie die lyrisch didaktische Gattung zu danken, die Ihnen allein angehört. Man hat Sie in diesen Stücken manchmal getadelt, einen zu schwer philosophischen Stoff gewählt zu haben. Aber es giebt entweder gar keine didaktische Dichtkunst, oder sie hat nur da Gültigkeit, wo nur noch die Einbildungskraft, nicht aber der argumentirende Verstand weiter vordringen kann.

Wenn ich mich verständlich genug ausgedrückt habe, so werden Sie sehen, lieber Freund, daß ich Sie nicht auf Eine Gattung, ja nicht einmal auf Einen Stil beschränke. Zwar glaube ich sicherlich, daß die dramatische Gattung immer diejenige seyn wird, in der Sie Sich am leichtesten und reinsten zeigen werden; allein auch die epische, deren sinnliche Klarheit und nur zum Beschauen einladende Ruhe so sehr von dem Gange, den ich in Ihrer Einbildungskraft zu sehen glaube, abweicht, würde Ihnen und gleich gut gelingen. Sie würden, nur

auf anderem Wege, zu den gleichen Resultaten kommen, und aus der Stimmung des Lesers, die, innerhalb derselben Gränzen, einer großen Mannigfaltigkeit von Abstufungen fähig ist, eine andre Nüance geben. Dann aber erlaubt Ihnen auch Ihr Charakter bei weitem mehr fast jede Eigenthümlichkeit andrer nachzubilden. Er hat weniger, als andre Naturschranken, und verstattet Ihnen mehr Freiheit.

Von andern Dichtern — denn man kann es nicht vermeiden, Vergleichungen anzustellen — kann ich nur Göthe und Shakespeare mit Ihnen vergleichen. Alle andern stehen zu weit von Ihnen entfernt, sollten sie auch gleiche Dichterstärke mit Ihnen besitzen. Der Alten erwähne ich hier nicht.

Mit Göthe theilen Sie, genauer als sonst wohl zwei Dichter, den ganzen Umfang der Dichtkunst in Absicht auf den Stil. Der Gang seiner Einbildungskraft ist von dem der Ihrigen gänzlich verschieden. Er führt die Erscheinungen des Lebens anders ein, er legt sie anders an unser Herz, er erhebt anders zur geistigen Betrachtung. Auch wo er selbst schafft, scheint er noch zu empfangen, er erscheint fast immer mehr um sich schauend, und bloß aussprechend, was er sah, als in sich arbeitend und forteilend. Er kann nicht mehr Objectivität haben, als Sie, denn man kann Ihnen hierin keinen Vorwurf machen, nicht mehr Wahrheit, nicht mehr Leben. Aber er hat es auf eine andere Weise, und

seine Dichtung steht dem Menschen im Ganzen vielleicht näher.

Er bleibt mehr innerhalb der Gränzen der bloß empfindenden, leidenden oder genießenden, Menschheit stehen, er wendet sich an eben diesen Theil unsres Ichs, und darum vorzüglich hat er keine höhere, aber eine andre Wahrheit und Wärme. Er weiß aus diesen Schranken hinaus gleich gut auf das Höchste zu gehen, aber er hat nicht dieselbe Raschheit der Bewegung, nicht dasselbe Drängen der Erscheinungen, und erschüttert wohl gleich tief, aber minder heftig. Er wirkt mehr von außen; Sie mehr von innen auf den Menschen; man kommt auf beiderlei Weise zum Ziel, aber man fühlt bei Ihnen die eigne innre Kraft höher angestrengt. Sie wirken stärker auf den selbstthätigen Theil des Menschen, den Sie unwiderstehlich bestimmen; er macht wenigstens die Nothwendigkeit des Wirkens desselben minder sichtbar, weil er zuerst und unmittelbar den anschauenden und empfindenden stimmt.

Es ist schwer, unter Göthe's Werken etwas dem Wallenstein in Absicht des Sujets Aehnliches zu finden. Doch bietet Götz von Berlichingens Unternehmung sich aus gemeinnützigen Absichten der Gewalt des Kaisers zu widersetzen, einige Aehnlichkeit mit Wallenstein, und weit mehr der Charakter seiner Frau mit dem der Herzogin dar. Solche Charaktere so lang, so nah, so in verschiedenen Lagen zu zeigen, als Göthe gethan hat,

wäre Ihnen, glaube ich, ebenso unmöglich gewesen, als Göthe'n Ihr Wallenstein oder Ihr Max. Am meisten berühren Sie Sich wohl noch in Thekla. Aber ich weiß nicht, ob es Göthe'n möglich gewesen wäre, sie vorzüglich durch dasjenige zu zeigen, was ihre hohe und reine Natur von sich ausstößt, wodurch Sie ihr gerade die meiste Größe und eine tief erschütternde Wahrheit gegeben haben. Zeigten Sie sie mehr positiv, so erschütterte sie weniger, als sie rührte. Doch ist es gerade das, was Göthe immer thut. Auch seine einfachsten Charaktere läßt er viel sehen, zeigt nicht bloß sie im Leben, sondern (möchte ich sagen) auch das Leben an ihnen. So im Götz, so Klärchen im Egmont, so Gretchen im Faust und selbst Iphigenia. Daher haben seine Gestalten eine gewisse Weichheit und Lebenswärme vor den Ihrigen voraus; aber die Ihrigen dafür eine mehr imponirende Größe, gerade durch die sichtbarere Bestimmtheit der Umrisse eine höhere Kraft, das Gemüth, sogleich nach vollendetem Effect, zum weiteren Fortwirken zu bestimmen.

Shakespeare hat, wenn mich nicht alles trügt, dieselbe Richtung der Einbildungskraft gehabt, als Sie; er ist nur auf einem Punkt stehen geblieben, über den Sie hinausgehen, und dadurch hat er Vorzüge vor Ihnen, aber auch Nachtheile. In der erschütternden Schilderung des Lebens halte ich ihn für unerreichbar. Er faßt unmittelbar die Erscheinung, bleibt bei ihr stehen, und hält uns bei ihr fest; er hat nun alles Furchtbare, alles Düstre

und Trostlose, was das Ringen des Menschen mit dem Schicksale immer mit sich führt, wo man keinen Blick darüber hinauswirft, aber er hat auch die ganze Sinnlichkeit, die ganze Größe, die ganze Wahrheit der unmittelbaren Wirklichkeit. Für Shakespeare aber, wie für die Alten, macht noch etwas anders den Streit mit den Neueren ungleich. In dieser Entfernung der Zeit sehen wir in ihnen mehr, als ihre Werke — sie selbst; und einen Geist, wie den Shakespeareschen, mit den Fesseln und der Dunkelheit seines Jahrhunderts ringen zu sehen, erschüttert das Gemüth schon an und für sich. Die hohe Klarheit, den reinen Ueberblick über Menschheit und Schicksal, kann Shakespeare nicht gewähren, die Kunstvollendung, die ihm fehlt, noch abgerechnet.

Nachdem Sie im Wallenstein zwar einen wenig für sich dichterischen, aber weitumfassenden Stoff bearbeitet haben, wünschte ich Sie wohl in einem Stücke zu sehen, bei dem nur ein einzelner Punkt des Menschen, eine einzige Leidenschaft, im Spiele wäre. Ein solches Stück — wie z. B. Othello ist — muß noch gewaltsamer die Brust durchwühlen, und es wäre höchst interessant zu sehen, welche Auflösung eine Bearbeitung auf Ihre Weise dem Gemüth geben würde. — Auch auf Ihre Maria Stuart bin ich äußerst begierig [1]). Dem Sujet nach

---

[1]) Die erste Aufführung war schon am 14. Juni in Weimar erfolgt; die Druckausgabe erschien Anfang 1801; vgl. Müller „Regesten“ S. 145 und 149.

zu urtheilen, müssen Sie sie mehr ins Rührende und Elegische hinein behandelt haben.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit bietet noch, dünkt mich, die Art dar, wie Sie die Sprache behandeln, das Verhältniß, in dem Sie zu ihr stehen. Da Sie weniger Verwandtschaft mit den bildenden Künsten besitzen, so bleiben Sie strenger bei demjenigen, was der Dichtkunst ausschließend angehört. Da Sie nicht gerade vorzugsweise die Beschauungskraft Ihres Lesers bei einem, nur mit Hülfe der Sprache geschilderten Gegenstand verweilen, so halten Sie Sich mehr an diejenige sinnliche Wirkung, welche die Sprache, als vom Menschen stammend, und mit allem in ihm verwandt, auf sein Denken und Empfinden, und mithin auf sein Vorstellen überhaupt ausübt. Sie behandeln dieselbe weniger als ein Mittel, einen Gegenstand (dem Sie hauptsächlich das Gelingen Ihrer Wirkung anvertrauten) zu zeigen; sondern bei weitem mehr als ein Erzeugniß des menschlichen Geists, wodurch er sich das ihm Fremde menschlich aneignet und durch dessen zweckmäßigen Gebrauch er bestimmt werden kann, eine Reihe von Anschauungen und Empfindungen aus sich selbst zu entwickeln.

Die Sprache stellt offenbar unsre ganze geistige Thätigkeit subjectiv (nach der Art unsres Verfahrens) dar; aber sie erzeugt auch zugleich die Gegenstände, insofern sie Objecte unsres Denkens sind. Denn ihre Elemente machen die Abschnitte in unserm Vorstellen, das, ohne sie, in einer ver-

wirrenden Reihe fortgehen würde. Sie sind die sinnlichen Zeichen, woran wir die verschiedenen Sphären der einzelnen Gegenstände bestimmen, und wodurch wir (um alle falsche Vorstellung eines räumlichen Stoffs zu vermeiden) gewisse Portionen unsres Denkens zu Einheiten machen, die sich zu andern Zusammensetzungen und Verrichtungen brauchen lassen. Die Sprache ist daher, wenn nicht überhaupt, doch wenigstens sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet, oder vielmehr seiner dadurch bewußt wird, daß er eine Welt von sich abscheidet.

Sie übt aber auf die Art unsres Denkens einen andren gleich wichtigen Einfluß aus. Die Analogie ihrer Bildung, die sie eigentlich zu einer Sprache und zu dieser oder jener bestimmten macht, verbindet jeden einzelnen Theil in ihr aufs festeste mit allen übrigen, und denken wir uns dieselbe sehr groß, oder nehmen wir unsern Sinn für sie sehr geschärft an, so wirkt der Theil gerade ebenso auf uns, als das Ganze. Die Sprache wirkt daher nicht bloß, wie ein Gemälde durch ein Zusammennehmen der neben einander stehenden Parthien, sondern zugleich und sogar hauptsächlich, wie eine Musik, in welcher die vergangenen und noch folgenden Töne nur dadurch in dem gegenwärtigen mitwirken, daß sie ihn verstärken und brauchen. Eben das nun ist auch der Fall mit unsrer geistigen Thätigkeit. Das Vergangne ist vergangen, das jetzt Thätige ist nur die durch alle bisherige Uebung ge-

stärkte und zu dieser Thätigkeit in diesem Augenblick bestimmte Kraft. Da wir aber die Sprache selbst, und nur nach und nach und nur für und durch unser Denken mühsam gebildet haben (ein Fall, in dem sich jeder befindet, dem Wörter mehr als leere Schälle sind, da jedes ächte Verstehen ein neues Prägen von Ausdrücken ist) so bringt uns die Sprache unaufhörlich die Arbeit unseres Geistes, und zwar in lauter bis auf einen gewissen Punkt gelungenen, aber immer nur halb vollendeten Versuchen zurück, die also auch immerfort zum weiteren Fortarbeiten zugleich Stimmung und Leitung gewähren.

Das nun ist es, was ich die eigentliche Kraft der Sprache nennen möchte, ihre Fähigkeit, den Trieb und die Kraft zu erhöhen, immerfort — wie Sie es nennen wollen — mehr Welt mit sich zu verknüpfen, oder aus sich zu entwickeln. Indeß ist auch so das Resultat ihres Wirkens nur auf dem Wege zum Ziele, nicht an diesem selbst ausgedrückt. Es kommt nicht auf mehr oder weniger, nicht auf Reichthum des Besitzes, sondern auf die Stärke der Kraft an. Alle unsre Endlichkeit rührt daher, daß wir uns nicht unmittelbar durch und an uns selbst, sondern nur in einem Entgegensetzen eines andren erkennen können, besteht in einem ewigen Trennen, unsres Wesens in einzelne Kräfte, der Welt in einzelne Gegenstände, der Menschheit in einzelne Menschen, des Daseyns in vorübergehende Zeiten. Da diese Endlichkeit nicht in der That aufgehoben

werden kann, so muß sie es in der Idee; da es nicht auf göttliche Weise geschehen kann, muß es auf menschliche. Des Menschen Wesen aber ist es, sich erkennen in einem Andern; daraus entspringt sein Bedürfniß und seine Liebe. Das Einzige, was daher übrigbleibt, ist alle, zu irgend einer Zeit, und auf irgend eine Weise erlangte Stärke und jegliche Richtung der inneren Kraft so eng in Einen Augenblick zu versammeln, daß, da einmal keiner erscheinen kann, in dem sie unendlich und in Verschmelzung mit einem unendlichen Object wirke, sie doch immer einen ereile, in dem es voller, an einem größeren Object und in innigerer Berührung mit demselben geschehe. Dahin aber zu gelangen, ist die Sprache das einzige sinnliche und — als aus der innersten Menschheit stammend, und nur in ihr möglich — menschliche Mittel, und zu diesem Zweck muß man sie brauchen und tauglich machen.

Daß man aber die Bestimmung des Menschen so festsetze, und sie weder in einer Wirkung, noch in der ganzen Menschheit, noch in der Dauer eines ganzen Daseyns suche, scheint mir nothwendig. Wer dies letztere thut, sieht den, für den er doch sorgen will, mehr oder weniger als ein Werkzeug zu fremden Zwecken an. Ein fühlendes und wirkendes Wesen kann die höchste Befriedigung nur in eigener That, und nur in Einem ungetheilten Augenblick, in der Gegenwart finden. Die Zukunft erinnert an Bedürfniß, und die Erinnerung der Vergangenheit ist wehmüthig oder kalt.

In dies Geschäft, die Sprache diesem höheren Bildungszweck zuzuführen, greift nun geradezu, (und zwar allein unter allen Künsten) die Dichtkunst ein, wenn dieselbe nemlich ihrem Endzweck vollkommene Genüge leistet. Denn alsdann bestimmt sie die Sprachfähigkeit (d. i. die Fähigkeit, innere Gedanken und Empfindungen und äußere Gegenstände vermöge eines sinnlichen Mediums, das zugleich Werk des Menschen und Ausdruck der Welt ist, gegenseitig aus einander zu erzeugen, oder vielmehr seiner selbst, indem man sich in beide theilt, klar zu werden) diese Fähigkeit bestimmt sie, thätig, und allein den Gesetzen der Einbildungskraft gemäß thätig zu seyn. Indem sie also den Menschen nöthigt, künstlerisch zu wirken, nöthigt sie ihn zugleich, nicht nur mit seiner ganzen Menschheit (denn das thut alle Kunst) sondern auch gerade auf die einzige Weise zu wirken, auf welche der Mensch vor sich selbst klar werden, und da von dieser Klarheit alle Ausbildung abhängt, auf welche er sich ausbilden kann.

Wer die Dichtkunst anders behandelt, und leider geschieht dies nur zu oft, der verwandelt sie bloß in eine Malerei und Musik durch Sprache oder in ein Raisonnement durch Bilder und erkauft einen größeren Umfang der Kunst durch einen beträchtlichen Verlust an Stärke. Um bis auf jenen eigentlichen Punkt zu gelangen, muß man, außer dem Künstler, zugleich in hohem Verstande Mensch seyn, und da nun neue mächtige Kräfte beschworen und

bewegt werden, so gehört wieder mehr Künstlergewalt dazu, diese der Einbildungskraft zu unterwerfen. Da es aber in jenem Punkt durchaus darauf ankommt, daß der Mensch sich im Ganzen verstehe und bilde, so rückt man dem Ziele näher, je mehr sentimentalen und philosophischen Gehalt man den Werken der Dichtkunst giebt, oder vielmehr je mehr man die Kräfte des Menschen gerade aus dem Punkte bewegt, von dem aus sich alle auf Einmal aus der Stelle heben lassen. Darum hat unter allen Künsten wenigstens die Dichtkunst gewiß Fortschritte gemacht. Denn wenn gleich die Alten mehr sinnliche Schönheit der Sprache besitzen, so hat unsere Sprache — vermöge des Fortrückens der Menschheit überhaupt — eine feinere intellectuelle Ausbildung und eine den Menschen tiefer und innerlicher bewegende Kraft. Wo in Absicht der Kunst überhaupt die Alten unläugbar voranstehn, finden wir bei der wahren Eigenthümlichkeit der Dichtkunst aufs mindeste Ersatz.

Allein auch bei gleich richtiger Behandlung der Sprache kann man dieselbe mehr, als Gegenstände malend und Empfindungen ausdrückend brauchen, und mehr (indem sie dasselbe thut) wie ein bloßes Vehikel der Kraft, die, Anschauungen und Empfindungen auffassend, nur ihrer Thätigkeit Luft und Bahn sucht, und das Letztere scheint mir in Ihnen, vorzüglich in Vergleichung mit Göthe, charakteristisch. Bei gleichem Ziel und gleichen Resultaten ist es ein wichtiger Unterschied, von welcher Seite

man ausgeht, und in der Sprache vereinigt sich einmal die Welt, die sie darstellt und der Mensch, der sie schaft. Sollte nicht Göthe mehr jene im Auge haben, nicht gleichsam seine anschauende und empfindende Kraft mit seiner ausdrückenden messen, darin oft ringen, und das Werkzeug anklagen, das er gebrauchen muß, die Sache — gerade darum weil er eine mehr auf Anschauung gehende Stimmung hat — mehr und deutlicher von demselben trennen? Sollten Sie hingegen — mit einer subjectiveren Stimmung — nicht mehr die Richtung, die Bahn überhaupt, als den einzelnen Gegenstand verfolgen, mehr seine Beziehung auf den Menschen (sein Abstammen aus ihm und sein Rückwirken auf ihn) als ihn selbst und getrennt ins Auge fassen, sollte darum der Ausdruck nicht ihn freiwilliger hervorrufen, und sollten Sie nicht seltner die Sprache der Armuth beschuldigen, ja sie weniger abgesondert von der Sache betrachten? Wenigstens scheint mir Göthe's Sprache da, wo sie auf *seine* Weise (denn ich übergehe bei Ihnen beiden allgemeine Vorzüge) schön ist, sich vorzüglich durch die Reinheit des Maßes auszuzeichnen, in dem jeder Ausdruck die volle Sache, sie ganz und nichts als sie giebt. Wo es die Ihrige ist, da bewundre ich ein reiches und prächtiges Fortrollen der Ausdrücke, das uns mit sich fortreißt, jedes Bild, jede Empfindung bestimmt (aber nur das) hervorruft, und vor der folgenden wieder verlöscht. Sie haben beide auch im Stil, und ich glaube in gleichem Grade, das Verdienst,

genau den Punkt zu treffen, in dem Objectivität und Subjectivität sich streng die Wage halten müssen. Insofern es aber der Sprache ausschließend zugehört, nicht bloß Zeichen eines Gegenstandes zu seyn, sondern denselben dem Menschen durch Intellectualisirung näher zu bringen, behandeln Sie dieselbe mehr ihrer Eigenthümlichkeit gemäß, und die Dichtkunst mehr, wie eine redende Kunst — als von der Seite, wo sie der bildenden verwandt ist.

Diese Betrachtungen hat Ihr Wallenstein im Ganzen bei mir erregt; Sie werden mich leicht überheben, nun noch ins Einzelne einzugehen. Aber ich erlasse es Ihnen nicht, es einmal mündlich zu thun. Verzeihen Sie nur, liebster Freund, daß ich mich hier so gehen ließ. Aber Sie kennen meine Natur und haben Duldsamkeit. Wenn ich die Schwierigkeiten fühle, einer Kritik, die es eben so sehr der Fähigkeiten, als der Werke seyn müßte, einen bestimmten Maßstab und nur eine hinlänglich verständliche Sprache zu geben, so möchte ich diese Manier für eine Verirrung halten, zu der mich nun einmal Anlage oder Gewohnheit verdammt. Aber dann scheint es mir doch wieder nöthig, nicht bloß die Regeln des Verfahrens, sondern auch die Muster und die Gränzen der Richtungen zu bestimmen, und so komme ich immer wieder ins alte Gleis zurück.

Das Einzige muß ich noch, ehe ich schließe, hinzufügen, daß Sie, meinem Urtheil nach, Ihrem Werk und eigentlich Wallensteins Tod Unrecht gethan haben, es als drei Stücke anzusehen, und das

Ganze nur ein dramatisches Gedicht zu nennen. Hätte ich zu rathen gehabt, so hätte ich nur das letzte Stück, aber dies sehr eigentlich, als das wahre Trauerspiel, die ersten als eine Vorbereitung angesehen, den Leser in den von Ihnen vorbereiteten Gegenstand einzuführen — er hätte nun diese beiden Stücke bloß lesen, oder was besser war, sehen mögen. Wenigstens dünkt mich, wird die Kritik immer so urtheilen müssen. Als eignes Stück könnten sich wohl die Piccolomini nicht halten. Aber so ist nicht allein nichts darauf zu sagen, sondern Sie haben ein Muster gegeben, das nachahmen mag, wer Kraft dazu hat. Denn leicht ist es nicht, da die ersten Stücke — wenn sie, wie bei Ihnen, wirken sollen — nicht bloß ganz dramatisch, sondern bis auf die fehlende Auflösung allein, vollkommene Ganze seyn müssen. Zur unverbrüchlichen Regel machen, daß ein Stück alle Exposition schlechterdings in sich enthalten solle, auch wenn es schlechthin unmöglich oder schädlich seyn würde, können nur die, welche im Grunde alle Kunstwerke zu Kunststücken herabwürdigen möchten. Ueber den Gang in den Piccolomini's hätte ich noch einiges zu bemerken, aber ich will schlechterdings nicht noch länger seyn.

32. 1800 Oktober 10.

In Schillers Kalender nicht verzeichnet.

Paris, 10. 8br. 1800.

Auch mich, liebster Freund hat es sehr geschmerzt, meine Rückkunft wieder gewissermaßen

aufs unbestimmte hinausschieben zu müssen. Allein es ließ sich nicht wohl anders thun, und noch jetzt kann ich nichts Bestimmtes sagen. Wir glaubten, ehe wir die Reise unternahmen, unserm kleinen Mädchen [1]) die Blattern einimpfen lassen zu müssen; Sie kennen unsre Vorsorge hierin, und bei einer weiten Reise ist sie wirklich nicht unnütz. Diese Operation ist das erstemal nicht gelungen, jetzt ist sie wiederholt worden, und zwingt uns nun unter 4 Wochen kaum an die Abreise nur denken zu können. Auch die liebe Li, die Sie und Lolo herzlich umarmt, war wieder kränklich, und so hängen wir noch von Gesundheit und Wetter ab. Sobald etwas fest ist, schreibe ichs.

Ihre Unfruchtbarkeit an und in Briefen, wie Sie sagen, verdenke ich Ihnen nicht. In einer so weiten Entfernung ist es allerdings nicht viel mit dieser Art der Mittheilung. Doch möchte ich sie nie ganz versäumen; man bleibt sich doch auch in Gedanken näher, wenn man wenigstens weiß, womit man gegenseitig beschäftigt ist.

Für Ihren Wallenstein, mein Theurer, meinen herzlichsten Dank. Er hat mich unendlich beschäftigt und tief erschüttert. Nach allem, was ich hörte, hatte ich viel erwartet. Aber meine Erwartungen sind übertroffen worden. Ich habe Sie ganz darin

---

[1]) Humboldts zweite Tochter Adelheid, sein viertes Kind, geboren am 17. Mai 1800 in Paris, gestorben in Berlin am 14. Dezember 1856 als Gattin des Generalleutnants August v. Hedemann.

wiedergefunden, und in einer Größe, in einer Reinheit und Klarheit in der Sie Sich bisher in keinem Ihrer Werke dargestellt hatten. Wir müssen und werden noch viel mit einander darüber reden. Ich hatte Ihnen einen ausführlicheren Brief über den Eindruck geschrieben, den er auf mich gemacht hat [1]). Aber hernach schien es mir nicht der Mühe werth, ihn die weite Reise machen zu lassen — wenigstens nicht auf der Post. Begegne ich in diesen Tagen einem Reisenden, so empfangen Sie ihn durch diesen.

Für den Antheil den Sie an meinem Brief über den Monserrat [2]) nehmen, danke ich Ihnen sehr. Er macht mir Muth, diese Arbeit fortzusetzen. Vielleicht erlange ich durch sie, mit mehr Leichtigkeit schreiben zu lernen, woran es mir noch sehr fehlt. Ich führe jetzt ein ziemlich einsames Leben. Sehr viele Leute, die ich sonst aus Neugier sah, habe ich aufgehört zu besuchen, weil diese Neugier nunmehr befriedigt ist. Solche die mich durch sich selbst und daurend interessirten, giebt es nur ein

---

[1]) Die vorstehende Nr. 31 vom Anfang September.

[2]) Humboldt hatte das (nicht mehr vorhandene) Manuskript seines Aufsatzes „Der Montserrat, bey Barcelona" seinem Briefe an Goethe vom 18. August (von mir im „Goethe-Jahrbuch", Band 31, S. 54—58 veröffentlicht) beigelegt; Goethe sandte „den Humboldtischen Aufsatz" am 2. September an Schiller weiter (Briefe Bd. XV, Nr. 4280). Er ist zuletzt herausgegeben von Albert Leitzmann in „Gesammelte Schriften", Bd. III (Berlin 1904), S. 30–59.

Paar, die von Zeit zu Zeit des Abends zu mir kommen, und so bin ich meistentheils mit den meinigen; ich arbeite nicht viel, aber ich studire desto mehr, und ich habe an Kenntnissen durch meine Reisen auf mannigfaltige Art gewonnen. In den Ideen denke ich, sollen Sie mich, wie sonst, nur klarer und geordneter finden [1]).

Der Ausdruck: philosophische Herzlichkeit den Sie von meinen Versen brauchen, hat mich frappirt, weil ich ihn für ausnehmend wahr halte. Alles das, was mir am sichtbarsten fehlt, ein offenbarer Mangel an natürlicher, ich möchte sagen, Temperaments-Wärme und Heftigkeit (die doch allen großen Bewegungen der Phantasie und der Empfindung zum Grunde liegen muß) an eigentlicher Lebendigkeit der Sinne, und an für sich arbeitender, unabhängiger Einbildungskraft — dies ist es, was in mir jene gegenseitige Abhängigkeit deutlich entwickelter Ideen und Gefühle hervorbringt, die Sie sehr gut mit jenem Namen benennen. Ich bin dadurch wenig im Stande eine eigne Bahn zu eröfnen, aber auch vielleicht mehr, jede andere zu verfolgen, und mir willkührlich eine gewisse Richtung zu geben. In der Poesie allein richtet man damit nichts aus, und darum habe ich mich auch immer vor allen poetischen Versuchen gehütet, wenn

---

[1]) Hierher gehört die am Ende der zweiten Briefseite stehende Fußnote: Wegen meiner Reise schließe ich ehe ich nach Deutschland komme, nichts ab.

mich auch — wie nothwendig jedem von Zeit zu Zeit geschieht — manchmal die Lust dazu anwandelte.

Da mir Göthe vermuthlich bald wieder schreibt, mein lieber Freund, so lassen Sie mich doch wissen, ob Ihre Maria Stuart bald gedruckt wird [1]). Ich wäre sehr begierig sie zu lesen. Meine Neugier Ihren neuen Stoff [2]) zu wissen, werde ich zu zähmen suchen, da Sie eigentlich Recht haben, ihn solange bloß in Sich zu verschließen, bis er eine gewisse Ausbildung erhalten hat. Wundern soll es mich, ob er von der Art seyn wird, wie ich mir dachte, daß auf Wallenstein und Maria Stuart in Ihnen hätte folgen müssen.

Meine Kinder sind wohl und munter, und ich beschäftige mich viel und mit Vergnügen mit ihnen.

Umarmen Sie die Ihrigen, und leben Sie herzlich, herzlich wohl. Von ganzer Seele Ihr

Humboldt.

rue Honoré, hôtel de Vauban, nr. 88. près la place Vendôme.

---

[1]) Vgl. oben S. 282 Anmerkung 1.

[2]) „Das Mädchen von Orleans", vgl. Schillers Brief an Körner vom 28. Juli (Briefe Bd. VI, Nr. 1608). Mit Goethe hatte er den Plan noch etwas früher besprochen, vgl. Müller, „Regesten" S. 146. Die „Jungfrau" wurde am 16. April 1801 vollendet, am 17. September zuerst in Leipzig aufgeführt und erschien Mitte Oktober im Druck (Kalender S. 105, 111 und 113).

33. 1802 Mai 11.

Wie sich aus dem Text ergibt, erst am 18. Mai abgegangen; am 24. Mai bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 124. Die auf einem eigenen Blatte stehende Nachschrift, die bisher allein bekannt war, ist aus Leitzmann Nr. 63 abgedruckt.

Tegel, 11. May, 1802.

Was werden Sie von mir denken, mein lieber theurer Freund, daß ich Ihren im Anfange des Winters erhaltenen Brief[1]) noch nicht beantwortete, und daß Sie außer dem, was ich vor mehreren Monaten der Wollzogen schrieb, gar nichts von mir hörten. So lange ich in Berlin war, mußte es mir freilich an Stimmung zum Schreiben fehlen, die wirklich im höchsten Grade beunruhigende Krankheit der armen Li, eine enge und unbequeme Wohnung und noch dabei die Zerstreuung durch Gesellschaften, die es nicht immer zu vermeiden möglich war, entfernten mich von meinem Schreibtisch und mir selbst. Allein seit dem 1. März führe ich ein sehr ruhiges und wirklich meistentheils recht heitres Leben. Wir sind in Tegel, die Kränklichkeit der Li hat, wenn sie auch noch viel leidet, doch den beunruhigenden Charakter verloren, wir sind sehr einsam, ich habe wieder gearbeitet, und wenn mich jetzt etwas abhielt, Ihnen früher zu schreiben, so war es die Ungewißheit, in der ich über die Ent-

[1]) In Schillers Kalender nicht verzeichnet und nicht mehr vorhanden. Humboldt war Ende des Sommers 1801 von Paris nach Deutschland zurückgekehrt.

scheidung einiger mir wichtiger Ereignisse war. Denn außer der Schwangerschaft meiner Frau, deren Ausgang ich diesmal mit doppelter Sehnsucht entgegen sehe, gehe ich mit allerlei Planen, meine Lage zu verändern um, und vielleicht könnte ich in Kurzem wieder Deutschland auf einige Jahre zu verlassen veranlaßt werden. Doch sehnte ich mich zu sehr, Ihnen einige Worte zu sagen, und von Ihnen zu hören, um noch länger zu schweigen.

Daß Sie in der langen Zeit, seit Ihrer Rückkunft aus Dresden [1]) nicht müssig gewesen sind, der Unterbrechungen ungeachtet, die auch Sie leider erfahren haben, habe ich mit inniger Freude vernommen. Aber auch nur vernommen. Denn stellen Sie Sich vor, daß ich nicht einmal Ihren Turandot [2]) gesehen habe. Er ist seit meinem Landleben aufgeführt worden, und ich lasse die arme Li so ungern einen Abend allein, daß ich mir das Vergnügen lieber versagte. Daß man in Berlin, wo man doch immer raisonniren will, sehr viel darüber déraisonnirt hat, können Sie leicht denken. Gerade die Gränze des Komischen und Tragischen, auf der, wie ich höre, das Stück schweben soll, erfodert

---

[1]) Schiller war am 6. August 1801 nach Dresden gereist und am 9. dort eingetroffen; am 15. September trat er die Heimreise an und langte am 20. wieder in Jena an. Vgl. Müller, „Regesten“ S. 152.

[2]) Schiller vollendete „Turandot“ am 27. Dezember 1801; die erste Aufführung in Weimar erfolgte am 30. Januar 1802. Vgl. Müller, „Regesten“ S. 154.

sichern Kunstsinn und feine Beurtheilung. Die jetzt eigentlichen Berlinischen Aristarchen Schlegel und Consorten hörte ich nicht darüber urtheilen. Gentz hat Ihren und des Stückes wahren Sinn, wie ich glaube, aufgefaßt, er hat mir mit großem Interesse und der Wärme, die Sie ihm kennen, davon gesprochen. Ueberhaupt wirken alle Ihre Produkte wohl nur auf sehr Wenige so, als auf ihn, und ich habe daran aufs neue bewundert, wie Gleichheit im Tact der Empfindung, möchte ich sagen, sonst höchst verschiedene Menschen einander sehr nahe bringen kann. Gentz hat zwar Recht, wenn er behauptet, ganz idealistisch (sentimental, wenn Sie wollen) und Ihnen dadurch verwandt zu seyn. Er ist aber darin Ihnen und dem Wesen alles Idealistischen diametral entgegengesetzt, daß, da Sie durchaus reine Selbstthätigkeit sind, immer aus Sich und immer aus Ideen ausgehen, er nicht anders, als durch Leiden, durch wirklich pathologische Affection erregt werden kann, sey es Affection durch Freude oder Schmerz. Die beiden großen Hebel fast jeder gelungenen Thätigkeit in ihm sind Indignation oder Wehmut, oder — die ruhigste unter den Affectionen, deren er fähig ist — Bewunderung. Wie er physisch ein blödes Gesicht hat, und körperlich nicht gewandt ist, so kommt ihm alles Neue in Gedanken und Empfindungen nur wie ein Gewirre vor, das sich auf ihn wirft und ihn ermüdet, bis er sich Licht darin schaft. Er hat einen sehr tiefen Sinn für Poesie, aber ganz und gar nur von der sentimentalen

Seite, das klassische geht reinweg für ihn verloren. Homer und Ariost fesseln ihn nie, er zieht Virgils und Tasso's kalte Feierlichkeit vor. Allein sehr merkwürdig, und vielleicht einzig in ihm scheint es mir, wie die anfangs auch bloß pathologische Affection, ja sogar die Leidenschaft immer und gleich in Ideen und idealisirten Empfindungen zurückschlägt. Keines andern Menschen Gespräch hat den Reiz einer solchen Mischung von Ideenvermögen und leidenschaftlicher Hitze, wie Sie auch in der kurzen Zeit bemerkt haben. Für die Speculation halte ich ihn zwar nicht geeignet, aber für die Schönheit und Güte seines Ausdrucks gewinnt er nur dadurch. Denn weil er das Subtile und Verwirrte mit einer gleichsam körperlichen Furcht scheut, und doch nie mit Kälte noch mit Trockenheit schreibt oder spricht, so bekommt selbst seine leidenschaftlichste Aeußerung oft ein Gepräge pragmatischer ruhiger Wahrheit, und (bei der großen logischen Ordnung, die in seinem Kopfe herrscht) selbst sein sehr declamatorischer Stil eine ungewöhnliche Helligkeit und Methode. Unglaublich Schade ist es, daß seine äußere Lage, aber vor allem seine Sinnlichkeit, ihn schon seit länger, als einem Jahre, für alles andre, als höchstens noch fürs Gespräch, untauglich machen. Aber es bestätigt nur um so mehr, was ich sagte. Ein reines Interesse an Ideen ist nie durchaus, immer nur ruckweise, und durch einzelne Anstöße in ihm rege. In Weimar schien es ihm doch außerordentlich gefallen zu haben, es sind wohl nur

zufällige Umstände daran Schuld, wenn er nicht bald wieder hinkommt[1]).

Ueber den Schlegelschen Almanach[2]) urtheile ich, wie Sie. Die Schlegels rühmen sich, daß Göthe an Tieks Zeichen im Walde großes Gefallen gefunden habe. Ich muß gestehen, daß mir dies Stück gerade vorzüglich graß und gehaltlos zugleich scheint. Lieber sind mir ein Paar Sonnette von Tiek, doch ist keins ohne einige Schiefheit oder Mattigkeit. Haben Sie aber je die Genoveva oder die Lieder in der Magellone von Tiek gelesen? Die Genoveva hat, dünkt mich, wirklich einige große Sachen, und diese Lieder sind sehr schön. Nur über das Lyrische geht Tieks Talent, auch in der Anlage nicht einmal, hinaus, und dramatisch, oder nur plastisch ist er gar nicht. Dann die entsetzliche Anmaßung und die ewige Nachlässigkeit, sogar keine künstlerische Sorgfalt. Wilhelm Schlegel hebt sich doch in ein Paar Todtenopfern über seinen gewöhnlichen Horizont.

Aber was haben Sie zu der Ausgeburt des Alarcos[3]) gesagt? Mit stärkeren Händen ist die Poesie noch nicht berührt worden, ärger hat man noch

---

[1]) Gentzens Weimarer Tagebuch aus dem November und Dezember 1801 ist im ersten Bande seiner „Tagebücher" (Leipzig 1873), S. 6—17 gedruckt; vgl. auch seinen langen und geistvollen Brief an Schiller vom 3. Januar 1802 im „Marbacher Schillerbuch", Bd. II, S. 345—353.

[2]) „Musen-Almanach für das Jahr 1802". Herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck. Tübingen 1802.

[3]) Alarcos. Ein Trauerspiel. Von Friedrich Schlegel. Berlin 1802.

nie mit Füßen getreten, was bisher in der Kunst Motif hieß und Gefallen erregte. Ich behaupte, das beste Motto auf Friedrich Schlegel kann man jetzt aus dem Alarcos selbst nehmen: „So stürzt der Held nun hin zu eignen Handen!“ [1]) Schauerlich ordentlich ist mir noch das Beste darin gewesen, der grasse Lauf der Geschichte, und die Behandlung, die recht darauf berechnet ist, dieß noch grasser zu zeigen. Wenn man am günstigsten davon urtheilt, kann man es doch, dünkt mich, nur eine dramatisirte Ballade nennen. Schlegel hat sich unstreitig eingebildet, das Schicksal werde noch mächtiger und reiner allwaltend erscheinen, je weniger er Charaktermotive einmischte, aber gerade das Schicksal ist, meiner Empfindung nach, ganz müssig darin. Es sind bloß niedrige Quälgeister, die mit Luftgebilden von Menschen ihr Spiel treiben, und diesem gespensterartigen Stoff entspricht die Gothische Behandlung, die eckigte Sprache und die unausstehlichen metrischen Schnörkeleien. Dies heißt zwar jetzt in dieser Schule der eigentlich poetische Schmuck an den das Publicum nach und nach gewöhnt werden müsse. Aber ich hoffe, daß das nicht gelingen soll.

Wilhelm Schlegel sagte mir, ich würde an seinem Jon [2]) sehen, daß die beiden Brüder nicht nach denselben Principien arbeiteten. Ich habe ihn nur leider noch nicht gesehen. In Berlin hat er misfallen. Das beweist nun zwar bei dem elenden

[1]) S. 62 der Originalausgabe.

[2]) Jon. Ein Schauspiel. Hamburg 1803.

Spiel, und noch elenderen Publikum nichts. Allein auch die Bessern finden ihn zwar schön versificirt, mit einzelnen großen Sentenzen, im Ganzen aber frostig, nüchtern und trocken.

Ich habe diesen Brief bis zum 18ten liegen lassen müssen, theurer Freund, weil mir sehr viele heterogene und zerstreuende Beschäftigungen dazwischen kamen, und ich den größten Theil dieser Zeit in Berlin und noch mehr zwischen hier und Berlin auf der Landstraße zugebracht habe. Meine Sache ist entschieden, und es ist gewiß, Lieber, daß ich im Herbst nach Italien gehe. Sie wissen, daß seit längerer Zeit das Sprachstudium mich am ernstlichsten beschäftigt. Ich glaube in den allgemeinen Ideen darüber nicht unbedeutende Fortschritte gemacht zu haben, ich habe einen allgemeinen Plan, den ich, sobald ich nur zunächst eine ruhige Muße habe, vollenden und vorlegen werde. Dann muß an der Ausführung, denn mein Plan geht auf eine allgemeine Encyklopädie des gesammten Sprachstudiums, und mithin aller Sprachen, stückweise durch mich und andre gearbeitet werden. Es ist mir äußerst lieb gewesen zu sehen, daß Sie diesen Beschäftigungen nicht abhold sind. Ich glaube sie auch künftig vor Ihnen rechtfertigen zu können, da ich sie immer mit Philosophie und Völkerstudium verbinde. Zu diesem Studium aber ist es schlechterdings nothwendig, daß ich mich nach einander eine längere Zeit in verschiednen fremden Ländern aufhalte. Das Reisen auf meine eignen Kosten, mit

meiner sehr starken Familie, wurde mir zu lästig, ich mußte also von dieser Seite eine fremde Unterstützung suchen. Es kam noch dazu, daß doch auf die Länge bei uns das Herumreisen und Verzehren seines Vermögens außer Lande nicht gut geheißen wird. Auf der andern Seite konnte es mir auch nicht gleichgültig werden, auf eine Vermehrung meiner Einkünfte zu denken. Meine Kinder wachsen heran, ihre Erziehung kostet von nun an ungleich mehr, als bisher, und selbst ihre künftige Versorgung macht es für mich rathsam, mir Verbindungen im Dienst zu verschaffen. Alle diese Gründe zusammen bewogen mich, vorzüglich noch durch die Unlust an Berlin und Berlinischer Gegend verstärkt, bei dem König um eine Anstellung im diplomatischen Fach einzukommen. Ich zweifelte fast an dem Erfolg dieses Schritts; allein eine unerwartete Verbindung von Umständen, und vorzüglich der Zufall, daß einige Personen, die ich kaum mehr, als dem Namen nach kannte, und auf die ich nie gerechnet hätte, sich mit einer unbeschreiblichen Wärme für mich thätig gezeigt haben, hat die Sache schnell zur Entscheidung gebracht. Der König hat zwei diplomatische Posten in Italien; einen Residenten in Rom, und einen Chargé d'affaires in Neapel. Der erstere wird jetzt rappellirt und hier angestellt; der letztere ist gestorben. Beide Stellen werden nun in meiner Person vereinigt, doch muß ich in Rom wohnen, weil die Geschäfte der Residentur (lauter geistliche für unsre katholischen Provinzen)

nothwendiger und dringender sind, als die bloße diplomatische Correspondenz des letzteren. Auf dem Wege soll ich den König von Etrurien [1]) von unserm König becomplimentiren. Diese Stelle ist nichts weniger, als glänzend, ich konnte auf eine eigentliche Gesandtenstelle Anspruch machen, und dieß ist bloß eine Residentur. Indeß vertauschte ich sie jetzt mit keiner andern ohne Ausnahme. Sie ist in einem Lande, nach dem ich mich an sich sehnte, das ich besonders gern jetzt mit Spanien vergleichen möchte, und das mir auch in Rücksicht des Sprachstudiums wichtig ist, weil ich darin die Kenntniß der südlichen Sprachen vollenden kann, und dann bin ich verhältnißmäßig, und dafür, daß ich keine Repräsentation zu machen habe, nicht übel bezahlt. — Deutschland und wieder auf mehrere Jahre zu verlassen, ist freilich immer etwas Großes, besonders für mich. Ich bin einmal sehr Deutsch, und werde es ewig bleiben. Aber ich bin auch vorzugsweise vor andern gestimmt, einigermaßen selbst dazu gemacht, mit dem Vaterländischen Stoff das in der Fremde Erworbne zu verbinden, und am Ende kehre ich doch gewiß nach Deutschland zurück. Sie, mein theurer inniggeliebter Freund, sehe ich vor meiner Abreise noch gewiß, die abermalige Trennung von Ihnen und Göthe und Körner ist das was mich eigentlich schmerzt. Aber wie wenig haben

[1]) Ludwig, vorher Erbprinz von Parma, seit 1801 König des neu errichteten, aber 1807 schon wieder beseitigten Königreichs Etrurien, gestorben 1803.

wir uns auch jetzt genossen? und wie wenig Aussicht war für die Zukunft! Ihnen würde ich nie, auch wenn sich günstige äußre Umstände ereigneten, rathen können, in Berlin zu wohnen, und ich fand in sehr vielen Dingen unübersteigliche Hindernisse mich in Weimar zu etabliren. Auf immer werde ich nicht in Rom seyn. Es fehlt bei uns in der Carrière, in die ich komme, an brauchbaren Subjecten, und man wird mich bald wo anders hinschicken wollen. In den Zwischenzeiten komme ich natürlich hierher zurück, und wir sehn uns wieder. Vielleicht kämen auch Sie einmal nach Italien. Ihnen würde ich es mehr als Paris rathen, und wir verlebten dann glückliche Monate in Deutschem Gespräch unter Italiänischem Himmel! Von Herzen Adieu! H.

Noch ein Paar Worte, Lieber. Was ich Ihnen schrieb, ist zwar gewiß. Nur die Ausfertigung habe ich noch nicht. Ich weiß es nur aus dem Cabinet. — Heute gehe ich mit der Li nach Berlin, wo sie Wochen halten wird [1]). Sie umarmt Sie herzlich,

[1]) Humboldts fünftes Kind und dritte Tochter Gabriele wurde am 28. Mai 1802 in Berlin geboren, wo sie am 16. April 1887 als Witwe des Staatsministers Heinrich v. Bülow starb. Am 29. Mai teilte Humboldt Schiller die Geburt seiner Tochter mit und bat ihn, sie auch Goethe wissen zu lassen; von K. Ende im „Euphorion", Bd. XII, S. 397 f. nach dem Original im Kestner-Museum in Hannover veröffentlicht. Der in diesem Schreiben erwähnte „ausführliche Brief" Humboldts an Schiller ist der vorliegende vom 11. Mai.

und ist leidlich wohl. Ich hoffe, es soll alles gut gehen. — Adressiren Sie Ihre Antwort Berlin Charlottenstraße, nr. 41. beim GeheimeRath Kunth abzugeben. Vor dem Herbst reise ich nicht ab.

18ten.

Tausend Grüße von uns an Lolo und die Wollzogen!

34. 1802 Dezember 10.

Am 30. Dezember bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 136.

nr. 2.[1]) Rom, den 10 Xbr. 1802.

Ich bin seit 14 Tagen in Rom[2]), liebster Freund, und fange an, mich ein wenig zu orientiren. Mehr noch meine Einführung in meinen Posten, als unsre erste Einrichtung, die im Grunde noch meist ganz zu machen ist, hat mich zwar bis jetzt sehr zerstreut, aber ich habe immer Stunden gefunden, mich loszureißen und einsame Spaziergänge zu machen. Ich sage einsame, denn das habe ich bisher charakteristisch, und auf mich von wohlthätiger Wirkung gefunden, daß man unter großen Monumenten einsam umherwandelt, daß man sich ebenso seinen Gedanken, seinen Empfindungen überläßt, als wäre man in der freien Natur. Die tiefen Gefühle

[1]) Die erste Nummer dieser neuen (dritten) Nummernreihe war jedenfalls der am 4. November bei Schiller eingetroffene, nicht mehr vorhandene Brief aus Mailand (Kalender S. 133).

[2]) Humboldt war am 25. November 1802 mit seiner Frau und seinen fünf Kindern in Rom eingetroffen.

der Seele zu wecken, und von allem übrigen abzuziehen, ist allen großen Gegenständen eigen; in Rom bewirken es die ungeheuren Monumente der neueren, die rührenden der alten Zeit, in Paris, erinnere ich mich noch sehr gut, that selbst das Gewühl, das wie das Bild Einer bewegten Welt die Einbildungskraft ergriff, dasselbe. Auf diese Weise, und mehr noch mit dem Totaleindruck, als dem Einzelnen beschäftigt, habe ich erst die Hauptpunkte an den verschiedenen Enden der Stadt besucht, die PetersKirche, das Lateran, Maria Maggiore, und im Mittelpunkte den Capitolinischen und Palatinischen Hügel mit dem Colossaeum und den unzähligen andern Ueberresten. Meine nächste Sorge soll nun die seyn, genau das Local des alten Roms zu kennen. So unbedeutend das auch scheinen mag, hier wird man einmal durchaus und durch alles dahin getrieben, und einmal über das andre fällt mir ein: Aber Rom in allem seinem Glanze Ist ein Grab nur der Vergangenheit![1]) Wohin man blickt wird man in das Alterthum hinübergezogen, und gern wendet man die Augen vom heutigen Elend und der heutigen Erbärmlichkeit ab. Denn Elend und ein unbegreifliches, von dem man jedem,

---

[1]) Aus Schillers „Lied an die Freunde", Strophe 4, das soeben im Tübinger „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1803" (S. 1 f.) erschienen war. Karoline v. Humboldt zitiert das Lied gleichfalls in ihrem Brief vom 10. Januar 1803 an Schweighäuser (abgedruckt bei Leitzmann, „Neue Briefe" S. 50).

der es nicht selbst zu sehen braucht, das Bild ersparen muß, ist im Volke, und Erbärmlichkeit über Erbärmlichkeit in den Reichen und Großen. Glücklicherweise ist es leicht, sich von da zu besseren Zeiten zu flüchten, und selbst mich verbinden meine Geschäfte nur wenig in Gesellschaft zu gehen, die freilich auch hier nichts weniger als interessant ist. Bis jetzt wohnen wir in demselben Hause, das die verwittwete Herzogin hier besessen hat, in der Villa di Malta, auf dem Monte Pincio [1]). Die Lage könnte nicht schöner seyn. Von einer ofnen Terasse neben meiner Stube übersehe ich ganz Rom, und ein kleiner Garten dabei ist bequem für die Kinder. Allein vielerlei Umstände machen diesen wirklich schönen Sommeraufenthalt doch im Winter und für einen, der hier bleibend ist, zu unbequem. Wir ziehen also um Neujahr hier aus in die Strada felice dicht bei Trinità di Monte, wo wir näher der Stadt sind, und zwar den Garten, nicht aber eine weite und schöne Aussicht entbehren. Da indeß

---

[1]) Die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar war am 15. August 1788 nach Italien gereist und am 20. Juni 1790 von da wieder in Weimar eingetroffen; vgl. W. Bode, „Amalie, Herzogin von Weimar, ein Lebensabend im Künstlerkreise", Bd. III (Berlin 1908), S. 5 ff. Die Villa Malta (früher Aquaviva) war später Eigentum des Königs Ludwig I. von Bayern; jetzt besitzt sie der frühere Reichskanzler Fürst Bülow. Anfang 1803 zogen Humboldts in die Wohnung des seitherigen Residenten Uhden, den Palazzo Tomati in der Via Gregoriana bei Trinità dei Monti.

auch diese Wohnung noch nicht ganz unsern Wünschen entspricht, so wollen wir uns dort bloß vorläufig einrichten, um zu sehen, ob wir vielleicht etwas Besseres finden. Die eigentlichen Unbequemlichkeiten sind bei weitem nicht so groß, als ich sie mir vorgestellt habe. Die Häuser sind viel fester gebaut, als ich vom Süden erwartete, es giebt häufig Kamine, hie und da kleine eiserne Oefen, und dann noch Behältnisse, die man über die bloßen Feuerbecken stellt, und die ihr sonst unvermeidliches Dampfen verhindern. Aber dagegen sind die Quartiere, die man findet, übel vertheilt, und durch Mangel an Licht und altmodisches Ameublement ebensowenig freundlich, als durch die Größe der Zimmer heimlich. Ueberhaupt hätte man Unrecht, Rom eine schöne Stadt zu nennen, sie hat kaum einzelne schöne Theile, nur schöne und große Stücke. Die Straßen sind meist eng, es sieht fast überall schmutzig aus, und die große Volksleere wird dem Fremden selbst in den am meisten begangenen Straßen fühlbar. Ohne sonderlichen prophetischen Geist läßt sich in der That sagen, daß Rom sich seinem politischen Untergange naht. Die päbstliche Regierung, deren Glanz und Größe immer mehr auf der Meynung anderer und eignem Stolze beruhte, hat jetzt, da diese beiden Stützen wanken, ganz ihren Charakter verloren. Wenn man es sich hier auch nicht immer geradezu gesteht, so fühlt man doch, daß es nur eine erbettelte Existenz ist, die ihr noch verstattet wird. Weder der

Pabst[1]), ein gutmüthiger verständiger Mann übrigens, noch die Kardinäle haben mehr das wahre Vertrauen zu sich und dem Glauben andrer; und da der Glanz nun gewichen ist, so sieht man die ungeheuren und Schaùder erregenden Blößen. Soviel die Regierung erpressen und zusammenscharren kann, thut sie es, wohin sie es wieder wendet, ist zweifelhafter, wenigstens genießt schwerlich das Land und das Volk diese Summen, die es mit den größten Aufopferungen erschwingt. Seit einigen Jahren sind nun unglückliche Ernten dazugekommen, und so ist jetzt Theurung und Elend aufs höchste gestiegen. Es kommt wirklich einer Hungersnoth äußerst nah, und man fürchtet sogar, daß die ekelhaften Nahrungsmittel zu denen die ärmste Volksclasse ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt ist, im Frühjahr und Sommer eine Epidemie hervorbringen können.

Von Deutschen hat sich schon ein kleiner Kreis um unsern Thétisch des Abends versammelt. Unter andern haben wir Graß[2]) hier wiedergefunden, der von Rom weit mehr erbaut ist, als er es von Paris war. Ich sehe ihn gern, weil er wirklich eine äußerst originelle Manier hat, und sich ernstlich um Kunst bemüht. Sein Aeußeres hat überaus gewonnen, nur im Ausdruck hat er immer eine Ungewandtheit, die das Gespräch mit ihm erschwert.

---

[1]) Pius VII., Papst von 1800 bis 1823.

[2]) Karl Gotthard Graß aus Livland (1767—1814), Maler und Dichter, ursprünglich Theologe.

Fernow's [1]) im Frühjahr bevorstehende Abreise thut mir ernstlich leid. Er ist ein sehr angenehmer Mensch, und gewiß nicht uninteressant. Hier ist er mir doppelt wichtig, weil er sich jetzt seit Jahren ausschließend mit der Italiänischen Sprache beschäftigt und eine Grammatik geschrieben hat, die nun in Deutschland gedruckt werden soll. Er hat auch eine interessante Büchersammlung und hat besondern Fleiß auf die verschiednen Dialecte gewandt. Ob der Aufenthalt in Deutschland ihm d. h. seinen Finanzen (denn ohne dies Motiv kehrte er schwerlich je zurück) ersprießlich seyn wird, soll mich wundern. Ich zweifle. Von hier aus gab ihm das Land selbst Stoff zu einer einträglichen Schriftstellerei. In Deutschland? Mit seinen ästhetischen Ideen wird er, der noch in der Philosophie nicht über Kant hinaus ist, nicht weit reichen. Die Italiänische Literatur, wie er sie treibt, kann nicht lange weder für Vorlesungen, noch Schriftstellerei hinreichen, und was bleibt alsdann übrig? Mir scheint es, als hätten Bötticher [2]) und Bertuch [3]) ihn nur zum Zurückkommen beredet um ihn ad usus suos zu convertiren.

---

[1]) Karl Ludwig Fernow (1763—1808), Ästhetiker, seit 1794 in Rom, von wo er 1803 als außerordentlicher Professor nach Jena zurückkehrte. Seine „Italienische Sprachlehre" erschien 1804 in Tübingen in zwei Teilen

[2]) Karl August Böttiger (1760—1835), seit 1791 Direktor des Gymnasiums und Oberkonsistorialrat in Weimar.

[3]) Friedrich Justin Bertuch (1747—1822), Buchhändler und Schriftsteller in Weimar.

Auch Zoega[1]), der Ihnen wohl bekannte Däne, geht im Frühjahr nach Kiel, und auch seine Abreise thut mir leid. Er ist zwar ein sehr trockner, kaum einmal sehr umgänglicher Mann, aber er hat tiefe gelehrte Kenntnisse, und hat ungeheure Arbeiten gemacht, von denen nun aber seine plötzliche Versetzung nach Deutschland die meisten ganz unbrauchbar macht. So hat er zwei halbvollendete Werke, eins über die Topographie des alten Roms[2]), das andre bei weitem schätzbarere über die Basreliefs[3]), deren es hier so ungeheuer viele giebt, und die er alle mit unsäglichem Fleiße gesammelt,

---

[1]) Johann Georg Zoëga (1755—1809), berühmter Altertumsforscher und Koptologe, seit 1783 ständig in Rom und seit 1798 dänischer Generalkonsul beim Kirchenstaat.

[2]) Die „Topographie" ist nicht erschienen. Das Werk wurde von ihm zunächst 1800 in französischer Sprache zum Druck fertig gestellt, dann 1803 auf Dänisch gänzlich umgearbeitet; im Winter 1806—7 endlich begann er eine dritte italienische Bearbeitung, die er nicht vollendete. Zoëgas Nachlaß befindet sich in der Königl. Bibliothek in Kopenhagen. Vgl. F. G. Welcker, „Zoegas Leben". Th. II, S. 426—432. Stuttgart und Tübingen 1819.

[3]) „Li Bassirilievi antichi di Roma incisi da T. Piroli colle illustrazioni di G. Z." Pubblicati da P. Piranesi. 2 tomi. Roma 1808. Das Werk enthält übrigens nur einen Teil des von Zoëga gesammelten Materials, vgl. F. G. Welcker, „Zoegas Leben", Th. II, S 372—379 und 434—440. Eine deutsche Bearbeitung erschien unter dem Titel: „Die antiken Basreliefe von Rom in den Originalkupferstichen von T. Piroli in Rom." Mit den Erklärungen von G. Z. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. G. Welcker. Th. I und Atlas. Gießen 1811—12.

beschrieben, und erklärt hat. Beide kann er dort, wo er nicht einmal allen nöthigen Bücherapparat, oder doch höchstens den haben wird, nicht fortsetzen. Er giebt jetzt noch, ehe er weggeht, ein Verzeichniß der Coptischen Manuscripte des Cardinals Borgia heraus [1]).

Mein Vorgänger Uhden [2]) wird in kurzer Zeit Sie selbst in Weimar, wo er durchreist, sehen. Er sagt mir, daß er Sie schon kennt. Sie werden in ihm einen sehr unterrichteten Mann finden. Doch hat er sich am meisten mit dem trocknen Münz- und Etruskischen Studium abgegeben.

Sobald nur meine ersten häuslichen Einrichtungen gemacht sind, werde ich sagen können in Ruhe zu seyn. Dann, wie ich schon jetzt sehe, giebt es wenigstens fürs erste der Geschäfte nicht so viele, daß sie mich von eignen Studien abhalten sollten. Ich denke dann wieder ernstlich an diese zu gehen, und hoffe, Sie sollen bald mehr davon hören. Wie ich Ihnen im Anfange dieses Briefes schrieb, so glaube ich, ist Rom sehr gut, alles zu treiben, selbst wozu Abgezogenheit und eigne Stimmung

---

[1]) „Catalogus codicum Copticorum manuscriptorum qui in museo Borgiano Velitris adservantur.“ Romae 1810.

[2]) Johann Daniel Wilhelm Otto Uhden (1763–1835), bis 1802 Resident in Rom, zuletzt Staatsrat. In seinem Einführungsschreiben für ihn an Goethe vom 10. Dezember 1802 (Bratranek Nr. 37) erwähnt Humboldt, Uhden habe seinen zwölfjährigen Aufenthalt in Italien vortrefflich benutzt und eine ungeheure Menge Materialien und selbst viele Sachen gesammelt.

gehört, und Schellings Project die Metaphysik zur Veränderung einmal hier zu treiben, kommt mir so übel nicht vor. In den Hallen der Peterskirche muß es sich schon sehr schön meditiren lassen. Den Anblick dieses Gebäudes wünschte ich Ihnen doch. Den meisten jetzigen Fremden scheint sie zu misfallen, sie kommt ihnen nicht einmal so groß vor, als sie ist, und wahr ist, daß sie nicht ungeheuer erscheint, weil alles in so wundervollem Ebenmaße ist. Aber die recht eigentliche, reelle Größe, deren Eindruck doch viel bleibender als der des Ungeheuern ist, die lernt man erst an ihr kennen. Himmlisch schön und groß ist noch die Gegend um Rom. Erinnern Sie z. B. Göthe einmal an den Platz vor dem Lateran. Wie man da über eine prächtige Wasserleitung hin auf die Gebirge von Tivoli und Frascati sieht, darüber geht nichts; und dann daß man diese Plätze so still und einsam, als wanderte man in einer zerstörten Stadt, genießen kann, das giebt, mit dem Anblick der alten Ruinen verbunden, ein so wunderbares Gefühl, als sähe man auch schon jene neueren Gebäude in Trümmern sinken.

Die Li grüßt Sie und Lolo und Göthe und Meier herzlich. Meiern danken Sie recht eigentlich in meinem Namen für den Rath über Perugia zu gehen. Welche Gegend am Trasimenischen See, welche Eichen und Weinreben die sich um Ulmen schlingen[1], und dann die Lage von Perugia,

[1]) Achtzehnhundert Jahre früher hatte der in den unwirtlichen Pontus verbannte Ovid diesen entzückenden

Spoleto. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir recht, recht bald und recht viel. Von inniger Seele Ihr Humboldt.

35. 1803 April 30.

Antwort auf Schillers Brief vom 17. Februar — 3. März (Leitzmann Nr. 64), der übrigens nach Kalender S. 141 erst am 16. März abgegangen zu sein scheint; am 24. Mai bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 145.

nr. 4.[1] Rom, den 30. April, 1803.

Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für Ihren lieben freundschaftlichen Brief, der mich tief gerührt und innig gefreut hat. Er hat mich lebendig zu Ihnen hin, und noch lebendiger in jene Zeit versetzt, die wir, durch Gespräch und Beschäftigung eng verbunden, mit einander verlebten. Auch ich habe so oft und tief gefühlt, was ich durch die Entfernung von Ihnen verloren habe, daß ich mich mehr als einmal gefragt habe, wie ich dies schöne Verhältniß selbst willkührlich aufheben konnte? Der Leichtsinn, schnell zu verlassen, worin man sich

---

Anblick, den er von nun an entbehren mußte, in seinen „Epistulae ex Ponto", lib. III, epist. 8, v. 13 f., fast mit denselben Worten, wie Humboldt, die diesem vielleicht vorschwebten, geschildert:

Non hic pampineis amicitur vitibus ulmus:
Nulla premunt ramos pondere poma suo.

[1]) Die nr. 3 war der am 31. März bei Schiller eingetroffene, nicht mehr vorhandene Brief (Kalender S. 142), der sich mit Schillers Brief vom 17. Februar — 3. März (Leitzmann Nr. 64) kreuzte.

glücklich fühlt, ist aber dem Menschen einmal eigen; es gesellt sich dann der Zufall hinzu und macht, was man unwichtig und vorübergehend glaubte, bedeutend und langdauernd, und so ist es buchstäblich mir gegangen. Ich glaubte Sie auf ein, höchstens zwei Jahre zu verlassen, und es haben sich an diesen ersten Schritt Verhältnisse angeknüpft, die uns jetzt leider wahrscheinlich auf sehr lange trennen werden. Wer weiß aber, mein Lieber, ob uns nicht auch ein ähnlicher Zufall zu Hülfe kommt? und immer und ewig bleibt mir niemand in den innersten Gedanken und Richtungen so nahe verwandt, als Sie. Nur Ihnen ist es gegeben, das Höchste und Reinste in Idee und Phantasie, zu dem sich andre nur momentweise erheben, woraus die meisten und besten wenigstens oft wieder herabgezogen werden, zu Ihrem wahren und beständigen Element zu machen. Daraus entsteht in Ihnen die immer partheilose Gerechtigkeit und die nie unterbrochene Milde, die Milde, die mit jedem Jahre noch in Ihnen zunimmt und die meine Frau und mich, noch bei unserm letzten Zusammenseyn [1]) aufs tiefste und innigste gerührt hat.

Was Sie mir von Göthe schreiben, thut mir unendlich leid [2]). Aber nach dem, was ich schon

---

[1]) Humboldts hatten sich auf der Reise nach Rom vom 19. bis 22. September 1802 in Weimar aufgehalten (Kalender S. 131); es war das letzte Zusammensein mit Schiller.

[2]) Im Brief vom 17. Februar — 3. März (Leitzmann Nr. 64): „Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern

neulich in Weimar an ihm bemerkte, kommt es mir weniger unerwartet. Seine Art zu seyn hat mich schon damals unendlich geschmerzt. Es ist eine Verstimmung, aus der sein Wesen, das schlechterdings mehr durch die Natur, als den Vorsatz bestimmt wird, nur zufällig durch äußere Umstände, oder irgend eine innere in ihm aufsteigende Geistes Thätigkeit gerettet werden kann. Wenn Sie sehen, daß er wieder so einsiedlerisch wird, als Sie es mir schreiben, und daß Ihr Zusammenseyn doch verloren ist, so thun Sie alles, um ihn zu einer Reise, sey es hieher oder nach Paris, zu bestimmen. Zwar halte ich selbst den Erfolg für zweifelhaft. Allein es ist dann auch wenig zu verderben, und ich glaube doch immer, ein Aufenthalt hier thäte ihm wohl. Es giebt in Weimar Lokalumstände, die Ihnen einfallen, ohne daß ich sie nenne, die übel auf ihn einwirken. Ich rechne hier

---

so überhand nehmen läßt und weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch concentriert. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit ... Seit einem Vierteljahr hat er, ohne krank zu seyn, das Haus ja nicht einmal die Stube verlassen ... Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Consequenz in seinem Thun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisiert werden in der Kunst überhaupt und besonders im dramatischen. Es entstünde doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben. Allein kann ich nichts machen, oft treibt es mich mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich gienge fort."

am meisten auf die Entfernung von diesen und die Einsamkeit; viel auf das Land, die noch übrigen Kunstwerke, und das günstige Vorurtheil, das er einmal für Rom hat; endlich auf uns. Sie kennen uns genug um zu wissen, daß wir ihn nie stören werden. Er kann uns sehen oder nicht sehen; bei sich oder uns; allein oder in Gesellschaft. Ich habe bemerkt, daß nichts ihn so verstimmt, als wenn er glaubt, daß man Anspruch auf ihn macht, und das ist doch, wenigstens seiner Meynung nach, in Weimar immer der Fall. Ich würde ihm auch rathen, seinen Knaben mitzubringen. Wo er ihm zur Last wäre, schickte er ihn uns, wo er für unsre Kinder sogar ein Gewinn ist, und außerdem würde es ihn erheitern. Theuer ist es freilich jetzt hier entsetzlich. Aber er, sein Sohn und ein Bediente leben doch reichlich mit 2000 Thalern das Jahr, und die bloße Herreise ist unbedeutend. Die ersten Einrichtungen könnten wir ihm sehr erleichtern. Wirklich, lieber Freund, überlegen Sie es ernstlich. Ich halte den Plan für sehr gut, aber freilich doch nur als Mittel gegen ein Uebel, und wenn Sie unter einander Sich wenig und nicht so, wie Sie beide es wünschen, genießen.

Ihnen muß ich leider in dem beistimmen, was Sie über eine Reise hieher sagen. Für Sie wäre der Erfolg zweifelhaft, und die Störung gewiß. Daß Ihnen Sinn und Interesse für bildende Kunst fehlen würden, glaube ich zwar gar nicht. Vielmehr würde ich fürchten, daß es Sie auf einmal

so mächtig ergriffe, daß Sie dadurch eine Zeitlang für alles andre unthätig würden. Sollte einmal, was ich mir jetzt nicht mehr möglich denke, indeß Ihre poetische Stimmung unterbrochen werden, sollten Sie Sich zu der Idee wenden, von der Sie mir einmal sprachen, eine Römische Geschichte zu schreiben, denn müßten Sie her. Denn das ist unläugbar und nicht bloßes Phantasiespiel. Von dem Reiz, den die Lectüre der Römischen Classiker hier hat, kann man sich anderwärts schlechterdings keinen Begriff machen.

Der Himmel segne Sie, theurer Freund, für den Gedanken uns Ihr Trauerspiel im Manuscript zu schicken [1]). Ich sehne mich unglaublich danach. Ich bin im Voraus sicher, daß Ihr Ringen mit den Alten nicht vergebens gewesen seyn wird. Aber warum wollten Sie nur leisten, was jene leisteten? Es ist einmal unverkennbar. Wir haben mehr, als sie und es ist möglich dies Mehrere poetisch darzustellen. Sie waren bloß, was sie waren. Wir wissen auch, was wir sind, und blicken darüber hinaus. Wir haben durch die Reflexion einen doppelten Menschen aus uns gemacht. Ich denke Sie mir mit der ganzen Stärke, und dem ganzen Reichthum, den dieser Vortheil gewährt, in den Realismus der Alten zurückgekehrt, und so entsteht freilich der höchste Genuß, ein unendlicher Inhalt in einer nach reinen Kunstforderungen beschränkten Form. Und

[1]) „Die Braut von Messina“, die Schiller am 1. Februar 1803 vollendet hatte (Kalender S. 140).

so wird Ihr neues Stück seyn. Immer werden Sie, wenn man Sie wahrhaft würdigt, der Schöpfer einer neuen Poesie heißen; einer Poesie, welche die Schranken der bisherigen durchbricht, sich eine neue, aber durch sich selbst geregelte Bahn bricht. Was Sie, in jeder Gattung gemacht haben hat ein Siegel geistiger Größe und Tiefe, das man sonst nicht findet. Was ich erst von Ihnen sagte, gilt auch von Ihren Arbeiten. Sie leben und weben mit aller Frische und Realität der Wirklichkeit doch in einem reineren und ätherischern Element, als andre. Sie sind erzeugt und erhalten sich durch Ideenkraft und bringen sie wieder hervor. Ihre Poesie verliert nicht an Anschaulichkeit und Innigkeit; aber sie gewinnt an Erhabenheit. Ja der Gewinn in diesem wird größer, je mehr Sie nur an jenes denken; und darum ahnde ich, was Ihre Braut von Messina seyn muß.

Wir waren ein paar Tage auf dem Lande, in Lariccia, Nemi, Genzano. Lassen Sie Sich von Meyer oder Göthe etwas von diesen Orten sagen. Welche himmlische Natur, welche milde und stille Größe, welcher anspruchlose Reiz! Wenn Sie eins der alten Gemählde aus den frühern Schulen sehn, voll Einfachheit und Größe und so wie mit nichts gemacht, so gleicht das immer diesen Gegenden. Nirgends ein auffallender Gegenstand, nichts, was einem Kontrast ähnlich sieht, alles Harmonie und Verschmelzung und das Ganze entzückend. Es geht einem hier aber auch wirklich

sonderbar. Man wird so von der Natur, dem Lande, der Kunst, den Erinnerungen angezogen, daß man total darüber die Menschen vergißt. Sie kennen doch meine Aufmerksamkeit auf diese, Sie wissen, daß mich nichts andres so anzieht, aber ich schwöre es Ihnen ich bin es noch kaum inne geworden, daß es Italiäner in der Welt giebt. Ich will damit ausdrücken, daß mich noch keine Erscheinung an ihnen zur Reflexion darüber gebracht hat. Ich denke darum nichts weniger als schlimm von ihnen, ich weiß sogar gewiß, daß mir ein großer Genuß bevorsteht, wenn die Offenbarung in mir geschehn wird; es soll Ihnen nur zeigen, wie dies Land das Gemüth unwiderstehlich zur einsamen Beschäftigung mit sich, mit der Natur und der Vergangenheit hinzieht. Bin ich erst da einheimisch, so wird sich das bunte Schauspiel der Italiänischen Völkerschaften auf einmal viel klarer vor mir aufrollen.

Einen Vorschmack davon hat mir neulich ein Gespräch mit dem Kardinal Ruffo[1]), dem bekannten,

[1]) Fabrizio Ruffo aus der herzoglichen Familie Baranello (1774—1827), seit 1791 Kardinal, machte durch den von ihm organisierten Kalabresen-Aufstand der von den Franzosen am 23. Januar 1799 in Neapel errichteten Parthenopäischen Republik im Juni des gleichen Jahres ein Ende. Dem interessanten, früher vielfach verkannten, ja als „Brigantenchef" und „Banditengeneral" hingestellten Manne, der in Wirklichkeit ein ebenso geschickter und glücklicher Soldat wie maßvoller Politiker war, ist erst die Monographie des Freiherrn J. A. v. Helfert, „Fabrizio Ruffo, Revolution

der den Krieg gegen die Insurgenten und die Franzosen in Neapel führte, gegeben. Es ist in der That sehr Schade, daß dieser Feldzug in Vergessenheit begraben seyn wird. In der ganzen neueren Geschichte könnte keiner so das Bild eines in hundert kleine Massen zertheilten Völkerkrieges, wie wir es z. B. im Thucydides finden, anschaulich und lebendig zurückführen. Triebfedern und Mittel, innere Verfassung und äußere Gestalt, alles verschieden von unsern gewöhnlichen Kriegen. Erst auf einem Maulthier, dann auf einem türkischen Schimmel durchzog Ruffo, immer an der Spitze seiner kleinen Macht, das Land von der untersten Spitze Calabriens bis Neapel. Mit 5 Menschen ging er von Sicilien ab, und nach und nach wuchs diese Begleitung bis zu etwa 1000 an. Diese waren wie der feste immer bleibende Kern. Die übrigen, die man brauchte, wurden zu einzelnen Expeditionen bestellt. Eine Armée zu verproviantiren fehlte es durchaus an Mitteln. Wollte Ruffo also ein Bergschloß einnehmen, oder den Feind in ofnem Felde angreifen, oder sonst einen Anschlag ausführen, so setzte er Tag und Ort der Zusammenkunft fest. Der Plan wurde ausgeführt, jedermann zog sich wieder zurück, und er brauchte den Haufen nur wenige Tage zu füttern. Er konnte mir nicht genug beschreiben, wie

---

und Gegen-Revolution von Neapel, November 1798 bis August 1799" (Wien 1882), gerecht geworden. Das auf persönlicher Bekanntschaft beruhende Urteil Humboldts über Ruffo ist unter diesen Umständen besonders bedeutsam.

Calabrien verschieden ist in Volkscharakteren von Ort zu Ort. Die Tapfersten wohnen dicht bei ganz feigen an. Doch sind sie im Ganzen muthig, klug, und gehn immer bewafnet. Alles in diesem Feldzug war persönlich. Ruffo war immer voran, immer da, wo die dringendste Gefahr war. Die Kalabresen, wie alle unkultivirte Nationen, setzen keine Ehre drein, sich dem Tode frei entgegenzustellen. Sie bücken sich vor dem Schuß des Feindes, und gebückt, wie aus einem Hinterhalt schießen sie auf ihn. Ruffo stand immer unbeweglich, wie arg auch die Kugeln fliegen mochten; sobald die Gefahr groß war, schickte er sein Pferd zurück, und dabei focht er nie mit, und zog während der ganzen Zeit nur einmal den Degen. Die abergläubische Menge sah ihn daher durchgängig für unverwundbar und von Gott gesandt an. Wo sie ihn sah, wandte keiner den Rücken. Aber als er sich nur ein einzigesmal, um das terrain um ein Schloß besser zu besehn, einige Augenblicke entfernte, wurden sie geschlagen. Der ganze Feldzug bestand größtentheils aus Belagerungen, und doch hatten sie weder Ingenieurs, noch Maschinen. Das kurze und entscheidende Mittel war immer der Sturm zu dem der behende Kalabrese nicht einmal Sturmleitern braucht. Einer steigt auf die Schultern des andern, und so schwingen sie sich auf die Mauern. Sie stellen sich so bis auf 4 Menschen auf einander, der unterste am weitesten von der Mauer ab, mit den Händen daran angelehnt, die andern immer näher. Schon

die Kinder üben sich darauf und es ist ein allgemeines Volksspiel, das durch Tradition auf sie gekommen seyn soll. Als Ruffo gleich anfangs mit seinem Haufen einige Tage in Cotrone bleiben mußte[1]), fürchtete er die üblen Folgen des Müssigganges. Er schlug also dem UnterAnführer vor, seinen Leuten eine Beschäftigung zu geben. Dieser führte sie vor seinen Augen hinaus, sie umstellten einen Theil der Mauern, und in wenig Augenblicken waren sie darin, und so wiederholten sie mehr als einmal diese Uebung. Zu einem ordentlichen Feldzug, der Anstrengung und Ausdauer gefodert hätte, wären diese durchaus sinnlichen Menschen nicht zu bringen gewesen. Sah man aber dieser Sinnlichkeit nach, so konnte man mit Sicherheit auf sie rechnen. Fast alle 8 oder 10 Tage mußte ihnen Ruffo erlauben, zu ihren Weibern zurückzukehren. Hatten sie sich dann wieder an ihnen gesättigt, sich ihrer Treue versichert, oder durch blutige Rache der Untreue ihre fürchterliche Eifersucht gekühlt, so kamen sie immer zum bestimmten Tage wieder zurück. An die schrecklichsten Auftritte hätten sich, sagte mir Ruffo, unmittelbar die komischsten Scenen angereiht, und bei jedem Anlaß wäre das kleine Heer in ein unauslöschliches Gelächter ausgebrochen. So erzählte er mir einen sehr komischen Vorfall. Einer

[1]) Cotrone war am 22. März von Ruffos Oberstleutnant Perez de Vera erstürmt worden; Ruffo traf am 25. in der von dessen Leuten geplünderten Stadt ein und verließ sie am 5. April. Vgl. Helfert, S. 129—131 und 195.

seiner Vasallen, ein gewisser Pietro, der furchtsamste Hase von der Welt habe ihn immer begleitet. Aus Treue gegen ihn habe er immer, auch im ärgsten Feuer, dicht neben ihm gestanden, aber aus Furchtsamkeit die entsetzlichsten Grimassen geschnitten. Einmal traf eine matte Kugel sein sehr dickes Halstuch, riß es ihm vom Halse daß es in der Luft flatterte, und der ganze Haufe, schon gewohnt über ihn zu spotten, rief wie mit Einer Stimme: la testa di Pietro! Der Kerl aber mit dem possirlichsten Ausdruck des Schreckens, stand ganz breitbeinig, mit krummen Knieen und zitternd da, hielt sich mit beiden Händen den Kopf, und schrie aus Leibeskräften, als fiele ihm der Kopf vom Reden der andern ab: no, no, la testa, la tengo. Es ist Schade, daß die Détails dieser Streifzüge, die mit Kenntniß des Landes und der Nation ganz objectiv und kalt erzählt, sehr viel Eindruck machen müßten, ganz verloren gehn werden. Ruffo ist jetzt still, mürrisch, und kommt nur, wenn man den Moment seiner guten Laune trift, darauf zu sprechen. Er erzählt wie jeder, dem es wenig ums Erzählen zu thun ist, abgebrochen, mit Voraussetzung alles Localdétails, das dem Fremden unbekannt ist, und hat noch dazu eine undeutliche Italiänische Aussprache. Aber was er erzählt, erzählt er prächtig. Man sieht es vor sich, mit einem Leben und einer Anschaulichkeit, die unbegreiflich ist. Er ist überhaupt ein Mann von sehr viel Geist, und noch mehr Charakter. Er ist klein und geht etwas krumm,

hat aber ein länglichtes geistreiches und feines Gesicht, ausgearbeitet bis in seine kleinsten Züge, hart und listig wenn Sie wollen, aber nicht auf die kleine und gemeine Weise. Auch ist er so nicht, nicht kriechend und schmeichlerisch, gar nichts von den hier so gewöhnlichen Pfaffenmanieren. Vielmehr einfach, eher kalt als zuvorkommend. Als ich bei ihm war, nahm er sich ganz so, als wäre er allein gewesen, zog eins nach dem andern eine ungeheure Menge Papiere aus der Tasche, ließ sich von seinem Schreiber noch mehrere vorlegen, machte über jedes laut für sich seine Bemerkungen; bei Tische sprach er gar nicht, aß still für sich weg, ließ sich nebenher mahlen; aber gegen das Ende, als er sah, daß ich mich in seine Art und sein Haus fand, und mich nicht als ein Fremder benahm, wurde er gesprächig und lustig und erzählte sehr lange, und erinnerte sich sehr behaglich mit den Leuten, die um ihn waren und die ihn damals begleiteten, wie Göthe sagen würde, an die alten Späße und Zustände. Was man von seinen Grausamkeiten und Treulosigkeiten erzählt, ist sehr übertrieben, glaube ich. Für sehr skrupulös halte ich ihn zwar eben nicht. Aber meistentheils mußte er wohl der ausschweifenden Menge nachgeben, die er wohl anfeuern, aber nicht zügeln konnte, und bei Hauptfactis in Neapel, das ist ausgemacht, handelte man gegen seinen Willen. Warum soll man auch jeden Menschen als eine moralische Potenz nehmen; lassen Sie mich diesen einmal als eine Erscheinung be-

trachten, und da ist er wenigstens eine kräftige an einem Ort, wo die selten sind. Jetzt beschäftigt er sich fast nur mit Wein- und Gartenbau und lebt meistentheils auf einem Gartenhause vor der Stadt. Für die innern, einsamen Betrachtungen mag solch ein Feldzug doch wohl manchen Stoff darbieten, und da kann es ihm wohl manchmal einfallen, für wen und für was er das auf sich geladen hat.

Aber ich bin, ohne daß ich es merke, ins Erzählen gerathen. Doch ist es Ihnen vielleicht nicht uninteressant, gerade etwas von diesem Mann zu wissen. Doch theilen Sie es nur, ich bitte Sie, etwa Göthe und den Ihrigen mit. Ich möchte Ihnen wohl noch etwas von mir und meinem Beginnen sagen. Aber ich bin damit am Ende, wenn ich anfange. Ich habe bis jetzt noch eigentlich nichts gemacht. Aber ich hatte auch sehr schlimme Störungen durch Fremde, um die ich mich nicht anders als sehr viel bekümmern konnte, und dann ist ein Ort, wie Rom, selbst, sogar ohne tief einzugehen, ein Studium das viel Zeit weg nimmt. Meine Geschäfte und mein Briefwechsel, der aus Ursachen, die ich nicht heben kann, sehr weitläuftig wird, nehmen mir nur meistentheils einige Tage in der Woche, die aber auch ganz weg. Ich fühle mich aber nicht ohne innere Fruchtbarkeit, bin selbst durch meine Geschäfte in eine raschere und regelmäßigere Thätigkeit gekommen, und so verzweifle ich nicht. Sagen Sie ja Göthen, daß mich die metaphysischen Ideen wie ein Gespenst verfolgen, ich habe keine Zeile der

Art bei mir, aber ich sehne mich ordentlich nach Schellingschen Büchern und habe selbst eigne Offenbarungen gehabt[1]). Je mehr ich mich von Deutschland entferne, das weiß ich nun einmal schon, desto mehr schlägt mir der Deutsche in den Nacken. Solange man drin ist, sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ich kann nicht läugnen, daß ich eine große Sehnsucht nach einer wichtigen Arbeit habe. Meine jetzige Lage widerstrebt der Ausführung nicht, sie ist ihr vielmehr auf mancherlei Weise beförderlich. Aber was ich arbeiten möchte, will sich noch nicht in mir gestalten. Ich fühle, und Sie geben mir vielleicht auch darin Recht, daß ich in meinen Ansichten eine eigenthümliche Richtung habe, daß ich innerlich in mir consequent bin, und vieles, auch mit Deutlichkeit bis auf die ersten Grundsätze zurückgeführt habe. Allein ich glaube nicht, daß ich je dahin komme, mich rein auszusprechen. Wenn ich von einer Sehnsucht nach einer Arbeit spreche,

---

[1]) Vgl. hierzu Schiller an Goethe, 24. Mai 1803: „Es ist ordentlich Krankheit, wie er mitten in Rom nach dem übersinnlichen und unsinnlichen schmachtet, so daß Schellings Schriften jetzt seine heftigste Sehnsucht sind" (Briefe Bd. VII, Nr. 1874). Dies Urteil hatte wohl seine Berechtigung in bezug auf die „eigenen Offenbarungen", die Humboldt gehabt haben wollte, war aber zu scharf hinsichtlich seines „Sehnens" nach Schellingschen Büchern; denn, wie Humboldt am 6. Juli 1803 an Schweighäuser schrieb, kannte er damals die Philosophie Schellings überhaupt noch gar nicht aus eigenem Studium; vgl. Laquiante, „Guillaume de Humboldt", S. 68 f.

so ist es auch eigentlich die, aus mir herauszulegen, was mich innerlich bewegt, was das Resultat eines sehr ernstlichen Nachdenkens und mancher Erfahrung ist. Aber eben weil es das ist, so entgeht es mir wie eine Kugel; ich finde keine Handhabe und keine Form. Auch ist in mir ein wunderbares Schwanken zwischen reinen Ideen und Beobachtungswesen. Ich glaube mich wohl von dem Vorwurf frei, daß ich beides mit einander vermische, aber ich kann das eine nicht treiben, ohne das andre zu verlangen; es dünkt mich immer ich müßte auf der einen Seite die abgezogenste Tiefe des einen, und auf der andern die unbeschränkteste Breite und Ausdehnung des andern erreichen; daher komme ich so oft auf Plane eines Détails das ein Menschenleben erfoderte, und so gerathe ich wieder in Stockung. Ich glaube nicht, daß ich diese Schwierigkeiten je überwinden werde; wie bisher werde ich schwerlich zu mehr kommen, als ein mittelmäßiges Ganzes zu schreiben, in dem einzelnes gründlich Gutes ist. Auch wäre es mir gar nicht um das Schreiben zu thun; ich habe nicht einmal Eitelkeit darauf, aber in Ideen besitzt man eigentlich nichts, was man nicht außer sich hinlegen kann, und um seine Ideen bis zur Darstellung zu bringen muß man sie darstellen. Auch wünscht doch jeder, daß etwas hinter ihm zurück bleibe. — Darum werde ich also ewig in einer Art schwermüthiger unbefriedigter Sehnsucht bleiben, bis es mir gelingt, oder bis von keinem Gelingen und Mislingen mehr die Rede ist. Auf jeden Fall

ist es mir gut, wieder auf einen neuen Schauplatz gekommen zu seyn. Wo ich keine Gegenstände der Beobachtung habe, wo ich mit Büchern und mir lebe, selbst bei dem besten Umgang, da werde ich abgezogen, dunkel, phantastisch. Helle und Anschaulichkeit gibt mir nur noch das eigne Anschauen. Darum ist es mir gut, daß ich ehmals selbst unser schönes Zusammenleben trennte und reiste, und auch die jetzige Reise wird mir wohlthun. Verzeihen Sie, lieber theurer Schiller, diesen nicht erfreulichen, auch wehmüthigen Schluß. Ihr Brief hat mich seit langer Zeit zum erstenmal ganz wieder geöfnet. Ich liebe Sie unendlich und vertraue niemand so wie Ihnen. Antworten Sie mir bald wieder und erhalten Sie mir Ihre liebevolle Theilnahme. Von Herzen Adieu!

Der Fürst und die Fürstin von Rudolstadt [1]) sind heute von Neapel zurückgekommen. Ich habe sie wegen des Posttages nicht sehen können.

Die Li grüßt herzlich. Tausend Grüße an Göthe! Ihr H.

Inliegende Verse [2]) hat unsre kleine Li neulich als der Prinz von Mecklenburg [3]) der Bruder

---

[1]) Ludwig II. (1767—1807), seit 1793 regierender Fürst, und seine Gemahlin Karoline Luise von Hessen-Homburg (1771 – 1854).

[2]) Die Einlage ist nicht mehr vorhanden.

[3]) Georg Friedrich Karl Joseph von Mecklenburg-Strelitz (1779—1860), der Bruder der Königin Luise von Preußen, Großherzog seit 1816.

der Königin hier war, und sie hörte, die Königin sey niedergekommen [1]), gemacht. Es ist kein Buchstabe daran geändert.

36. 1803 Juli 9.

Am 25. Juli bei Schiller eingetroffen, Kalender S. 149.

Rom, den 9. Julius, 1803. [2])

Wir sind schon recht lange ohne Nachricht von Ihnen und Göthe [3]), theurer Freund; Briefe aus Stuttgard sagen, daß Sie mit Cotta bei seinem Zurückkommen von Leipzig eine Reise in Ihr Vaterland gemacht hätten; allein ich dächte, in diesem Fall, wo Sie vermuthlich unbeschäftigter lebten, und uns um ein gut Theil näher wären, hätten Sie uns vermuthlich geschrieben. Ich denke Sie mir also in Weimar und in irgend einer neuen Arbeit [4]). Ich, mein Theurer, lebe indeß

---

[1]) Am 23. Februar 1803 wurde die Prinzessin Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geboren.

[2]) Humboldt hatte die seit seiner Ankunft in Italien neu begonnene Numerierung seiner Briefe nur bis zum vorigen vierten Brief, unserer Nr. 35, fortgesetzt.

[3]) Schillers letzter Brief an Humboldt datierte vom 17. Februar — 3. März, abgegangen am 16. März (Leitzmann Nr. 64), Goethes letzter vom 14. März (Briefe Bd. XVI, Nr. 4634).

[4]) Schillers Absicht, den von der Leipziger Messe nach Hause reisenden Cotta nach Stuttgart zu begleiten — Cotta traf in Weimar am 21. Mai ein — gelangte nicht zur Ausführung. Vgl. Cottas beide Briefe an Schiller vom 13. Mai

hier nicht müssig, das weiß Gott, aber noch nicht in der Thätigkeit, die ich mir wünschte. Es mangelt mir weder Zeit, noch Stimmung, aber die Ideen, die mir gerade jetzt die lebendigsten und liebsten sind, sind noch nicht reif, und ich muß von der Zeit abwarten, was sich nicht gewaltsam herbeizaubern läßt.

Heute möchte ich Ihnen eine Angelegenheit ans Herz legen, die mir ausnehmend wichtig ist und von der Ihnen Karoline, an die meine Frau vor Kurzem geschrieben, schon gesagt haben wird. Wir haben durch eine sonderbare und wirklich unglückliche Verbindung von Umständen den Hofmeister unsrer Kinder aus dem Hause verloren [1]), und sind jetzt in sehr großer Verlegenheit. Unter den Deutschen, die gerade jetzt hier sind, ist kein einziges taugliches Subject, und an einen andern, als einen Deutschen, kann und mag ich natürlich nicht denken. Sie sehen also, was meine Bitte ist. Sie leben zwar jetzt weniger, als ehemals, von jungen Leuten umgeben, aber Sie sehen selbst doch immer noch einige und könnten das erste Aussuchen Niethammer [2]) oder

---

und vom 3. Juni in „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta", herausgegeben von W. Vollmer, Stuttgart 1876, Nr. 407 und 408.

[1]) Friedrich Wilhelm Riemer (1774—1845); er wurde im September 1803 Lehrer von Goethes Sohn August, später Gymnasialprofessor und Bibliothekar in Weimar.

[2]) Friedrich Immanuel Niethammer (1766—1848), Professor der Philosophie in Jena.

Paulus [1]) übertragen. Nur dann das Subject zu prüfen, und die eigentliche Entscheidung zu fassen, ob Sie es für mich tauglich finden oder nicht, darum möchte ich Sie bitten.

Sie kennen ungefähr meine Bedürfnisse. Da ich mehr als Ein Kind zu erziehen habe, und die jüngsten klein sind, muß ich vorzüglich darauf denken, jemand zu finden, der zum eigentlichen Erziehen Lust und Geschick hat, der nach der Verschiedenheit der Charaktere und Alter den Kindern allerlei Beschäftigungen zu geben, und mit ihnen bis auf einen gewissen Grad hineinzugehen versteht. Das fehlte mir vorzüglich bei dem letzten. Er wußte gründlich und gelehrt Griechisch und Lateinisch, hatte aber nicht die Gewandtheit auch andre Dinge mit den Kindern, nach Bedürfniß und Gelegenheit, anzuspielen, er hatte selbst eine sonst recht gute, nur hier schädliche Scheu, etwas auf eine andre, als durchaus gründliche Weise anzufangen, und war daher nicht gemacht, in den Kindern eine wahre Regsamkeit des Kopfes und der Aufmerksamkeit zu wecken. Denn Sie fühlen, daß es nur das ist, worauf ich hiebei zuletzt hinauswill. Es ist wirklich zu wenig, wenn ein Lehrer, bloß Unterrichter in dieser oder jener Wissenschaft ist, wenn er nicht unmittelbar und mittelbar den Kopf zu bilden, seine Anlagen zu beurtheilen und zu benutzen versteht.

---

[1]) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851), Orientalist in Jena, seit 1810 Professor der Theologie in Heidelberg.

Ich weiß wohl, mein lieber Freund, daß man im eminenten Grad das nicht findet. Allein die höchsten und besten Kräfte werden oft auf eine, ich möchte beinah sagen, gemeine Art geweckt und gebildet. Es ist genug, daß ein Mensch sich gerne und viel mit Kindern abgiebt, daß er über verschiedene Methoden theils nachgedacht, theils sie geübt hat, daß er selbst lebendig und heiter ist, sich seines Geschäfts mit Wärme annimmt, sich von Zeit zu Zeit Stufen vorsetzt, zu denen er die Kinder bringen will, und darin zu gelingen, nicht bloß zu denken, daß er ihnen so und soviel Zeit gewidmet hat (der Erfolg sey, welcher er wolle) seine Freude und Beruhigung setzt. Gerade der beschränktere Mensch ist oft dazu tauglicher, als der eminente. Der letztere hat sich immer eine Wissenschaft gewählt, und natürlich mehr darauf gedacht diese zu erweitern, als sie zu lehren.

Der Unterschied besteht also nur in der größeren Aufmerksamkeit auf die Methode, als auf den Gegenstand des Unterrichts. Ein Subject bei dem sich dies fände, und das sonst tauglich wäre, würde ich in jeder Rücksicht vorziehn. Nur freilich hat man sich hier vor den Flachköpfen und den Albernheiten der neuern Pädagogik zu hüten, und die Hauptsache ist freilich immer, daß einer, auch unabgesehen auf sein Geschäft, ein guter, gern und mit Leichtigkeit raisonnirender Kopf sey.

Welches Fach er eigentlich für sich getrieben habe, ist mir gewissermaßen gleichgültig. Nur muß ich

wünschen, daß es eins von beiden sey, entweder alte Sprachen und klassische Literatur, oder Physik und Naturwissenschaften. Aber in keinem Fall wäre es mir lieb, daß er sich zu einseitig in eins von beiden verschanzt hätte, und in jeder Rücksicht würde ich eine allgemeinere und liberalere Bildung vorziehn. Einen bloßen Metaphysiker oder Naturphilosophen schicken Sie mir wohl von selbst nicht.

Eine Hauptsache bei einem Menschen, mit dem man leben soll, ist freilich der Charakter. Darüber aber auch fühlen Sie von selbst, was wir wünschen müssen. In jeder Rücksicht wäre mir eine kräftige und selbst derbe Natur darin lieber, als eine schwächliche, furchtsame, und kleinliche. Nur bei der ersteren kann man die so nothwendige Regsamkeit und Heiterkeit des Gemüths erwarten, und vor sentimentalen Verstimmungen, die unter den Deutschen jetzt wie Epidemieen herumgehen, sicher seyn.

Die äußern Bedingungen, mein lieber Freund, wären freie Station und 300 Thaler und wie sich von selbst versteht, die Reisekosten, wobei ich aber erwartete, daß er den nächsten Weg nähme, und sich nicht gerade unnöthig aufhielte. Führte noch Karoline ihren Plan aus, und käme hieher, so wäre es sehr gut, wenn sie ihn mitbringen wollte.

Meine Frau hat dies neulich schon selbst ihr geschrieben, und ich wünschte sehr, daß wenn Sie Sich unsrer Verlegenheit, die Sie Sich nicht groß genug denken können, annehmen wollten, Sie Ihren Ent-

schluß zusammen faßten, und nur den engagirten, der Ihre beiderseitige Zustimmung hätte. Wenn Fernow nach Deutschland zurückkommt, wird er sich gleichfalls Mühe geben, etwas für un's ausfindig zu machen, allein ich habe ihm ausdrücklich gesagt, daß ich nur Ihnen die Entscheidung anvertraut habe, und er wird also, wenn er in seinen Bemühungen glücklich ist, Ihnen nur Vorschläge thun. Ich rechnete nur insofern auf ihn, weil er meine Kinder und ihre Bedürfnisse jetzt genauer kennt. Sonst ist er, wie Sie in der ersten Viertelstunde sehen werden, in vieler Rücksicht zu einseitig, als daß ich mich hätte auf ihn verlassen mögen.

Ganz ohne Hülfe sind wir in diesem Augenblick nicht. Wir fanden noch glücklicherweise einen jungen Schweizer hier, den wir auf einige Monate haben konnten. Er ist aber eigentlich für die Folge ganz unbrauchbar und ein bloßes pis aller[1]). Ich habe

---

[1]) Der Name dieses jungen Schweizers erhellt aus Fernows Bemerkung in seinem Brief an Schiller vom 17. Januar 1803 aus Jena, Humboldt habe jetzt „seinen unnützen Tobler fortgeschickt", in „Briefe an Schiller", herausgegeben von L. Urlichs, S. 538. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. C. Keller-Escher war es Johann Christoph Tobler (1776—1853); im Jahre 1797 in Zürich ordiniert, war er wiederholt abwechselnd Geistlicher und Hauslehrer, wurde nach seinem Weggang aus dem Humboldtischen Hause 1804 Pfarrer in Schwamendingen bei Zürich, 1806 Lehrer des Französischen an der Züricher Gelehrten- und Bürgerschule, 1811 Vikar und 1812 Pfarrer in Wald im Kanton Zürich, wo er im Amte starb.

auch gleich die Parthie ergreifen müssen, mich selbst einige Stunden mit den Kindern täglich abzugeben, was aber für immer um so weniger angeht, weil meine Geschäfte sich eher vermehren, als vermindern werden.

Es thut mir herzlich leid, mein theurer Freund, gerade Ihnen mit einem Auftrage, dessen innre und äußere Schwierigkeiten ich fühle, beschwerlich zu fallen. Aber ich könnte ihn doch gerade in keine sichereren und bessern Hände legen, als in die Ihrigen. Sie kennen uns, nur von Ihnen kann ich erwarten, daß Sie uns nur einen Menschen schicken, der, was unumgänglich in diesem Fall nothwendig ist, eine gewisse Liberalität des Kopfes, des Geschmacks und der Sitten besitzt; das Aufsuchen eigentlich können Sie leicht einem Ihrer Bekannten in Jena auftragen, und die Beurtheilung wird Ihnen Caroline erleichtern.

Ob Sie den Menschen gleich annehmen sollen, oder nicht? darüber, mein Theurer, läßt sich von hier aus nichts bestimmen. Käme es so zusammen daß Sie recht nach Wunsch gefunden zu haben glaubten, und Caroline eben reiste so daß die Zeit zum Schreiben zu kurz wäre, nun so wäre es nicht nöthig, es vorher zu thun. Wäre dieser dringende Grund weniger, oder hätten Sie nur eine Wahl getroffen, weil sie einmal die weniger schlimme war, so. wäre mir (wie freilich immer, wenn es angeht) eine vorläufige Anzeige lieber. Es ist immer besser sich nicht zu übereilen, und ein Paar

Monate länger in einer interimistischen Lage zu bleiben [1]).

Von Göthe erwartet meine Frau schon seit langer Zeit eine Antwort [2]), und noch sehnlicher, wo möglich, sehen wir Ihrer Braut von Messina entgegen [3]). Ich freue mich unendlich darauf. Das Herz wird einem im Auslande doppelt offen für Deutsche Laute und vor allem in Italien, wo Land, Himmel und Alterthümer empfänglicher machen. Wie oft wünsche ich Sie hieher, wie herrliche Spaziergänge könnten wir hier machen, wie würde auch auf Sie diese Umgebung wirken; und dann muß ich mir doch wieder sagen, wie ich Ihnen

---

[1]) Vgl. hierzu Schillers Antwort vom 18. August (Leitzmann Nr. 65) und die weiteren Briefe der Beiden (ebenda Nr. 66—68). Am 6. Juli wandte sich Humboldt in der gleichen Angelegenheit auch an Schweighäuser (Laquiante S. 72—74), und am 23. Juli legte auch Karoline v. Humboldt diesem die Sache wiederholt ans Herz (ebenda S. 79 f.). Schweighäuser hatte denn auch Humboldt schon zwei Persönlichkeiten vorgeschlagen, den Philologen Karl Benedikt Hase und den Archäologen Friedrich Sickler (ebenda S. 87 und S. 92 f.), von denen letzterer dann 1805 tatsächlich auch Lehrer der Humboldtschen Kinder wurde; allein für den Augenblick machte der Tod Wilhelms, des ältesten Sohnes Humboldts (gest. am 15. August 1803 in Ariccia), die Annahme eines solchen unnötig.

[2]) Auf ihren Brief an Goethe vom 20. April (Bratranek Nr. 41).

[3]) Die erste Aufführung der „Braut" war am 19. März in Weimar erfolgt; im Druck erschien sie im Juni (Kalender S. 142 und 147).

auch neulich schrieb[1]), daß ich Ihnen kaum rathen könnte, eine Reise hieher zu unternehmen. Daß der Mensch doch immer so fest an dem Boden kleben muß. Denn eigentlich ist der Unterschied zwischen einem Baum und einem Menschen nur der, daß der Mensch seine Wurzeln mit sich schleppen kann. Mit tiefen und schweren Wurzeln hängt doch auch der freieste und unabhängigste immer an dem Boden, auf dem er einmal steht. Hier eine Inlage von Graß[2]) an Ihre Frau, die wir herzlich grüßen. Die Li umarmt Sie. Mit inniger und unwandelbarer Liebe Ihr Humboldt.

---

[1]) Am 30. April 1803, oben Nr. 35.

[2]) Die Einlage war wohl der Brief vom 12. Juni 1803, gedruckt bei L. Urlichs, „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", Bd. III, S. 143—147. Stuttgart 1865.





Nachträge und Berichtigungen.

2.

S. 40. Das Hellfeldsche Haus, in welchem Humboldt in Jena wohnte, befindet sich, wenige Schritte von Schillers Wohnung (jetzt: Unterm Markt 1) entfernt, dem Rathause gegenüber an der Ecke der Postgasse und der Löbderstraße und trägt heute die Bezeichnung: Postgasse 4 und 5; vgl. B. Litzmann, „Schiller in Jena“, Jena 1889, S. 106 und 110. Nach gef. Mitteilung des Gemeindevorstandes in Jena war der Eigentümer des Hauses der Kammerrat und ao. Professor der Medizin Dr. Christian August Friedrich von Hellfeld, Sohn des bekannten 1782 daselbst gestorbenen Pandektisten Johann August von Hellfeld.

4.

S. 48, Anm. 4. Gentzens Schrift „Von dem Politischen Zustande von Europa vor und nach der Französischen Revolution“, Berlin 1801, war zwar gleich mehreren andern seiner Schriften eine Frucht seiner Studien über die Revolution, jedoch nicht das Werk, das er über diese selbst geplant hatte; ein solches ist nicht erschienen.

8.

S. 71, Z. 5 v. u. Statt: Aber dieser lies: Aber diesen.

10.

S. 84. 85. Vgl. zu Humboldts nicht zur Ausführung gelangtem Plan einer „Charakteristik des griechischen Geistes" die Nachweisungen Leitzmanns in dessen Ausgabe der „Briefe von Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi", Halle a. S. 1892, S. 123.

21.

S. 151. Der „Reichsagent von Dietrich" war der nachmalige Kaiserliche Hof- und Legationsrat Franz Anton Ritter und Edler von Ditterich von und zur Erbmannszahl. Nach gef. Mitteilung des Archivdirektors der Stadt Wien, Herrn Dr. Hango, war er 1797 „Agent", d. h. vom Kaiser ernannter und vereidigter Vertreter des „Allerheiligen-Gotteshauses" (Ahrenberg) bei dem Reichshofrat; er wohnte im „Regensburger Hof", Nr. 797 der Oberen Bäckerstraße. — Über Schedel war nichts zu ermitteln.

24.

S. 178, Z. 1 v. u. Nachdem Humboldt einer Aufführung des Balletts „Telemach" in der Großen Oper beigewohnt hatte, gab er Körner in seinem Brief vom 21. Dezember 1797 (abgedruckt in Humboldts „Ansichten über Aesthestik und Literatur", herausg. von F. Jonas, Berlin 1880, S. 76—97) eine ausführliche Beschreibung des Stückes.

25. 27.

S. 202—205 und 215—224. Eine eingehendere Äußerung über die Stellung der französischen Gelehrten zur Metaphysik findet sich auch in Humboldts Brief vom 26. Oktober 1798 an F. H. Jacobi (Leitzmann „Briefe", S. 64—67 und 121).

29.

S. 242. 243. Henrichs, ein deutscher Buchhändler, der Bankrott gemacht hatte und keinen guten Ruf besaß, lebte

als Dolmetscher des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, vgl. L. Urlichs „Briefe an Schiller“, S. 387 Anm. 2.

31.

S. 274. Wenn Humboldt hier die Ansicht, welche in Schiller „eine Vereinigung dichterischer und philosophischer Anlagen, die jede einzeln schwächte, zu sehen glaubte“, eine „Verirrung“ nennt und Schillers Natur vielmehr „eine völlig bestimmte Richtung“ zuweist, die „so rein dichterisch, als es vielleicht je eine gegeben hat“, sei, so bezeichnet dieß eine bedeutsame Änderung seines im Brief vom 15. Oktober 1796 an F. H. Jacobi geäußerten Urteils, in Schiller strebe „der Geist eigentlich, das philosophische und poetische Genie in einander zu verschmelzen.“ Vgl. auch die Zusammenstellung von Äußerungen Humboldts über Schiller bei Leitzmann „Briefe“, S. 117.

33.

S. 303. Der kurz zuvor verstorbene preußische Chargé d'affaires in Neapel hieß nach dem Gothaischen Hofkalender für 1802, in dem er als „Agent“ bezeichnet ist, Santi.





Personenverzeichnis.

Die größeren Ziffern weisen auf die Seitenzahlen, die kleineren erhöhten auf die Anmerkungen der betreffenden Seiten hin. Kommt eine Person oder ein Werk auf derselben Seite zugleich im Text und in einer Anmerkung vor, so ist nur auf die Seite verwiesen. Zieht sich eine Erörterung über eine Person oder ein Werk durch mehrere Seiten hin, so ist nur die erste und die letzte Seite der Erwähnung mit Verbindungsstrich angegeben, während in allen Fällen, in denen eine Person oder ein Werk zwar auf mehreren Seiten hintereinander, jedoch ohne inneren Zusammenhang erwähnt wird, die Seitenzahlen einzeln aufgeführt wurden. Aus den Anmerkungen wurden in das Verzeichnis die Geburts- und Sterbejahre von Personen überhaupt nicht, Standesbezeichnungen und Wohnorte nur bei den wenigen aufgenommen, deren Vornamen nicht zu ermitteln waren.

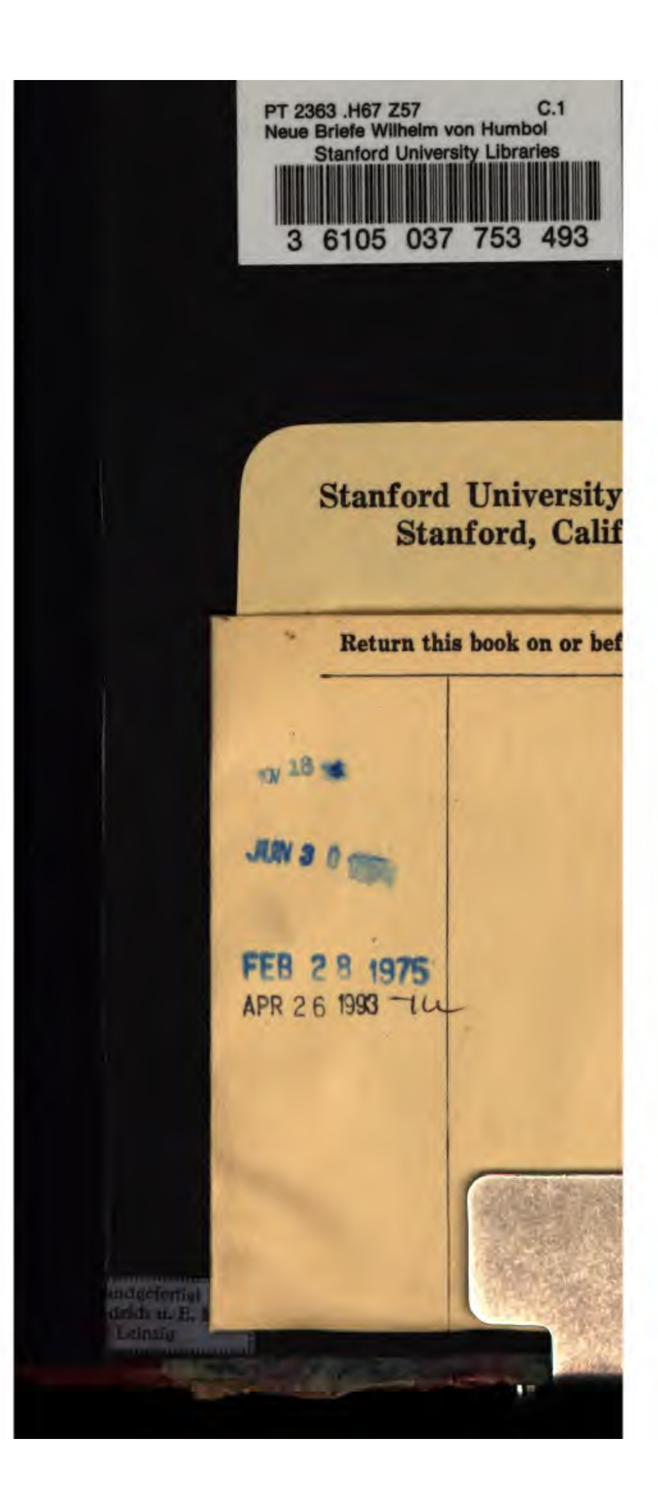


6.
1.









PT 2363 .H67 Z57 C.1
Neue Briefe Wilhelm von Humbol
Stanford University Libraries
3 6105 037 753 493
Stanford University
Stanford, Calif
Return this book on or bef
FEB 28 1975
APR 26 1993

